Dr. William Hirsch

Religion und Civilisation

Band 1

Religion und Civilisation.

1980

Neuauflage in zwei Bänden

Erster Band

FAKSIMILE - VERSAND

Postfach 10 14 20

D-2800 Bremen 1

Religion und Civilisation

vom Standpunkte des Psychiaters.

von

Dr. WILLIAM HIRSCH
New-York.

München
Verlag E. W. Bonsels & Co.
1910.

Vorwort.

Zur wissenschaftlichen Klarstellung geschichtlicher Vorgänge bedarf es der Mitwirkung fast sämtlicher Einzelwissenschaften. Die Psychologie, Anthropologie, Archäologie, Philologie, Geologie, ja die Astronomie — sie alle müssen dazu beitragen, den Schleier zu lüften, in den die Ereignisse der frühesten Vergangenheit gehüllt sind. Eine Wissenschaft, deren hohe Bedeutung für das richtige Verständnis gewisser geschichtlicher Vorgänge noch immer nicht genügend gewürdigt wird, ist die Psychiatrie. Geisteskrankheiten haben von jeher einen ungeheuren Einfluß auf die Entwicklung der Völker ausgeübt, und es gibt eine ganze Reihe geschichtlicher Vorgänge, die ohne psychiatrische Erklärung überhaupt nicht verstanden werden können.

Die Erzählungen der Bibel, sowohl des alten wie des neuen Testaments, haben allgemein als absolute Wahrheit gegolten, bis die moderne Naturwissenschaft in den Kampf gegen die alten Traditionen trat. Es entstand ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen jenen Fundamenten der althergebrachten Religionslehre und der modernen Wissenschaft. Jeder Versuch, jene Kluft zu überbrücken, hatte nur ein gegenteiliges Resultat zur Folge. In dem vergeblichen Bestreben, die biblischen Vorgänge mit den allgemein anerkannten Naturgesetzen in Einklang zu bringen, griff man schließlich zu einem, für solche Fälle radikalen Mittel, — man leugnete die betreffenden Personen und Begebenheiten

gänzlich hinweg, indem man sie als mythologische Dichtung bezeichnete.

Zuvörderst waren es nur die Personen des alten Testaments wie Vater Abraham und seine Genossen, die man aus geschichtlichen Figuren in mythologische Gestalten zu verwandeln suchte. In neuerer Zeit hat man sich jedoch auch an die Person des „Heilands“ gewagt und seine, den Naturgesetzen widerstrebende „Göttlichkeit“ in das Bereich der Dichtkunst verlegt. Man versuchte, auch Christus seiner historischen Existenz zu berauben, und begann, von einer Christus-Mythe zu sprechen.

Bei der Erörterung dieser Fragen muß man stets im Auge behalten, daß der einzige und alleinige Grund, der zu einer mythologischen Auffassung der biblischen Vorgänge führte, durch das Unvermögen gebildet wurde, jene Begebenheiten mit den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft in Einklang zu bringen. Ein anderer Grund liegt dafür nicht vor. Würde es sich in der Bibel anstatt um „Gottesoffenbarungen“ um alltägliche Dinge handeln, so würde es keinem Menschen einfallen, in Abraham einen mythologischen Helden zu erblicken, denn in jeder anderen Hinsicht trägt die Bibel keineswegs den Charakter einer mythologischen Dichtung sondern lediglich den eines historischen Werkes.

Noch weit willkürlicher als die mythologische Auffassung der Bibel ist jene Ansicht, der zufolge die betreffenden Personen zwar gelebt haben, ihre Aussprüche und Handlungen jedoch durch allerhand sagenhafte Ausschmükkungen entstellt sein sollen. Ein solches Verfahren, das je nach Bedarf dies für wahr und jenes für erdichtet erklärt, muß als vollkommen unlogisch bezeichnet werden und verdankt seine Entstehung ebenfalls nur dem Unvermögen, die Widersprüche zwischen den betreffenden Vorgängen und der modernen Wissenschaft zu beseitigen.

Die Antwort auf die Frage ob Wahrheit oder Dichtung muß daher ganz anders ausfallen, wenn es gelingt, die sämtlichen biblischen Erzählungen auf wissenschaftliche Weise zu erklären.

Die Erfüllung dieser Aufgabe bildet einen Teil des Zweckes der vorliegenden Arbeit. Durch die Annahme von Geisteskrankheiten, wie sie hier geschildert sind, erhalten die biblischen Vorgänge eine vollkommene und umfassende Erklärung. Die Bibel verliert durch sie den Charakter des Mysticismus und erhält dadurch einen um so höheren Wert als Quelle historischer Tatsachen.

Mit der Erkenntnis der zu besprechenden Geisteskrankheiten werden nicht nur die bisher in Dunkel gehüllten mystischen Vorgänge in wissenschaftlicher Weise erklärt, sondern es wird gleichzeitig durch sie der absolute und einwandsfreie Beweis erbracht, daß die gesamten biblischen Erzählungen sowohl des alten wie des neuen Testaments auf vollkommener Wahrheit beruhen. Die betreffenden Personen wie Abraham, Moses und Christus müssen tatsächlich gelebt haben. Wohl mögen bei der Schilderung von Einzelheiten oder der chronologischen Anordnung der Dinge Ungenauigkeiten untergelaufen sein, aber das ist für uns von untergeordneter Bedeutung. Worauf es uns ankommt, ist das Gesamtbild des psychischen Verhaltens der betreffenden Personen, und in dieser Hinsicht kann es sich unmöglich um Entstellungen oder gar Erfindungen handeln. Die Aussprüche Christi, wie sie von den vier Evangelisten berichtet werden, müssen tatsächlich von ihm herstammen, und von einem mythologischen Ursprung kann bei ihnen ebenso wenig wie bei den Patriarchen und Propheten des alten Testaments die Rede sein.

Der Beweis für die historische Begründung aller jener Personen liegt in dem folgenden Umstande:

Geisteskrankheiten haben wie alle übrigen Naturerscheinungen einen ganz typischen, für den Erfahrenen unverkennbaren Charakter. Ein psychisches Verhalten, das in allen Einzelheiten dem wirklichen Verlaufe einer wohlbekannten Geisteskrankheit entspricht, zu erdichten, ist ebenso unmöglich wie den Verlauf eines Typhus oder einer Malaria zu beschreiben, ohne jemals etwas von diesen Krankheiten gesehen oder gehört zu haben. Die in Rede stehenden Krankheitsbilder entsprechen den Fällen, die wir zu beobachten tägliche Gelegenheit haben, so vollkommen, daß

dadurch der Beweis, daß die betreffenden Personen wirklich gelebt haben, ganz einwandsfrei erbracht ist.

Zu demselben Schluß können wir auch auf die umgekehrte Weise gelangen. Wir wissen, daß es Geisteskrankheiten wie diejenigen, um die es sich hier handelt, zu allen Zeiten der Geschichte gegeben haben muß, ohne jedoch als solche erkannt zu sein. Fragen wir uns nun, wie sich solche Fälle im Altertume gezeigt haben, und welchen Eindruck sie eventuell auf ihre Umgebung gemacht haben müssen, so werden uns die betreffenden biblischen Vorgänge als notwendiges Resultat solcher Zustände erscheinen.

Ein Bedenken, das sich vor der Veröffentlichung des Buches geltend machte, war das, ob es tunlich sei, die von alters her ererbten „Ideale“ des Volkes zu zerstören, ohne ihm dafür ein genügendes Aequivalent bieten zu können.

Bei der Erwägung dieser Frage muß man zunächst bedenken, daß es in dieser Hinsicht keinen Unterschied macht, ob man die biblischen Vorgänge als Mythos bezeichnet, oder ob man in ihnen das Produkt geistiger Erkrankung erblickt. Beide Anschauungen zerstören in gleicher Weise das Fundament, auf welchem die monotheistischen Religionen erbaut sind. Wenn man sich den „Offenbarungen“ Gottes und der Göttlichkeit Jesu Christi gegenüber ablehnend verhält, so beraubt man dadurch sowohl die monotheistische Gotteslehre sowie speciell das Christentum seines Grund und Bodens. Für den, der an der Realität der biblischen Vorgänge zweifelt, stürzt die gesamte monotheistische Religionslehre zusammen, indem diese dann ebenso wenig eine Stütze aufzuweisen hat wie die „heidnische“ Götterlehre. Es werden daher durch die Erkenntnis der betreffenden Geisteskrankheiten nicht mehr Ideale zerstört als durch den Versuch, die biblischen Erzählungen als mythologische Dichtung hinzustellen. Stellt man sich daher überhaupt auf einen skeptischen Standpunkt, dann kann es nur noch darauf ankommen, die wahre Entstehungsweise jener Lehren zu ergründen und die biblischen Vorgänge auf ihre reale historische Bedeutung zurückzuführen.

Was die religiösen „Ideale“ selber anbelangt, so ist es ein weiterer Zweck des vorliegenden Buches, dieselben

auf ihren wahren Wert zu prüfen und an der Hand streng historischer Tatsachen zu ergründen, welchen Einfluß sie auf die Entwickelung des Menschengeschlechts und insbesondere auf die Civilisation ausgeübt haben. Hinsichtlich des Resultats, zu welchem diese Untersuchungen geführt haben, mögen die betreffenden Abschnitte des Buches für sich selber sprechen.

Es ist nicht der Zweck dieser Schrift, Ideale zu zerstören sondern vielmehr einen althergebrachten Aberglauben zu bekämpfen, der die Menschen Jahrtausende lang in Banden hielt und von jeher das größte Hindernis bildete für den Fortschritt und die Entwickelung der Civilisation. In diesem Sinne möge der geneigte Leser an die Lektüre des Buches treten. Da, wo es sich um Meinungsverschiedenheiten handelt, mögen ruhige und streng logische Beweismittel entscheiden, nicht aber ein in seinem Gefühle gekränkter Glaube. Nicht vom emotionellen sondern lediglich vom intellektuellen Standpunkte aus können Fragen wie die vorliegenden definitiv entschieden werden.

Bei dem Bestreben, dem geneigten Leser das umfangreiche Material möglichst übersichtlich vorzuführen, waren gewisse Wiederholungen unvermeidlich, deren Unterlassung nur auf Kosten der Deutlichkeit hätte geschehen können.

Von einer Besprechung der einschlägigen Literatur mußte Abstand genommen werden, da dies erstlich die Breite des Gegenstandes nicht erlaubte, zweitens aber diese Arbeit nicht die Aufgabe einer individuellen Polemik zu erfüllen hat, sondern lediglich gewisse Anschauungen zum Ausdruck bringen soll.

New-York, October 1910.

WILLIAM HIRSCH.

Inhalt.

I. Die Entstehung der Religionen.

Religion ist eine Erscheinung, die sich ausnahmslos bei sämtlichen Völkern des Erdballs vorfindet. Gleichviel auf wie niedriger Stufe der Entwicklung ein Volk stehen mag, gewisse religiöse Anschauungen und Betätigungen sind bei jedem Volke vorhanden. Lange bevor sich Zeichen irgendwelcher Kultur in einem Volke bekunden, lassen sich Spuren religiöser Vorstellungen nachweisen.

Der Grund dieser gemeinsamen Erscheinung bei Volksstämmen, die nach Rasse, Klima und Bodenbeschaffenheit die heterogensten Verhältnisse aufweisen, ist ein mehrfacher.

Das dem menschlichen Geiste innewohnende Kausalitätsgesetz, das jedem Geschehen, sowie jedem Objekte sowohl Ursache als Zweck beizumessen gewohnt ist, hat alle Völker, sobald sie überhaupt denkfähig wurden, zu der Frage geführt: Wer hat die Welt geschaffen? Wie sind wir mit allem, was uns umgibt, entstanden? Die Beantwortung dieser sich mit Naturnotwendigkeit aufdrängenden Frage mußte natürlich um so naiver ausfallen, mit um so größerer Bestimmtheit sie gegeben wurde.

Die durch den natürlichen Selbsterhaltungstrieb bedingte Furcht vor dem Tode hat bereits bei den Naturvölkern

zu einem Glauben an ein Leben nach dem Tode geführt, an eine „andere Welt", in welcher die Seelen der Dahingeschiedenen fortleben. Ein solcher Glaube gewährte sowohl Trost beim Dahinscheiden teuerer Angehöriger als auch Milderung der Furcht vor dem Tode.

Mit dieser Vorstellung verband sich die Anschauung, daß im Jenseits, in dem Leben nach dem Tode, die Guten Belohnung für ihre Taten, die Schlechten Strafe für ihre Vergehen zu erwarten hätten.

Aus solchen Anschauungen entwickelte sich der Begriff der Gottheiten, d. h. von höheren Wesen, welche die Welt regierten und das Leben der individuellen Menschen beobachteten und überwachten. Keine menschliche Tat blieb der Gottheit verborgen; jeder Gedanke, der in der Tiefe der menschlichen Seele ruhte, war der Gottheit offenbar. Die Götter hatten das Geschick der Menschen in Händen; sie konnten die Ereignisse gestalten nach ihrem Ermessen; sie konnten belohnen und strafen, je nachdem sie dem menschlichen Individuum zugetan oder abgeneigt waren. Der Wille der Gottheit galt den Menschen von jeher beeinflußbar durch Fürbitte und Gebete. Hieraus entstanden dann allmählich die verschiedensten Gottesdienste, vom einfachen stillen Gebet des Einzelnen bis zum großen, pompösen Ceremoniell der Tempel und Opferaltäre.

So verschieden auch die religiösen Anschauungen der Völker von einander sein mochten, in diesen wesentlichen Punkten stimmten sie sämtlich überein. Ueberall begegnen wir der allmächtigen, unsterblichen Gottheit, die das Leben der Menschen überwacht und ihre Geschicke entscheidet. Ueberall finden wir die Vorstellung von einem Leben nach dem Tode und von Belohnung und Strafe.

Je nach dem Charakter des Volkes, je nach seiner Entwicklung und seiner Kulturstufe, nahmen die religiösen Anschauungen verschiedene Gestalt an. Fast überall begegnen wir einer Obergottheit, welcher die übrigen Gottheiten untergeordnet sind, indem sie gleichsam einen Teil jener Obergottheit darstellen und deren Willen und Befehle auszuführen berufen sind. Die einzelnen Gottheiten sind zumeist verkörperte Naturerscheinungen, die in ihrer Erhabenheit

und Unerklärlichkeit durch die menschliche Phantasie zu individuellen Göttern umgebildet wurden. So finden wir Götter des Lichts und Götter der Nacht; so verehrte man einen Gott des Himmels, der Sonne, des Mondes, der Erde, Götter des Meeres, der Flüsse u. s. w. Aber nicht nur was außerhalb des Menschen lag, nicht nur die Wunder der Natur, die sich seinem staunenden Blicke darboten, versinnlichte die Phantasie des Menschen zu individuellen Gottheiten, sondern auch seine eigenen psychischen Eigenschaften, die Empfindungen und Gefühle, die seine Seele erfüllten, versuchte er symbolisch darzustellen und in Form einer Gottheit zu verehren. So gab es Götter der Liebe, Götter der Feindschaft, Götter der Rache, Götter des häuslichen Friedens, Götter der Ehe, des Krieges, des Handels, des Ackerbaues, der Kunst, des Gesanges; kurz alles, was den Menschen irgendwie angeht, sei es eine Naturerscheinung von außen her, oder sei es eine Empfindung in der Tiefe der menschlichen Brust, alles wurde von ihm zur Gottheit erhoben und als solche verehrt. Es sind daher nicht Götter, welche die Menschen geschaffen haben, sondern umgekehrt der menschliche Geist ist es, aus dem die Gottheiten aller Völker, welcher Art sie auch sein mochten, hervorgegangen sind.

Je höher die Kulturstufe eines Volkes war, um so sinnreicher wurde die Darstellung seiner Gottheiten, um so poetischer die symbolische Verkörperung der Naturphänomene, um so geistreicher die Apotheose psychischer Eigenschaften.

Die Vegetation der Erde, Blumen und Kräuter, Garten- und Ackerbau, verdankt ihr Gedeihen dem vom Himmel strömenden Lichte, dem milden Tau, dem labenden Regen. In das poetische Gewand griechischer Götterlehre gekleidet, lautet dieser Satz: Zeus, der Gott des Himmels, vermählt sich mit der Göttin der Erde, Demeter, und das dieser Ehe entsprossene Kind ist Persephone, das Sinnbild der Vegetation. Der Wechsel zwischen Sommer und Winter findet seine poetische Darstellung in dem geteilten Wohnsitz der Persephone, welche die eine Hälfte des Jahres in der Unterwelt verweilt, bei Hades, der sie geraubt; die andere Hälfte aber zu ihrer Mutter, zur Erde, zurückkehrt.

Hephaistos, der Gott des Feuers, wird von Zeus aus dem Olymp herab auf die Erde geschleudert; das Feuer der Erde stammt vom Himmel. Eros, der Gott der Liebe, kann nicht wachsen und gedeihen ohne einen Gefährten, und so gebiert ihm seine Mutter, Aphrodite, einen Bruder, Anteros. Die Liebe ohne Gegenliebe kann nicht zum Glücke führen, sondern schafft Unglück und Herzeleid.

Derart ist die Entstehung der verschiedenen Mythen. Die religiösen Anschauungen, sämtlicher Völker, so verschieden sie auch an Inhalt und Form sein mögen, sind durch jene psychischen Vorgänge entstanden. Wie die Funktion aller übrigen Organe des Menschen, wie die des Herzens, der Nieren, der Leber etc. sich überall, bei allen Völkern und Rassen gleich bleibt, so sind auch gewisse fundamentale Vorgänge des psychischen Lebens allen menschlichen Individuen gemeinsam. Gleichviel ob wir es mit dem asiatischen Mongolen, mit dem nordamerikanischen Indianer oder mit einem der alten Kulturvölker am mittelländischen Meere zu tun haben, jene oben erwähnten psychischen Erscheinungen, die zum Entstehen religiöser Vorstellungen führten, finden sich in ähnlicher Weise bei allen Volksstämmen.

Die Entstehung der Religion ist daher durch den psychischen Mechanismus des Menschen bedingt. Wie der Selbsterhaltungstrieb Krieger aus den Männern aller Rassen machte, die sich in einander ähnlicher Weise rüsteten und einander bekämpften, wie der sexuelle Trieb überall ähnliche Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern erzeugte, wie sich infolge des gleichen psychischen Mechanismus die Menschen überall zu Familien, Genossenschaften und Staaten verbanden, so erzeugten gewisse allen Menschen eigene psychische Vorgänge religiöse Vorstellungen. Es ist daher durchaus kein mystischer oder übernatürlicher Vorgang, der den Religionen zu Grunde liegt — es besteht die menschliche Psyche nicht aus „einem Teile der Gottheit" oder wie die metaphysischen Erklärungen auch immer lauten mögen — sondern religiöse Vorstellungen sind nichts als das Produkt eines mit Notwendigkeit vollzogenen Denkprozesses.

II. Paranoia.

Die im vorigen Kapitel geschilderten psychischen Vorgänge, die bei sämtlichen Völkern zu demselben Resultate führten, nämlich zu religiösen Vorstellungen, die in ihren Hauptzügen miteinander übereinstimmten, waren durchwegs Erscheinungen des normalen menschlichen Denkvermögens. Schon der Umstand, daß die betreffenden psychischen Vorgänge in gleicher Weise bei sämtlichen Völkern der verschiedensten Rassen auftraten und zu demselben Resultate führten, zeigt deutlich, daß wir es mit normalen psychischen Phänomenen und nicht etwa mit Produkten geistiger Störung zu tun haben.

Nichtsdestoweniger spielen Geisteskrankheiten, wie bei allen übrigen Betätigungen der allmählichen Kulturentwicklung, so auch auf dem Gebiete der Religion eine keineswegs zu unterschätzende Rolle.

Besonders ist es eine gewisse Geisteskrankheit, die von jeher von enormer Bedeutung für die gesamte sociale und politische Entwicklung der Völker gewesen ist, und die namentlich in früheren Zeiten, als die Krankheit als solche noch nicht erkannt war, die Kulturentwicklung in ungeahnter Weise beeinflußte. Von jener Geistesstörung, die man

wissenschaftlich als Paranoia bezeichnet, muß man eine ungefähre Vorstellung haben, um den später folgenden Ausführungen folgen zu können, und es ist daher unerläßlich, an dieser Stelle eine kurze Beschreibung dieser geistigen Anomalität zu geben.

Obwohl die Krankheit selber so alt ist als das Menschengeschlecht, so ist es dennoch erst eine verhältnismäßig kurze Zeit, daß man die betreffenden Erscheinungen als Krankheit erkannte. Noch im 18. Jahrhundert wurden die betreffenden Individuen, die an dieser Krankheit litten, für alles mögliche gehalten, nur nicht für Kranke, und erst im 19. Jahrhundert fing man an, diese eigentümlichen Phänomene richtig zu beurteilen.

Was die Krankheit besonders dem Laien so wunderbar erscheinen läßt, und es ihm so sehr erschwert, in den betreffenden Erscheinungen den Ausdruck einer Geistesstörung zu erblicken, ist der Umstand, daß die Intelligenz der betreffenden Kranken nicht nur nicht vermindert zu sein braucht, sondern daß wir es nicht selten mit ungewöhnlich hoch intelligenten, ja zuweilen sogar mit genialen Leuten zu tun haben. Die Kranken bieten nichts von alledem dar, was der Laie gewöhnlich unter „geisteskrank“ versteht. Die Betreffenden sprechen nicht zusammenhanglos, reden nicht „irre“, begehen keine absurden Handlungen, bekommen keine Wutanfälle, zerbrechen keine Scheiben und Spiegel etc. Nein, nichts von alledem. Scheinbar haben wir es mit wohlgesitteten Menschen zu tun, die nicht selten sogar durch anscheinend geistreiche Reden zu imponieren wissen, deren Urteil über die meisten Dinge, mit denen sie vertraut sind, vollkommen korrekt zu sein scheint, die empfinden und fühlen wie andere Menschen — und doch, welche Fülle krankhafter psychischer Vorgänge birgt sich hinter diesen scheinbar normalen geistigen Betätigungen.

Paranoia ist eine chronische, unheilbare, sich in der Regel über das ganze Leben erstreckende Krankheit. Das Charakteristikum der Paranoia ist das Bestehen von Wahnideen, entweder allein oder in Verbindung mit Hallucinationen. Eine Wahnidee unterscheidet sich vom Irrtum des normalen Menschen dadurch, daß die erstere nicht wie der Irr-

tum durch falsche Wahrnehmungen oder unrichtige Schlußfolgerungen erzeugt wird, sondern ganz unvermittelt im Gehirn entsteht, wahrscheinlich als direkte Folge einer entsprechenden Stimmung. Daher kommt es, daß die Wahnidee durch keinerlei Argumente beseitigt werden kann, während man den physiologischen Irrtum sofort beseitigt, sobald man die Ursache seiner Entstehung berichtigt. Der Versuch, eine Wahnidee zu korrigieren, hat stets den gegenteiligen Erfolg; der Betreffende beharrt um so fester auf seinem Wahn, und die verschiedenen Argumente und Ueberzeugungsversuche führen zu neuen, noch komplizierteren Wahnideen. Die Wahnidee ist in der Regel entweder persekutorischer oder expansiver Art, d. h. wir haben es entweder mit Verfolgungswahn oder mit Größenwahn zu tun. Nicht selten finden sich beide Formen vereint. Die Wahnideen beherrschen das gesamte Denken des betreffenden Individuums, soweit dasselbe in irgend welchem Zusammenhang mit dem Wahne steht. In allen übrigen Dingen aber urteilt der Betreffende vollkommen korrekt, wie jeder völlig geistesgesunde Mensch.

Denken wir uns beispielsweise einen Menschen, welcher von der Idee erfüllt ist, von ihm feindlichen Leuten Nachstellungen zu erleiden, ohne daß auch nur die geringste Veranlassung für eine solche Idee vorhanden wäre. Diese Idee, welche vielleicht anfänglich eine nur verhältnismäßig untergeordnete Rolle in seinem psychischen Leben spielte, gewinnt nach und nach immer mehr an Bedeutung, bis schließlich das gesamte geistige Leben durch sie beeinflußt wird. Sämtliche Vorgänge der Außenwelt werden zwar formell richtig percipiert, werden aber stets unter dem Einfluß dieser Idee gedeutet. Leute, die auf der Straße im Vorübergehen einen zufälligen Blick auf ihn warfen, haben ihn „bedeutungsvoll angesehen“, haben ihn „sofort erkannt“, denn man hat ja „eine Beschreibung seiner Persönlichkeit verbreitet“, um immer mehr Leute in die Verschwörung gegen ihn hineinzuziehen. Irgend ein Artikel in der Zeitung ist natürlich auf ihn gemünzt. Jedes geringfügige Ereignis wird mit seiner Person in Zusammenhang gebracht. Der Kaffee schmeckt zufällig etwas bitter. Sofort wird der Verdacht erregt, man habe Gift in das Essen getan, um ihn aus dem Wege zu

räumen. Ueberall erblickt er feindliche Nachstellungen und geheime Anschläge auf sein Leben, bis er schließlich die Hilfe der Polizei angeht, ihn zu schützen. Wird er etwa dort kurz abgewiesen oder gar verlacht, so zieht er sofort die Schlußfolgerung, daß die Polizei auch bereits am Komplott gegen ihn beteiligt sei, und weiß sich keinen anderen Rat, als sich selber zu bewaffnen, um sich gegen seine Feinde zu verteidigen. Nicht selten kommt es dann zu tatsächlichen Mordtaten, die diese Kranken im guten Glauben der Notwehr vollbringen.

Bei anderen Individuen nimmt die Paranoia von vornherein den Charakter des Größenwahns an. Derartige Kranke glauben häufig bereits als Kind, zu ganz besonders großen Dingen geboren zu sein. Nicht selten geben sie an, ein untergeschobenes Kind zu sein. „Meine Eltern", sagte ein paranoischer Knabe, „haben mich nur zur Pflege angenommen". In Wahrheit stamme er von einer hohen Persönlichkeit, vielleicht von einem Fürsten oder Könige ab. Er habe eine große Mission in der Welt zu erfüllen. Ohne ihn müsse das Vaterland zugrundegehen. Er sei von der Vorsehung erkoren, es zu retten. Oder Gott habe ihn selber zu großen Dingen bestimmt. Vielleicht ist er selber göttlicher Abstammung. Auch hier werden, wie beim Verfolgungswahne, alle äußeren Vorgänge im Sinne des Wahnes gedeutet. Der Rauch steigt dort als Säule aus dem Schornstein zum Himmel empor, um der Menschheit die Ankunft ihres Erretters zu verkünden. Soldaten, die vielleicht zufällig auf der Straße Honneurs machten, taten dies seinethalben, da sie in ihm die hohe Persönlichkeit erkannten. Zeitungsannoncen, wie etwa die Anzeige politischer Versammlungen, sind auf ihn gerichtet. Man wolle ihn dort öffentlich zum Führer in dieser oder jener Sache machen.

Je nach der intellektuellen Befähigung des betreffenden Individuums werden die Wahnideen miteinander verbunden, geordnet und systematisch zu einem Gebäude errichtet. Häufig finden sich auch Verfolgungs- und Größenwahn vereinigt in einer Person und führen dann zu allen möglichen Kombinationen.

Mit derartigen Individuen zu diskutieren, zu ver-

suchen, sie von der Absurdität ihrer Wahnideen zu überzeugen, ist nicht nur zwecklos, sondern führt ausnahmslos zu dem gegenteiligen Resultate. Sagt man einem an Verfolgungswahn leidenden Paranoiker, daß seine Ideen auf einem Irrtum beruhen, so glaubt er sofort, man sei mit in dem Komplott gegen ihn und wolle nur versuchen, ihn auf falsche Fährte zu locken.

In allen übrigen Dingen, welche nicht unter dem direkten Einfluß der Wahnideen stehen, erscheinen die Paranoiker vollkommen normal. Sie können eine gute Unterhaltung führen, je nach ihrem Bildungsgrad und der Höhe ihrer Intelligenz. Ja sie können sogar, namentlich wenn sie künstlerische Talente oder sonstige Befähigungen besitzen, einen Beruf bekleiden und durchaus als nützliche und brauchbare Menschen gelten.

Je nach der Beschaffenheit und Prädisposition des psychischen Organes mag die Paranoia sich entweder auf die Wahnideen und die daraus entstehenden Handlungen beschränken, oder es kann der Wahn die Wahrnehmungsapparate derart beeinflussen, daß das bisher nur wahnhaft Gedachte nunmehr auch sinnlich percipiert wird; mit anderen Worten, es mag zu Sinnestäuschungen oder Hallucinationen kommen. Unter Hallucinationen versteht man Sinneswahrnehmungen, für welche der unter normalen Verhältnissen notwendige äußere Reiz fehlt. Wenn jemand die Stimme eines Menschen hört und dessen Worte deutlich vernimmt, ohne daß irgend welcher akustische Reiz von außen dieser Wahrnehmung zugrundeliegt, so haben wir es mit einer Gehörshallucination zu tun. Desgleichen gibt es Hallucinationen auf allen übrigen Sinnesgebieten. Wenn jemand im leeren Raume eine ihm bekannte Person zu sehen glaubt, ja diese eben so deutlich vor sich sieht wie wir einen realen Gegenstand erblicken, so leidet der Betreffende an einer Gesichtshallucination. Die verschiedenen Sinnestäuschungen können dann natürlich auch gleichzeitig auftreten. Der Betreffende mag eine Person sehen, mag ihre Stimme hören und eine regelrechte Unterhaltung mit ihr pflegen; er mag sie berühren und sie fühlen und auch wohl einen von ihr ausgehenden Duft wahrnehmen.

Die Sinnestäuschung ist in der Regel die sich in dem kranken Gehirn vollziehende Versinnlichung einer bereits vorher bestehenden Wahnidee. Der an Verfolgungswahn Leidende hört eines Tages „ganz deutlich", wie man ihm auf der Straße Schimpfworte nachruft. Diese Gehörstäuschungen werden allmählich häufiger und intensiver. Während es ursprünglich nur einzelne Worte waren, die der Kranke zu hören glaubte, sind es nunmehr ganze Sätze, die an ihn gerichtet werden. Er beginnt darauf zu reagieren und antwortet diesen vermeintlichen Stimmen. So befindet er sich bald im Zwiegespräch mit diesen imaginären Leuten. Sie beschimpfen und drohen ihm; er versucht, sie zurückzuweisen. Sie künden ihm seinen baldigen Tod an, und er versucht auf alle mögliche Weise, sich zu verteidigen und zu retten.

Handelt es sich um einen Fall von Größenwahn, so nehmen die Hallucinationen natürlich einen dementsprechenden Charakter an. Anstatt Schmähungen und Schimpfworte vernimmt der Kranke Worte der Untertänigkeit oder gar Verehrung. „Heil dem Helden, der da kam das Land zu retten". „Dies ist der Sohn des Fürsten". — Aehnliche Aussprüche wie diese treten ebenfalls zuerst vereinzelt auf und nehmen, wie beim Verfolgungswahn, allmählich immer größere Dimensionen an. Der Kranke, der sich zu großen Taten berufen fühlt, verkehrt mit seinen vermeintlichen Stimmen wie mit vertrauten Freunden, die seine Ratgeber werden. Bei allem, was er tut, fragt er seine Stimmen zuerst um Rat und befolgt ihre Befehle mit der größten Gewissenhaftigkeit.

Der Inhalt der Wahnideen und Hallucinationen richtet sich nach dem Bildungsgrad des betreffenden Individuums sowie nach dem Milieu, in dem es aufgewachsen ist, und den jeweiligen Anschauungen und Vorstellungen der betreffenden Zeitepoche.

Eine Tatsache, die noch erwähnt zu werden verdient, ist der Umstand, daß die meisten Paranoiker bei der Betätigung ihrer Wahnideen eine Energie und Beharrlichkeit zur Schau tragen, wie man sie beim normalen Menschen fast niemals zu sehen bekommt. Ihr ganzes Leben lang jagen sie

einem Phantome nach, ungeachtet aller Schwierigkeiten, die sich ihnen in den Weg stellen mögen, ohne jemals daran zu denken, den schwierigen und häufig erfolglosen Kampf aufzugeben. Ihre Wahnideen wirken als immerwährender Stimulus, als nie versiegender Quell erneuter Kraft und Ausdauer. Dieser Art sind in der Regel die sogenannten Fanatiker, die sich auf allen Gebieten menschlichen Schaffens und zu allen Zeiten der Geschichte vorfinden.

Dies ist eine möglichst gedrängte Schilderung der Paranoia, jener eigentümlichen Geistesstörung, die auf den Fortgang der Geschichte und auf die Entwicklung der Civilisation einen noch immer nicht genügend gewürdigten Einfluß ausgeübt hat und trotz unserer heutigen psychischen Erfahrung noch immer ausübt. Selbstverständlich können die wenigen Worte, die wir an dieser Stelle diesem Gegenstande widmen konnten, dem Laien kein vollkommen klares Bild der Krankheit geben. Nichtsdestoweniger werden sie vielleicht genügen, es auch dem Unerfahrenen zu ermöglichen, den nachfolgenden Ausführungen mit genügendem Verständnis zu folgen.

III. Monotheismus.

Wie im ersten Kapitel wiederholt betont wurde, sind die religiösen Anschauungen der verschiedenen Völker als notwendige Folge des normalen psychischen Mechanismus entstanden. Das Kausalitätsgesetz, das in jedem Ding und jedem Vorgang Ursache, Wirkung und Zweck voraussetzt, der Selbsterhaltungstrieb, der den Menschen mit einer steten Furcht vor dem Tode erfüllt, ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl mit dem sich daraus entwickelnden Verlangen nach Wiedervergeltung, nach Belohnung und Strafe, — dies sind die Faktoren der menschlichen Psyche, die zu religiösen Vorstellungen führten, und wir begegnen daher überall denselben Grundideen in verschiedene Gewänder gekleidet. Ob der Oberste der Götter Zeus, Jupiter, Wotan oder Wischnu heißt, und was auch immer die Sage über die Entstehung und das Wesen der Götter lehren mag, der Grundkern aller dieser Religionen ist derselbe. Gegenüber dieser Götterlehre, die sich in mehr oder weniger ausgeprägter Form sowohl bei allen Naturvölkern wie auch bei den hochcivilisierten Völkern des Altertums findet, entstand die Lehre eines „einzigen, ewigen Gottes"; die Lehre des Monotheismus gegenüber dem sogenannten „heidnischen" Polytheismus.

Während die Göttersagen der verschiedenen Völker ganz allmählich im Volke entstanden und sich nirgends auf irgend eine Person als Urheber zurückführen lassen, haben wir über die Entstehung und Fortentwicklung des Monotheismus ganz genaue Berichte. Diese Anschauung läßt sich viertausend Jahre zurückverfolgen und zeigt uns einen einzelnen Mann als ihren eigentlichen Urheber. Diesem Manne, Abraham, soll sich, den Berichten zufolge, der „einzige, ewige Gott" offenbart haben, und die Nachkommen dieses Mannes soll der „einzige, ewige Gott" zu seinem „auserwählten Volke" gemacht und ihnen alle möglichen Versprechungen und Vorzüge erteilt haben. Allen übrigen Völkern der Erde hat sich, diesem Berichte gemäß, jener Gott abhold gezeigt, und sie zu vernichten und zu zerstören, galt „seinem Volke" als eine gottgefällige Tat.

Diese Lehre des Monotheismus, die also auf Abraham zurückzuführen ist, hat den Sieg über alle anderen religiösen Lehren davongetragen und bildet heute die gemeinsame religiöse Anschauung der meisten civilisierten Völker des Erdballs. Wenn auch die ursprüngliche Lehre des „einzigen, ewigen Gottes" eine spätere Modifikation erfuhr dadurch, daß dieser „einzige, ewige" einen Sohn bekam und außerdem eine Art Genossen in Form eines „heiligen Geistes", so bleibt der „Vater" doch immerhin derselbe alte Gott, der sich vor einigen tausend Jahren in vertraulichen Zwiegesprächen mit einer Reihe alter Juden unterhalten hat, und die Lehre des Monotheismus ist ungeachtet des Sohnes und des heiligen Geistes beibehalten worden, indem dieser neuen Lehre zufolge „Vater, Sohn und heiliger Geist" zusammen addiert nur „eins" und nicht drei ausmachen.

Unsere Aufgabe besteht zunächst darin, zu prüfen, in wie weit jene vor viertausend Jahren begründete und noch heute allgemein anerkannte Lehre des Monotheismus mit unserem heutigen Standpunkte der Wissenschaft in Einklang gebracht werden kann.

Unsere heutige Kenntnis der gesamten Welt mit allem, was in ihr lebt und webt, ist selbstverständlich grundaus verschieden von der Vorstellung, welche die Alten von der Welt hatten. Zu jener Zeit, als die Götter Griechenlands die

Welt regierten, kannte man nur ein ganz kleines Stückchen Erde, und dieser winzige Teil unseres Planeten bildete die Welt in den Augen der Menschheit. Sonne, Mond und Sterne waren nur Attribute dieser Welt, der zu dienen ihr Zweck und ihre Aufgabe war. Der Mensch erblickte daher in sich selber den eigentlichen Herrn der Schöpfung, denn von allem, was er sah und kannte, war er selber das weitaus höchste und vollkommenste Wesen, und die ganze übrige Natur war nur zu dem Zwecke da, ihm das Leben so angenehm als möglich zu gestalten. Die Erde war die „Wohnung" des Menschen; die Tiere waren geschaffen, ihm zu dienen und ihn zu ernähren; der Zweck der Sonne und des Mondes war, Licht und Wärme für die Wohnstätte des Menschen zu liefern.

Heute wissen wir, daß die Erde nur ein ganz winziges Teilchen eines Systems darstellt, dessen Mittelpunkt die im Verhältnis zur Erde gigantische Sonne bildet; daß aber dieses ganze Sonnensystem, die Sonne mit ihren sämtlichen Planeten und Trabanten, nur ein Atom im Weltall darstellt; daß es unzählige solcher Sonnensysteme gibt, und daß sämtliche Sonnensysteme, die wir mit unseren schwachen Sinnesorganen wahrzunehmen imstande sind, zusammengenommen nur wieder ein Atom im großen Weltenraume darstellen. Was ist da der einzelne Mensch! Wie lächerlich müssen da die Anschauungen erscheinen, denen zufolge sich der Mensch als „Herrn der Schöpfung" betrachtet! Wie naiv ist der Glaube, die Welt sei für den Menschen geschaffen!

Die Philosophen der Alten betrachteten die gesamte menschliche Seele als etwas vom Körper vollkommen Getrenntes. Der Körper bildet gleichsam die Hülle der Seele und liefert ihr die Möglichkeit, sich durch ihn zu betätigen. Diese dualistische Anschauung gab zu allen möglichen Spekulationen Anlaß. So entstand im Altertum die Lehre der Seelenwanderung, der zufolge die Seele, bevor sie den menschlichen Körper belebe, schon in anderen Körpern existiert habe und nach dem Tode des Menschen wiederum in einen neuen Organismus übergehe, um allmählich einen gewissen Grad der Vollkommenheit zu erlangen. Die alten Inder hatten die Vorstellung, daß die Seele des Menschen durch gut- und bösartige Tiere wandere, um sich zu reinigen und zu

läutern. Die Aegypter nahmen an, daß die Seele nach dem Tode des menschlichen Leibes der Reihe nach durch sämtliche Tiere wandere und dann schließlich nach 3000 Jahren wieder zum Menschenleibe zurückkehre. Auch die Griechen haben an die Seelenwanderung geglaubt. Die Pythagoräer lehrten, daß die Seele nach dem irdischen Tode zunächst in den Hades gehe, daß sie aber nach längerer Zeit in andere menschliche oder auch tierische Körper übergehe, bis sie genügend geläutert sei, um zum Urquell alles Lebens zurückzukehren. Auch Plato lehrte die Seelenwanderung. Nach ihm sucht sich die vom Menschen zum Tiere übergehende Seele solche Körper aus, die ihrem ursprünglichen Charakter am meisten entsprächen. So werden aus Tyrannen Wölfe oder Geier, aus fleißigen, arbeitsamen Menschen Bienen oder Ameisen. Die Juden glaubten zur Zeit Christi, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl Judenseelen geschaffen, die daher, so lange es Juden gäbe, von einem zum anderen gehen müßten und nur gelegentlich zur Strafe in Tierkörper versetzt würden.

Die Lehre einer vom Körper unabhängigen Seele hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Ist doch diese Seelenlehre die conditio sine qua non aller Religionen. Freilich glaubt man nicht mehr an die naive Form der Seelenwanderung, wie sie von den ältesten Philosophen gelehrt wurde; aber man nimmt doch ein Fortleben der Seele nach dem Tode an, und zwar, wie die christliche Religion lehrt, ein Fortleben der Guten „im Himmel“, der Bösen in der „Hölle“.

Dem gegenüber hat sich schon im Altertum die Lehre der Materialität der Seele geltend gemacht, die allerdings die Seele als solche bestehen läßt, ihr aber die mystische Eigenschaft der Immaterialität abspricht. Neuerdings aber mußte der Begriff der Seele vor dem unbarmherzigen Urteil der Naturwissenschaft vollends zusammenbrechen. Wir wissen heute, daß es ein Ding wie „Seele“ überhaupt nicht gibt. Was man unter diesem Namen zusammenfaßt, ist eine Anzahl verschiedenartiger Funktionen des Centralnervensystems, die genau ebenso gesetzmäßigen und sich mit eiserner Notwendigkeit vollziehenden Regeln unterworfen sind, wie die Kontraktionen des Herzmuskels oder die Sekretion der Nierenzellen.

Es würde durchaus über den Rahmen dieser Abhandlung hinausgehen, wollten wir versuchen, obigen Satz durch wissenschaftliche Tatsachen zu beweisen. Wer sich über diese Frage noch nicht im Klaren ist und weitere Aufklärung begehrt, muß sich an die diesbezügliche Literatur wenden und sich durch eingehende psychologische Studien Klarheit verschaffen. Hier müssen wir uns darauf beschränken, die Tatsache zu konstatieren, daß die Lehre einer einheitlichen, vom Körper unabhängigen Seele mit dem heutigen Stande der Naturwissenschaft absolut unvereinbar ist; und mit dieser Erkenntnis stürzt die ganze Lehre göttlicher Vergeltung nach dem Tode zusammen. Die Naturwissenschaft kennt weder Himmel noch Hölle.

Wir wissen heute, daß zwischen dem Tiere und dem Menschen nur graduelle Unterschiede bestehen. Die menschliche „Seele“ ist nicht unsterblicher als die des Karnickels, und der Mensch, der sich einst vermessen hat, sich für den Herrn der Schöpfung zu halten, spielt keine größere Rolle in dem gewaltigen System der Welten als der Wurm im Staube. Diese Erkenntnis gehört zu den größten Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft. Jener anthropocentrische Standpunkt, der all und jeden Vorgang in der Natur als ein für den Menschen bestimmtes Phänomen erscheinen ließ, erfüllte die Welt mit dem entsetzlichsten Aberglauben und erwies sich als der bitterste Feind jeglichen Fortschritts auf dem Gebiete der Kultur und Civilisation.

Wissenschaftlich dürfen wir daher die Lehre einer vom Körper unabhängigen und nach dem Tode fortlebenden Seele als abgetan betrachten; aber trotzdem findet sich nicht nur im Volke, sondern auch unter dem weitaus größten Teile der sogenannten Gebildeten auch heute noch der Glaube an ein „Jenseits“ und an ein „Wiedersehen in der anderen Welt“, an Belohnung und Strafe nach dem Tode u. s. w. Freilich dürfte es wohl niemandem heute einfallen, an eine der verschiedenen Formen von Seelenwanderung zu glauben, wie sie im Altertume gelehrt wurden; aber, wenn man überhaupt eine unabhängige, nach dem Tode fortlebende Seele annimmt, warum sollte dann die Seele nicht gerade so gut von einem Körper zum anderen, und vielleicht auch in Tierleiber, wan-

dern? Das eine ist gerade so logisch, resp. so unlogisch, wie das andere, und von dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft aus müssen uns beide Eventualitäten gleich absurd scheinen.

So sehen wir denn wie die sämtlichen oben erwähnten Voraussetzungen, aus denen der religiöse Glaube bei den Alten hervorgegangen ist, allmählich ihren Boden verloren haben. Die Naturwissenschaft hat uns zu der Erkenntnis geführt, daß die Welt nicht „erschaffen“ ist im Sinne der Religionen. Die Psychologie hat uns gezeigt, daß das sogenannte Kausalitätsgesetz lediglich eine unserem psychischen Mechanismus angehörige Erscheinung ist, in der Natur selber aber nicht existiert. Wir haben fernerhin erkannt, daß es eine vom Körper unabhängige menschliche Seele nicht gibt, daß vielmehr unsere psychischen Erscheinungen nichts anderes sind, als die Funktion unseres Centralnervensystems, daß mithin von einem Leben nach dem Tode keine Rede sein kann, und daher eine göttliche Vergeltung ebenfalls nur auf traditionellem Aberglauben beruht.

So muß denn auch schließlich die Lehre der Gottheit in sich zusammenfallen. Gleichviel wie man sich die Gottheit vorstellen mag, derartige Ideen stehen in diametralem Gegensatz zur Wissenschaft und bedeuten nichts weiter als einen alten, von Generation auf Generation vererbten Aberglauben.

Was die Menschen so innig an diesen Glauben kettet und selbst die sogenannten „Gebildeten“ gegenüber den wissenschaftlichen Widersprüchen und Unmöglichkeiten blind macht, ist lediglich Sache der Gewohnheit, Erziehung und Ererbung. Würde man heute jemandem zumuten, plötzlich daran zu glauben, daß Zeus und Hera im Olymp thronten und von den übrigen Göttern umgeben seien; daß jeder menschliche Gedanke den „unsterblichen Göttern“ bekannt sei; daß die Götter Fleischopfer von den Menschen verlangten und das Geschick der Menschen nach Belieben zu gestalten vermöchten, so würde man sicherlich auf großen Widerstand stoßen, und kein wissenschaftlich gebildeter Mensch würde sich zu einem solchen Glauben bekennen wollen. Trotzdem ist unsere Lehre des „einzigen, ewigen Gottes“

nicht nur gerade so unwissenschaftlich und undenkbar wie die griechische Götterlehre, sondern es ist dieselbe sogar, ganz abgesehen von aller Wissenschaft, noch viel unwahrscheinlicher und sicherlich viel banaler, als die poetisch symbolischen Schöpfungen des idealen, Sagen gestaltenden hellenischen Volkes. Wie kann nur ein denkender Mensch sich mit der Idee befreunden, daß ein „einziges“ Wesen für alle Ewigkeit in der Welt existieren soll. Dieser „einzige, ewige Gott“ müßte sich doch schon längst zu Tode gelangweilt haben! Er wäre das bemitleidenswerteste Geschöpf der ganzen Welt. Was kann man sich nur Schrecklicheres denken als ein „einziges, ewiges“ Wesen? Ja, selbst die Tatsache, daß der „einzige, ewige“ einen Sohn bekommen hat und sich dann zu diesen beiden noch ein etwas mystischer Dritter gesellte, kann an der grenzenlosen Langweile, die der alte Herr verspüren müßte, nicht viel ändern, denn die drei machen ja zusammen nur eins aus, sodaß ein gegenseitiger Gedankenaustausch nicht möglich ist.

Wenn wir alle wissenschaftlichen Gründe anführen wollten, welche die Unmöglichkeit der Existenz einer Gottheit beweisen, so könnten wir ganze Folianten vollschreiben; denn das Bestehen eines Gottes, wie die Religion ihn schildert, steht mit jeder einzelnen wissenschaftlich begründeten Tatsache in Widerspruch. Fragen wir andererseits, worauf denn eigentlich die Annahme eines „einzigen, ewigen Gottes“ beruht, fragen wir, was den größten Teil der civilisierten Menschheit auch heute noch in dem Glauben an jenen „allmächtigen Gott“ erhält, so wird uns sofort von allen Seiten zugerufen, daß der „einzig wahre Gott“ sich vor so und so viel tausend Jahren den Menschen direkt „offenbart“ habe, daß er seine Allmacht selber verkündet und den Menschen Gebote und Gesetze gegeben habe.

Diese sogenannten „Offenbarungen“ bilden den einzigen „Beweis“ für die Existenz Gottes, während andererseits jede wissenschaftliche Tatsache dagegen spricht. Wir werden daher in den folgenden Ausführungen zu untersuchen haben, was für eine Bewandtnis es mit diesen Offenbarungen hat, ob diese Berichte auf wirklichen historischen Tatsachen begründet sind, und wenn dies der Fall ist, wie sich dieselben mit unserem heutigen Stand der Wissenschaft in Einklang bringen lassen.

IV. Die „Offenbarung“ Gottes.

Wie bereits an früherer Stelle hervorgehoben wurde, besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen der Entstehungsweise der Lehre des Polytheismus und der des Monotheismus. Die Götterlehren der alten Völker, so verschieden sie ihrer Form nach sein mögen, haben sämtlich das gemeinsam, daß sie gewisse Naturkräfte, sowie Himmelskörper personificierten und als göttliche Wesen verehrten. Ferner läßt sich keine aller jener Religionen auf einen bestimmten Urheber zurückführen. Sie sind vielmehr allmählich im Volke entstanden und durch Vererbung von Generation auf Generation erhalten und erweitert worden.

Anders verhält es sich mit dem Monotheismus. Der Urheber der Lehre eines „einzigen, ewigen Gottes“ war ein Mann, der seinen Wohnsitz in Chaldäa hatte, und dessen Name Abram war. Dieser vielberühmte und vielbesprochene Abram ist der Urheber jener Lehre, die der verbreitetsten Religion unter den heutigen Kulturvölkern zugrunde liegt. Abram wird von den alten Geschichtsschreibern als ein Mann von ungewöhnlichem Scharfsinn geschildert. Er beschäftigte sich mit der Beobachtung der Natur und besaß eine umfangreiche Kenntnis auf dem Gebiete der Mathematik und

Astronomie, was auch immer man unter diesem Namen zu jenen Zeiten verstanden haben mag. Aus seinen Beobachtungen schloß er, daß alle Himmelskörper, sowie alle Naturphänomene des Landes und des Meeres, einem gemeinsamen Zwecke dienten und gleichen Gesetzen unterworfen seien. Aus dem Grunde, so schloß er weiter, könnten die einzelnen Himmelskörper unmöglich selbständigen Willen und eigene Kraft besitzen, sondern seien notwendiger Weise lediglich das Werkzeug eines höheren Willens. Diese Deduktionen führten ihn zur Annahme eines einheitlichen, einzigen Gottes im Gegensatz zu den vielen Gottheiten der damaligen Zeit, von denen eine jede eine besondere Naturkraft darstellte.

Wie alle neuen Ideen, und ganz besonders auf dem Gebiete der Religion, auf den heftigsten Widerstand zu stoßen pflegen, so gerieten auch damals die biederen Chaldäer in größte Aufregung ob solcher lästerischen Lehren, die ihnen ihre von alters her ererbten Götter zu rauben drohten. Wie dies aber gewöhnlich der Fall ist, je heftiger der Widerstand sich geltend machte, um so eifriger und entschiedener bestand Abram auf seiner neuen Lehre, die nunmehr sein ganzes Denken und Trachten erfüllte, bis er denn auch wirklich eines schönen Tages die Stimme seines Gottes vernahm, der ihm befahl, dies Land, in dem er, der „einzige, ewige Gott“ nichts als Schmähungen erfahren hatte, zu verlassen und nach Canaan zu wandern.

Die „Stimme Gottes“ ließ sich mit der Zeit immer häufiger hören und machte ihm große Versprechungen betreffs seiner Zukunft und seiner Nachkommen. „Ich werde diejenigen segnen, die Dich segnen, und den verfluchen, der Dir flucht“. Offenbar hatte Gott ihn, den Abram, von allen Menschen auserwählt, um sich ihm zu offenbaren, denn niemand anders hatte je die „Stimme Gottes“ vernommen als er, der Auserwählte. So ging denn Abram mit Sack und Pack auf „Befehl seines Gottes“ nach Canaan, welches Land Gott ihm und seinen Nachkommen als Geschenk machte.

Als sich bald darauf eine Hungersnot einstellte, zog Abram mit seiner Frau nach Aegypten, da dies der einzige Ort war, wo unter solchen Umständen Nahrungsmittel zu erhalten waren. Hier fürchtete er, man möge ihm der Schön-

heit seiner Frau halber nach dem Leben trachten, und gab diese daher für seine Schwester aus. Seine Frau wurde auch wirklich ihrer Schönheit wegen dem Pharao empfohlen, der sie an seinen Hof kommen ließ und seinen Concubinen einreihte. Abram aber erhielt große Reichtümer in Form von Rinderherden und Sklaven als Geschenk für seine Schwester. Als aber Pharao erfuhr, daß Sarah das Weib Abrams sei, ließ er ihn zu sich kommen, machte ihm Vorwürfe für seine Unwahrheit, gab ihm sein Weib zurück und entließ ihn großmütig mit all seiner Habe inbegriffen der unrechtmäßig erworbenen Geschenke.

Abram zog hierauf zurück nach Canaan, wo „Gott" ihn aufs neue segnete und ihm vor allem eine große Nachkommenschaft versprach. „Alle Familien der Erde sollten gesegnet sein in seinem Samen". Bei allem, was er fortan tat, folgte er dem direkten Befehle Gottes, mit dem er kontinuierliche Unterredungen hatte.

Nachdem Abram mit dem durch seinen Reichtum erworbenen Anhang mehrere erfolgreiche Kämpfe bestanden hatte, sprach Gott ihm seine Anerkennung aus und gab ihm neue Versprechungen, von denen die große Nachkommenschaft stets die Hauptsache bildete. „So unzählig wie die Sterne am Himmel" sollten seine Nachkommen werden.

Bisher hatte Abram, dessen Namen Gott zur Belohnung in Abraham verwandelt hatte, stets den Befehlen Gottes gelauscht und dann demgemäß gehandelt. Nunmehr fing er an, auch zu Gott zu sprechen, sodaß reguläre Zwiegespräche zwischen ihnen stattfanden. Abraham sprach Gott gegenüber seine Besorgnis aus, daß er selber keinen Nachkommen habe, und er daher seine Habe dem Sohne seines Dieners hinterlassen müsse, worauf Gott ihm erwiderte, daß er noch einen eigenen Sohn bekommen würde. Dann verlangte er von Gott ein Zeichen, auf daß er seines Segens sicher wäre, worauf Gott ihm befahl, eine junge Kuh, eine Ziege und einen Widder, ein jedes drei Jahre alt, ferner eine Taube und eine Turteltaube zu opfern. Dies tat Abraham und, nachdem er mit Gott einen „Vertrag" geschlossen hatte, verfiel er in einen festen Schlaf, in

welchem Gott ihm „offenbarte“, daß seine Nachkommen vierhundert Jahre lang in einem fremden Lande zubringen müßten, daß Gott dann die Unterdrücker seiner Nachkommen strafen und letztere in das verheißene Land führen würde. Als Zeichen seiner göttlichen Nähe sandte „Gott“ einen rauchenden Herd und eine brennende Lampe zwischen die Leichen der Opfertiere.

Da Sarah immer noch kinderlos blieb, so beschloß das Ehepaar, daß Abraham mit einer Magd Sarahs versuchen sollte, was bisher Sarah selber nicht geglückt war, und so erhielt Abraham durch diese Magd Sarahs einen Sohn, Ismael. Als aber später Sarah doch noch einen Sohn erhielt, jagte Abraham die Magd mitsamt ihrem Kinde in die Wüste.

Hierauf schloß Gott einen neuen „Vertrag“ mit Abraham. Gott verpflichtete sich, Abraham und seine Nachkommenschaft, die ungeheuer zahlreich werden sollte, überall zu schützen und ihnen das Land Canaan zu schenken; dagegen sollte Abraham sich und alle männlichen Nachkommen, sowie die mit Geld gekauften Individuen „beschneiden“. Wer nicht beschnitten war, dessen Seele sollte an dem Segen Gottes keinen Anteil haben, und so wurden sämtliche männlichen Mitglieder des Hauses Abrahams beschnitten.

Nicht lange danach wurde Abraham von drei „Engeln“ besucht, welche ihm Gottes Beschluß verkündeten, Sodom zu zerstören wegen der Sündhaftigkeit seiner Einwohner, worauf Abraham sich an Gott wandte und ihm Vorstellungen machte, daß es sich für den „Richter der ganzen Erde“ nicht zieme, die Rechtschaffenen mit den Bösen zu verderben. Dies sah der „einzige, ewige Gott“ auch ein und versprach, Sodom zu verschonen,, wenn er fünfzig Rechtschaffene finden würde. Abraham aber handelte diese Zahl herunter, erst auf fünfundvierzig, dann vierzig, dreißig, zwanzig, bis schließlich Gott einwilligte, um zehn Rechtsschaffener willen die Stadt zu verschonen.

Als Abraham mit seiner Frau nach Gerar kam, handelte er ebenso wie in Aegypten, indem er sein Weib wiederum verleugnete und sich als ihren Bruder ausgab. Wie seiner Zeit von Pharao, so nahm er auch hier vom Könige

Abimelech reichliche Geschenke an um seiner Schwester willen. Gott aber offenbarte Abimelech „im Traume" das wahre Verhältnis Sarahs zu Abraham, der ein großer „Prophet" sei, und dem er sein Weib bei Todesstrafe zurückgeben müsse.

Eines schönen Tages hörte Abraham die Stimme Gottes, die ihm befahl, seinen einzigen Sohn Isaac auf dem Altare als Opfer zu verbrennen. Gehorsam diesem Befehle war Abraham bereits im Begriff, das Messer an seinen Sohn zu legen, als die „Stimme vom Himmel" abermals ertönte und sprach: „Abraham, lege deine Hand nicht an den Knaben, denn jetzt sehe ich, daß Du Gott fürchtest", worauf Abraham seinen Sohn von den Banden befreite und einen Bock, der sich im Gehölz gefangen hatte, anstatt seiner opferte. Gott war natürlich entzückt von diesem Gehorsam, der selbst das eigene Kind nicht schonte, und wiederholte seine Versprechungen von der reichen Nachkommenschaft, die so mannigfaltig wie die „Sterne am Himmel" und der „Sand am Meere" sein würden, und bekräftigte dieses Versprechen mit einem feierlichen Eide.

Dies sind die Hauptzüge des Lebens Abrahams, wie es uns von den alten Schriftstellern, besonders aber von dem später zu besprechenden „Moses", geschildert wurde. Dies sind die „Offenbarungen", die jenem Manne zuteil wurden, welcher der Begründer der Lehre eines „einzigen, ewigen Gottes" wurde, welcher vor viertausend Jahren den Grundstein legte zu jenem „Monotheismus", auf dem die Religion der heutigen Kulturvölker basiert ist.

Von Generation auf Generation hat sich diese Lehre „wie eine ewige Krankheit" vererbt. Jahrhunderte kamen und gingen; mächtige Völker sind entstanden und wieder verschwunden; die riesenhaftesten Umwälzungen haben sich vollzogen auf dem Gebiete der menschlichen Kultur; — aber der Glaube an einen „einzigen, ewigen Gott", der sich vor viertausend Jahren einem Manne im Orient offenbart haben soll, hat wie ein Fels im Meere dem Zahn der Zeit getrotzt und sich bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten.

Wie soll sich nun die Wissenschaft gegenüber diesen

Dingen verhalten? Daß es ein individuelles Wesen, wie es hier geschildert ist, und das die Religionen „Gott" nennen, in der Natur nicht geben kann, ist bereits gesagt worden. Die Existenz eines persönlichen Gottes ist eine wissenschaftliche Unmöglichkeit und kann für den Naturforscher überhaupt nicht mehr in Frage kommen. Wie aber soll sich die Wissenschaft zu diesen sogenannten „Offenbarungen" verhalten, von denen der Fall „Abraham" nur den Anfang bildet? Wenn es keinen Gott gibt, so kann sich Gott natürlich auch nicht „offenbaren". Worauf aber basieren dann alle jene Berichte und besonders die oben geschilderte „Offenbarung Gottes"?

Bisher schien man allen diesen „Offenbarungen" und „Wundern" gegenüber, wie sie so vielfach in der Bibel berichtet werden, nur eine Alternative zu haben; nämlich, entweder an die Wahrheit der Berichte zu glauben, oder sie für Erdichtungen zu halten. In obigem Falle würde man also zu wählen haben, ob man diese „Offenbarung Abrahams" glauben oder die ganze Sache für eine Erfindung halten will. Letzteres ist schon deswegen in hohem Maße unwahrscheinlich, weil ein eigentliches Motiv für eine derartige Erfindung fehlt. Es ist kaum denkbar, daß ein Mann, wie er hier geschildert ist, sich diese Dinge einfach ausgedacht haben soll. Noch unwahrscheinlicher ist es, daß die Historiker die Erfinder solcher Vorgänge gewesen sein sollen. Ferner stehen diese „Offenbarungen", wie wir weiterhin sehen werden, nicht vereinzelt da, sondern zeigen im Gegenteil eine auffallende Aehnlichkeit mit anderen analogen Erscheinungen, sodaß eine absichtliche Täuschung, eine Erfindung fast zur Unmöglichkeit wird. Dies hilft uns aber keineswegs über die Schwierigkeit, jene Dinge zu erklären, denn, da es keinen Gott gibt, so kann sich auch kein Gott „offenbaren".

Ganz abgesehen aber von dieser Tatsache sind diese sogenannten „Offenbarungen", wie sie Abraham gehabt haben soll, so absurd, daß, wenn wirklich ein Gott existieren würde, sie seiner durchaus unwürdig wären. Wie ist es nur möglich, daß die Menschen Jahrtausende lang wirklich geglaubt haben und auch heute noch glauben, daß ihr

„einziger, ewiger Gott“ sich vor viertausend Jahren einen kläglichen alten Mann in Chaldäa ausgesucht haben soll, um sich ihm allein zu „offenbaren“, ohne Rücksicht auf die ganze übrige Menschheit? Dieser alte Mann ist dabei nicht einmal ein Held oder eine jener liebenswerten Gestalten, wie sie andere Völker zu ihren Heroen und zu Lieblingen der Götter gemacht haben. Er ist kein Achilles, kein Herakles; er ist kein Siegfried, den die Götter seiner heroischen Eigenschaften halber wie ihres gleichen liebten. Nein, wir haben es mit einem charakterlosen alten Manne zu tun, der eine Reihe der unschönsten Eigenschaften aufweist und sicherlich nicht dazu angetan ist, unsere Sympathieen zu erregen. Sowohl in Aegypten wie in Gerar gibt er sich für den Bruder seiner Frau aus; wie er sagt, aus Furcht, daß man ihn töten würde. Welch eine erbärmliche Feigheit liegt in dieser Handlungsweise! Die Tatsache aber, daß er sich nicht entblödete, sowohl von Pharao als auch von Abimelech höchst wertvolle Geschenke anzunehmen, legt sogar den Verdacht sehr nahe, daß es nicht allein Furcht war, die ihn zu dieser Unwahrheit bestimmte. Und einen solchen Menschen soll sich der „einzige, ewige Gott“ ausgesucht haben, um sich ihm allein zu offenbaren? Wie erbärmlich benahm sich Abraham gegenüber der Hagar. Nachdem er sie zu seiner Concubine gemacht und ihr einen Sohn gezeugt hatte, läßt er sich von seinem eifersüchtigen Weibe bestimmen, die arme Hagar mitsamt ihrem Sohne hinaus in die Wildnis zu jagen. Obwohl er ungemessene Reichtümer besaß, sodaß er seinen Diener mit zehn Kamelen, mit Schätzen reich beladen, aussenden konnte, um seinem Sohne Isaac ein Weib zu besorgen, entblödete er sich nicht, die Frau, der er einst seine Liebe gezeigt hatte, mit ihrem Kinde im Arme in die Wildnis zu jagen, mit nichts als einer Flasche Wasser und etwas Brot. Und diese Brutalität sollte ebenfalls auf Gottes Befehl vollzogen sein. Was für ein liebenswerter Gott muß es sein, der solche Befehle erteilt!

Wie ist es nur möglich, daß religiöse Menschen von ihrem Gotte glauben können, daß er, um den Gehorsam eines Menschen zu erproben, ihm befehlen soll, seinen eigenen Sohn zu schlachten? Man fragt sich immer wieder,

wie ist es möglich, daß die Menschheit viertausend Jahre lang einen solchen Blödsinn geglaubt hat und noch heute glaubt?

Wenn man sich den biederen Abraham bei Lichte betrachtet, so gewahrt man einen recht zweifelhaften Charakter. Seinem Weibe Sarah ist er untreu; sein Weib Hagar behandelt er auf das brutalste. Erstere war er bereit für Geld zu prostituieren, letztere jagte er mit ihrem Kinde von Haus und Hof. Gegen seine Söhne benimmt er sich grausam und wider die Natur. Den einen jagt er als Knaben hinaus in die Wildnis und den anderen ist er bereit abzuschlachten.

Dies ist der Held der Menschheit. Dies der Stammvater des „auserwählten Volkes“. Einen solchen Menschen soll sich Gott von allen menschlichen Wesen auserwählt haben, um sich ihm zu offenbaren! Was für eine Geschmacksverirrung Gottes! Wie ist es denkbar, so etwas zu glauben! O sancta simplicitas!

Wenn nun aber einerseits der Bericht von Abrahams Offenbarung keine Erfindung sein soll, andererseits aber derselbe sich als so absurd und undenkbar erweist, was sollen wir da glauben, wie sollen wir uns diese eigentümliche Sache erklären? Tausende von Büchern sind über diesen Gegenstand sowie über die nachher zu besprechenden Begebenheiten geschrieben worden. Jahrhunderte, ja wir können heute sagen Jahrtausende hindurch haben die „Gelehrten“ herumgedeutelt an diesen Dingen und tiefe Weisheit darin erblicken wollen. An der Tatsache aber, daß Gott sich dem Erzvater Abraham zuerst offenbart habe, ist niemandem eingefallen zu rütteln, und noch heute ist dies eines der ersten Dinge, die man den Kindern in der Schule lehrt.

Wer sich nicht mit Gewalt aller Vernunft gegenüber verschließen will, der muß die Absurdität dieser sogenannten „Offenbarung“ einsehen. Selbst Leute, die noch an dem Glauben an einen Gott festhalten, müssen zu dieser Ueberzeugung gelangen. Ja wenn es wirklich einen Gott gäbe, so würde er durch solche Erzählungen nur profaniert werden. Ist es nicht selbst von strikt religiösem Standpunkte aus eine Blasphemie, zu sagen, daß Gott mit einem Menschen einen

„Vertrag“ geschlossen habe, und daß er sich durch einen Eid verpflichtet habe, seinerseits den Vertrag zu halten? Kann man sich eine größere Blasphemie denken? Ist es ferner selbst mit den orthodoxesten religiösen Ansichten der Gegenwart vereinbar, daß „Gott“einem Menschen befohlen haben soll, ihm Tiere zu „opfern“? Ist nicht der ganze Kultus des Opferns der größte Blödsinn?

Die Frage, die uns hier zunächst beschäftigt, ist die, ob wir jene Erzählung von Abraham und den ihm zuteil gewordenen Offenbarungen auf wissenschaftlichem Wege erklären können. Denn wenn es sich nicht einfach um plumpe Erfindung handelt, muß der Sache etwas zugrunde liegen, das der wissenschaftlichen Erklärung bedarf.

Nun allerdings! Die Sache hat ihre wissenschaftliche Begründung. Freilich ist es nicht die Theologie, nicht Physik, oder Chemie, nicht die Geschichte und auch nicht die Mythologie, die uns hier auszuhelfen vermag, sondern eine im Verhältnis zu den Schwestern weit jüngere Wissenschaft, nämlich die Psychiatrie.

Die Erklärung für all die wunderbaren Dinge, sowohl für die göttlichen Offenbarungen als für die Widersprüche im Charakter unseres Helden, findet ihren Ausdruck in den vier Worten: Abraham war ein Paranoiker.

Wir müssen den Leser, der nicht Fachmann dieser Wissenschaft ist, ersuchen, sich das vorangegangene Kapitel über Paranoia in das Gedächtnis zurückzurufen und unseren Freund Abraham von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten.

Wir haben hier einen Mann, der offenbar gewisse geistige Fähigkeiten besaß und sich viel mit den Vorgängen der Natur beschäftigte. Seine Beobachtungen erweckten in ihm die Idee, daß die landläufige Götterlehre irrig sein müsse, und es nur einen einzigen Gott geben könne. Diese Vorstellung wurde bei ihm allmählich zur fixen Idee und erzeugte eine Reihe anderer Wahnvorstellungen. Er glaubte sich von seinen Mitmenschen verfolgt und beschloß daher, das Land zu verlassen. Bereits hier werden seine Wahnideen in seinem Gehirn in Sinnestäuschungen umgesetzt. Der Gott, der bisher nur in seiner Vorstellung existierte, begann nun auch, zu

ihm zu reden. Er vernahm deutlich seine Stimme, die ihm direkt befahl, das Land zu verlassen. Allmählich ließ sich die Stimme Gottes immer häufiger hören, bis sich schließlich die oben erwähnten vertraulichen Zwiegespräche zwischen Abraham und „Gott“ entwickelten, und er alles, was er unternahm, auf einen vermeintlichen Befehl Gottes tat. Dabei zeigte sich in dem ganzen Verhalten Abrahams jener für die Paranoia so charakteristische Größenwahn. Er war der Alleinige, Auserwählte, dem Gott sich offenbarte. „Seine Nachkommen würden zahlreich wie die Sterne am Himmel und der Sand am Meere sein“. „Große Völker und mächtige Könige würden seinem Samen entspringen“. Man kann sich kaum einen typischeren Größenwahn denken. Alles, selbst die absurdesten Dinge, die in seinem Gehirn auftauchten, präsentierten sich in ihm als Befehle Gottes. Wahrscheinlich zog sich Abraham in Aegypten, während seine Frau bei Pharao weilte, eine Geschlechtskrankheit zu, die ihm später gewisse Beschwerden bereitete, die nur durch die Entfernung der Vorhaut beseitigt werden konnten; ein Zustand, der heute in der medizinischen Praxis gar häufig vorkommt. Sofort entstand bei ihm die Wahnidee mit der sich daraus ergebenden Hallucination, daß Gott die „Beschneidung“ befohlen habe, und zwar nicht nur für ihn, sondern für alle Mitglieder seines Hauses sowie für sämtliche seiner Nachkommen. Diese Beschneidung machte Gott zur Bedingung seines Vertrages. Sollte man es für denkbar halten, daß sich eine so unsinnige, einem geisteskranken Gehirn entsprungene Ceremonie bis auf den heutigen Tag unter den Juden erhalten hat und wer weiß wie lange noch fortbestehen mag? „Gott“, der die Menschen „geschaffen“ haben soll, soll den Menschen befehlen, ein Stück seiner eigenen „Schöpfung“ abzuschneiden? Haben sich denn die weisen Juden niemals gefragt, warum der allweise und allwissende Gott die Männer nicht gleich ohne Vorhaut geschaffen habe, oder, falls er seinen Irrtum eingesehen hat, warum er, der „Allmächtige“, die Männer nicht wenigstens fortan ohne Vorhaut zur Welt kommen läßt? Kann man sich eine blödsinnigere religiöse Ceremonie vorstellen als diese Beschneidung? Und zu einem solchen Un-

sinn soll „Gott“ die Menschen durch einen „Vertrag“ verpflichtet haben! Nur ein Paranoiker konnte auf eine solche Idee kommen, und die Entstehungsweise der Wahnidee, wie sie oben geschildert wurde, nämlich durch eine sexuelle Erkrankung, ist durchaus wahrscheinlich.

Abraham zeigt durchgehends jenen krassen Egoismus, der so charakteristisch ist für die Paranoia. Er kennt keine Rücksicht für Weib und Kind; er benimmt sich ihnen gegenüber, wie es einem geistesgesunden Menschen kaum möglich wäre, und alle diese Handlungen, selbst sein unmenschliches Verhalten gegenüber Hagar und ihrem Sohne sollen auf Befehl Gottes vollbracht sein; eine durchaus paranoische Denkungsweise.

Für den Fachmann liefert die Geschichte Abrahams wie sie uns von Moses in der Bibel überliefert ist, ein typisches Bild der Paranoia. Die dadurch gewonnene Erklärung dient wissenschaftlich einem doppelten Zweck. Erstens ist diese auf keinem anderen Wege wissenschaftlich zu erklärende „Offenbarung Gottes“ in vollkommen befriedigender Weise erklärt, und zweitens haben wir gleichzeitig eine Antwort auf die so oft mit Recht aufgeworfene Frage, wie man sich im Altertum und überhaupt in früheren Zeiten jene Fälle von Paranoia erklärt habe; denn es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß die Paranoia zu jenen Zeiten ebensogut existiert hat wie heute. Daß jene Leute mit ihren Wahnideen und Hallucinationen, von deren wirklicher Natur man zu jener Zeit nicht die geringste Ahnung hatte, auf ihre Umgebung einen ganz wunderbaren Eindruck gemacht haben müssen, ist ja selbstverständlich. Daß es sich nicht um Betrüger handelte, war den Menschen zur damaligen Zeit ebenso klar wie den heutigen Laien, wenn sie mit Paranoikern in Berührung kommen. Der Ernst, der Fanatismus und die ganze Art und Weise,, mit der diese Leute von ihren krankhaften Gehirnvorgängen sprechen, ist so eigentümlich und charakteristisch, daß man sofort sieht, man hat es mit realen Dingen und nicht mit Schwindel zu tun. Wie sollten sich nun im Altertume die Leute derartige Phänomene erklären? Wenn Abraham seiner Umgebung allen Ernstes versicherte, daß „Gott“ zu ihm gesprochen und ihm dies und jenes offen-

bart habe, wie konnte man auch nur im geringsten daran zweifeln, daß dem wirklich so war? Wie konnten besonders seine Kinder, die mit der größten Verehrung zu ihm emporblickten, auch nur einen Augenblick zaudern, seine Berichte für wahr zu halten? Für ihn selber bestand nicht der geringste Zweifel, daß Gott sich ihm offenbart hatte; warum sollte daher seine Nachkommenschaft zweifeln? Und so hat sich auf Grund dieser Wahnideen und Sinnestäuschungen jene Lehre von der Offenbarung Gottes von Generation auf Generation vererbt, und bis auf den heutigen Tag ist es niemandem eingefallen, jene Vorgänge in ihr richtiges, wissenschaftliches Licht zu stellen. Heute lehrt man den Kindern in der Schule genau wie vor viertausend Jahren, daß „Gott sich dem Stammvater Abraham offenbart habe“, ohne zu ahnen, daß es sich um einen ganz gewöhnlichen Fall von Geisteskrankheit handelte, wie sie heute in jeder Irrenanstalt zur Beobachtung kommt.

Paranoia ist eine Krankheit, in welcher Heredität eine große Rolle spielt. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß Paranoiker nun auch immer paranoische Kinder haben müssen. Es gibt genug Paranoiker, die vollkommen gesunde Kinder zeugen. Die Wahrscheinlichkeit jedoch, daß namentlich da, wo mehrere Kinder vorhanden sind, die Paranoia sich in einem oder mehreren Fällen auf die nächste Generation verpflanzt, ist recht erheblich.

Abraham hatte acht Söhne; die vorher erwähnten Ismael und Isaac, und ferner sechs Söhne von seinem späteren Weibe, Keturah, die er nach Sarahs Tod heiratete. Nur von einem aller dieser Söhne haben wir einen eingehenderen Bericht, und zwar von Isaac. Von den anderen heißt es, daß sie vom Vater nach Arabien und Syrien geschickt und dort Stammväter großer Nachkommenschaften geworden seien.

Das Leben Isaacs, wie es in der Bibel geschildert ist, zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Abrahams. Selbst in untergeordneten Charakterzügen tritt diese Aehnlichkeit hervor. Wie sein Vater Abraham, so verleugnete Isaac seine Frau, indem er sie im Lande der Philister ebenfalls für seine Schwester ausgab. Angeblich hatte er gleichfalls Angst

für sein Leben wegen der Reize, die sein Weib auf die Männer ausüben würde. Wie damals Pharao, so warf der König Abimelech Isaac seine Unwahrheit vor und ließ ihm in großmütiger Weise seinen Schutz zuteil werden.

Isaac pflegte denselben Verkehr mit „Gott" wie sein Vater Abraham. Es war auf „Gottes Befehl", daß er einer Hungersnot wegen nicht nach Aegypten, sondern nach Gerar ging, zu Abimelech, König der Philistiner. Bald darauf aber verließ er das Land, weil man ihn dort unausgesetzt belästigte und ihn seiner Reichtümer wegen beneidete. „Gott" machte ihm dieselben Versprechungen, die er dem Vater gemacht hatte. „Wie die Sterne am Himmel" würden sich die Früchte seines Samens vermehren. Selbst der König bewunderte seinen Reichtum und seine Macht, sodaß er ihm zugestand, daß er mächtiger sei als er, der König, und daher ein Bündnis mit ihm schloß. Trotzdem zog er von einem Orte zum anderen, weil man ihn belästigte, ihm die Brunnen zuschüttete und ihn wegen seiner Macht und seines Reichtums beneidete.

Trotz des spärlichen Berichtes, den wir von Isaac haben, können wir doch deutlich erkennen, daß es sich hier ebenfalls um einen Fall von Paranoia handelt.

Wir haben hier dieselben Wahnideen und Hallucinationen wie beim Vater. Von den acht Söhnen ist er offenbar der einzig Geisteskranke; denn die Brüder haben keine „Offenbarungen", sie sind gewöhnliche Menschen und führen ein Leben wie jeder andere. Nur Isaac tritt in direkten Verkehr mit „Gott". Er hat die Geisteskrankheit vom Vater geerbt. Freilich ist Isaac geistig weit weniger begabt als Abraham. Letzterer hatte ungewöhnliche geistige Veranlagungen. Seine Kenntnisse in Astronomie und Mathematik sollen nicht unbedeutend gewesen sein, und es sind diese geistigen Vorgänge, die bei ihm zu den Wahnideen führten. Bei Isaac hingegen handelt es sich zunächst einfach um ein Nachreden dessen, was er vom Vater gehört hat. Abraham, wie fortan alle jüdischen Väter, unterrichtete seine Söhne sorgfältig in den Dingen „Gottes". Er teilte ihnen den sogenannten Inhalt seiner Wahnideen und Sinnestäuschungen mit und erzog seine Kinder in dem Glauben an einen „einzigen, ewigen

Gott", der sich Abraham und seine Nachkommenschaft auserwählt hätte von allen Völkern der Erde, um sich ihnen zu offenbaren.

Während die übrigen Kinder einfach in religiösem Glauben aufwuchsen und denselben wahrscheinlich auch ihr ganzes Leben hindurch beibehielten, stellten sich bei Isaac sehr bald paranoische Symptome ein, die sich allmählich zu einem systematisierten Gebäude von Wahnideen und Hallucinationen ausbildeten. Die Wahnideen nahmen, wie so häufig bei der Paranoia, den Doppelcharakter von Verfolgungs- und Größenwahn an. Selbst in den wenigen Worten, mit denen Moses das Leben Isaacs schildert, läßt sich der Verfolgungswahn deutlich erkennen. Er wird überall belästigt und gezwungen, von einem Orte zum anderen zu ziehen. In Verbindung mit den übrigen Tatsachen, namentlich den kontinuierlichen Hallucinationen, haben wir alle Ursache in diesen Belästigungen, die ihm den Aufenthalt zur Unmöglichkeit machten, einen Verfolgungswahn zu erblicken. Gerade weil Moses nur einen so knappen Bericht von ihm gibt, ist ein um so größeres Gewicht auf diese Dinge zu legen. Denn wenn es sich nur um geringfügige Vorfälle gehandelt hätte, so wären nicht gerade diese als Hauptmoment seines Lebens auf den Berichterstatter überkommen. In dem ihm von allen zuteil gewordenen Neid spricht sich bereits der Größenwahn aus, der dann in dem Verkehr mit Gott und dessen überschwenglichen Versprechungen seinen Höhepunkt erreicht.

Isaac prahlt geradezu mit seinem „Reichtum", mit seiner Größe und Macht, welche die der Könige übertreffen soll, und gleichzeitig wird er uns wie ein Mann geschildert, dessen Verhältnisse äußerst dürftig sind. Sein Sohn Jacob zieht hinaus in die Fremde ohne auch nur einen einzigen Diener mit sich zu führen und muß lange Jahre dienen, um sich eine Frau zu erwerben. Esau findet nichts im väterlichen Hause zu essen, sodaß er sein Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht verkauft. Er selber ist froh wenn Esau ihm ein Wild erlegt und liebt ihn aus diesem Grunde mehr wie Jacob. Wegen eines lumpigen Brunnens, den sein Vater hat graben lassen, macht er ein großes Wesen und Aufsehen.

Alles dies sieht doch nicht aus, als wenn wir es mit einem Manne zu tun hätten, der seines großen Reichtums wegen allgemein beneidet wurde. Es hat vielmehr den Anschein, daß Isaac in dürftigen Verhältnissen lebte, und seine Macht und Reichtum auf denselben Wahnideen beruhte wie sein Verkehr mit „Gott“ und dessen „Offenbarungen“ und „Versprechungen“.

Isaac hatte zwei Söhne, ein Zwillingspaar, Esau und Jacob. Esau, der erstgeborene, war rot behaart am ganzen Körper. Er liebte die Jagd und führte ein dementsprechendes Leben draußen auf dem Felde, in der freien Natur.

Jacob hingegen neigte mehr zum häuslichen Leben. Als Esau eines Tages totmüde von der Jagd nach Hause kam, fühlte er sich so schwach als müßte er jeden Augenblick dahinsterben und bat daher seinen Bruder um Erfrischungen, um Speise und Trank. Dieser hatte gerade ein Linsengericht zubereitet und bot dies dem Bruder dar unter der Bedingung, daß dieser ihm sein Erstgeburtsrecht eidlich abtreten solle. Esau, der glaubte, dem Tode nahe zu sein, fragte nichts nach diesem Recht und trat es willig ab.

Als Isaac blind und alt geworden war und wohl an seinen Tod dachte, befahl er seinem Sohne Esau, auf die Jagd zu gehen, um ihm ein Wildpret zu besorgen. Nachdem er sich daran gelabt habe, würde er ihm seinen Segen erteilen. Während Esau diesem Befehle nachging, bereitete die Mutter Jacobs eine Speise, die wie Wildpret schmecken sollte, und veranlaßte ihren Sohn Jacob, den sie Esau vorzog, dessen Rolle zu spielen und so des Vaters Segen zu erhalten. Jacob befolgte diesen Rat und gab sich dem blinden Vater als Esau aus. Obwohl Isaac die Stimme Jacobs erkannte, ließ er sich dennoch durch ein behaartes Fell, das Jacob angelegt hatte, täuschen und erteilte ihm den für Esau bestimmten Segen. Als dieser heimkehrte und dem Vater das gewünschte Wildpret brachte, wurde Isaac der Täuschung gewahr, aber den einmal verliehenen Segen konnte er nicht mehr zurücknehmen, und so blieb Jacob im Besitze desselben.

Da die Mutter hörte, wie Esau dem verräterischen Bruder Rache schwor, ersann sie eine List, um Jacob der

Gefahr zu entziehen. Unter dem Vorwande ihn zu verhindern, wie sein Bruder Esau, eine Frau aus den Bewohnern Canaans zu heiraten, wurde Jacob zu seinem Onkel Laban gesandt, um eine von dessen Töchtern zu freien.

Als Jacob auf dem Wege dorthin unter freiem Himmel übernachtete, hatte er einen Traum. Er sah eine Leiter, die von der Erde zum Himmel führte, auf welcher Engel auf und nieder stiegen. Oben an der Himmelspforte stand Gott und wiederholte Jacob gegenüber dieselben Versprechungen, die er seinen Vätern, Abraham und Isaac gegeben hatte. Er würde ihm und seinen Nachkommen das Land Canaan schenken, er würde seine Nachkommen vervielfältigen wie den Sand am Meere; nach Norden, Süden, Ost und West würden die Früchte seines Samens sich ausdehnen; er würde ihn behüten und beschützen auf allen seinen Wegen und werde ihm sicheres Geleit geben und ihn unversehrt wieder zurückführen in die Heimat. Als Jacob erwachte, sagte er: „Dies ist die Wohnstätte Gottes“ und errichtete einen Stein, auf dem er geruht hatte, als Gedächtnissäule und begoß dieselbe mit Oel.

Darauf verrichtete er ein Gelöbnis, daß, wenn Gott sein Versprechen halten und ihn mit Kleidung und Nahrung versehen und ihn sicher wieder zu seiner Familie zurückführen würde, er dann den „Herrn zu seinem Gott“ machen würde.

In Haran angelangt, verliebte sich Jacob bald in seine Base Rachel und ging auf die Bedingung seines Onkels Laban ein, ihm sieben Jahre lang zu dienen, um jene als Preis zu erwerben. Nach Beendigung dieser Zeit fand die Hochzeit statt, aber am darauf folgenden Morgen sah Jacob, daß ihm sein Onkel anstatt der schönen Rachel deren weniger schöne Schwester Leah in das Brautgemach gebracht hatte. Darüber zu Rede gestellt, entschuldigte sich Laban damit, daß es im Lande üblich sei, die ältere Tochter zuerst zu verheiraten, daß er aber willens sei, ihm Rachel ebenfalls zu geben, wenn er sich verpflichten wolle, weitere sieben Jahre zu dienen. Jacob, der nun einmal in Rachel verliebt war, willigte notgedrungen ein.

Nachdem Leah bereits vier Söhne zur Welt gebracht

hatte, Rachel aber noch immer unfruchtbar geblieben war, beschloß diese, dem Beispiele ihrer Großmutter zu folgen und Jacob ihre Handmagd behufs Kindererzeugung zur Verfügung zu stellen, was Jacob auch mit Vergnügen annahm. Obwohl Leah bereits vier Söhne hatte, glaubte sie dennoch in ihrem Eifer der Kindererzeugung der Schwester nicht nachstehen zu dürfen und lieferte ebenfalls eine Magd zum Jacob'schen Kindererzeugungsgeschäft, die auch bald ihrem Berufe gerecht ward. Nachträglich beteiligten sich dann beide Schwestern wieder selber aktiv an der Produktion; die eine mit weiteren zwei Söhnen und einer Tochter, die andere mit zwei Söhnen.

Nachdem Jacob zwanzig Jahre in Labans Haus verweilt hatte, während welcher Zeit Schwiegervater und Schwiegersohn sich gegenseitig auf das eifrigste zu betrügen und zu übervorteilen versuchten, beschloß er endlich, mit seiner ganzen Habe, mit seinen Weibern, Kindern und seinen Herden nach Canaan zurückzukehren. Heimlich, ohne seinen Schwiegervater von seinem Vorhaben in Kenntnis zu setzen, stahl er sich mit seinem Troß aus dem Hause, nicht ohne daß sein Weib Rachel dem Vater eine Anzahl wertvoller Gottesbilder entwendete.

Während Gott und Engel ihm bisher immer nur im Traum erschienen waren, geschah dies nunmehr auch in wachem Zustand. Wie dem Vater und Großvater, so versprach Gott auch ihm die große Nachkommenschaft, die sich „wie der Sand am Meere" und „die Sterne am Himmel" vermehren sollte. Auch das Geschenk des Landes wurde auf das Neue von Gott versichert. Auf dem Wege nach Canaan trat ihm ein Mann in den Weg, der mit ihm zu ringen begann und ihn nicht zu bezwingen vermochte. Es war dies „ein Engel Gottes". Um ihm seine Stärke zu zeigen, verrenkte der Engel Jacobs Schenkel durch eine einfache Berührung. Aber dennoch blieb Jacob Sieger in diesem Kampfe, und „Gott" verlieh ihm fortan den Namen „Israel", welcher einen Mann bedeutet, der Gott bezwungen habe.

Trotz dieses Sieges über „Gott" zeigte Jacob die allergrößte Besorgnis und Furcht vor der Begegnung mit seinem Bruder Esau, der alle Ursache hatte, ihm zu zürnen. Als er

hörte, daß Esau ihm mit vierhundert Mann entgegenkomme, geriet er fast in Verzweiflung. Zum Kämpfen hatte er, der „Gott“ besiegt hatte, weder Mut noch Mittel, und zu entfliehen keine Gelegenheit. So teilte er seine Weiber und Habe in verschiedene Teile, damit wenn ein Teil zerstört sei, ihm vielleicht doch noch der andere bliebe. Dann flehte er kläglich zu „Gott“, den er soeben überwunden hatte, um Schutz und Beistand an gegen seinen Bruder, dem er eine große Masse Geschenke schickte und ihn seiner Liebe und Zuneigung versicherte. Esau hatte garnicht daran gedacht, seinem Bruder feindlich zu begegnen. Er wies die Geschenke zurück und hieß seinen Bruder herzlich willkommen.

Die Zwiegespräche mit Gott schienen bei Jacob wie bei seinem Vater mit der Zeit häufiger zu werden, bis auch er bei allem was er tat, direkten Rat von Gott einholte und seine Befehle befolgte.

Wir haben in Jacob einen Fall von Paranoia, ganz ähnlich dem des Vaters und Großvaters. Sein Bruder Esau zeigte, da es sich ja nun einmal um eine degenerierte Familie handelte, auch seinerseits gewisse degenerative Stigmata. Schon die Bedeckung der Haut mit einer Fülle roter Haare wird als Zeichen der Degeneration betrachtet. Außerdem scheint Esau, ohne direkt geisteskrank gewesen zu sein, doch eine recht geringe Intelligenz besessen zu haben. Er konnte sich nur mit körperlichen Dingen wie jagen und dergl. beschäftigen. Als er einmal besonders übermüdet war, glaubte er, sofort sterben zu müssen, ein hypochondrisches Gebahren, wie man es bei Individuen dieser Sorte sehr häufig findet. Von dem Werte des Erstgeburtsrechts hatte er offenbar gar keinen Begriff, indem er dies für ein Linsengericht dahingab. Erst später, nachdem ihm erklärt war, was er eigentlich getan habe, wurde er gegen den Bruder aufgebracht.

Nichtsdestoweniger finden wir bei Esau keinerlei Wahnideen oder Sinnestäuschungen. Jacob hingegen zeigt einen Geisteszustand ganz anderer Art. Er ist nicht schwachsinnig wie der Bruder, sondern im Gegenteil schlau und listig, wie man dies so häufig bei Leuten seiner Art findet. Er zeigt dieselben widerwärtigen Charakterzüge, dieselbe Neigung

zum Lügen und Betrügen, wie wir sie beim Vater und Großvater fanden. Was für eine erbärmliche Handlungsweise ist es, aus dem Hunger und der Schwäche des Bruders Vorteil zu ziehen, und ihm das Erstgeburtsrecht abzupressen für ein lumpiges Linsengericht. Geradezu schlecht und niederträchtig ist es, einen alten blinden Vater zu belügen und zu betrügen, und zwar wiederum zu dem Zweck, seinen Bruder zu berauben. Ein doppeltes Verbrechen gemeinster Art! Ebenso zeigte er sich als Betrüger Onkel Laban gegenüber, der ihm freilich im Betrügen vollkommen ebenbürtig war.

Ist es möglich, daß ein „Gott" wenn es einen solchen gäbe, gerade diesen Menschen aus der ganzen Menschheit zu seinem „Auserwählten" machen sollte? Einen Menschen von so gemeiner Gesinnungsart? Daß es Menschen gab und noch immer gibt, die sich durch diese Krankheitsfälle betören lassen, an einen „einzigen, ewigen Gott" zu glauben, ist ganz natürlich und liegt im Charakter der menschlichen Natur. Daß man aber diesen vermeintlichen Gott so profaniert, ja geradezu so ins Lächerliche zieht, daß er sich diesen erbärmlichen Jacob zu seinem „Auserwählten" gemacht haben soll, das ist und bleibt unglaublich.

Als Gott ihm zum ersten Male im Traume erschien am Eingang der Himmelspforte, oben auf der Leiter, auf der die Engel auf und abstiegen, da sagte ihm Jacob nach dem Erwachen: „Wenn Du mir stets genügend zu essen gibst und mich mit Kleidung versiehst, wenn Du mich auf meinen Wegen beschützt und behütest und mich in Sicherheit wieder zurückführst in das väterliche Haus, dann will ich Dich zu meinem Gotte machen und von allem was Du mir gibst, will ich Dir einen Zehntel geben". Was für eine gräßliche Blasphemie ist dies! Wie gut ist es, daß es keinen Gott gab, der diese törichten Worte anhören mußte, und wie froh können wir sein, daß es keinen Gott gibt, der heute mitansehen müßte, wie die Menschheit diesen vor viertausend Jahren ausgesprochenen Unsinn als etwas Göttliches anstaunt!

Was sollen wir dazu sagen, daß dieser Ringkampf mit dem „Engel Gottes" von der gesamten gelehrten Welt nicht

nur ernst genommen wurde, sondern daß man, wie jeden einzelnen Vorgang in der Bibel, tausende von Abhandlungen darüber schrieb, warum der Engel sich hatte von Jacob besiegen lassen, warum er nur seinen Schenkel ausgerenkt habe, wie groß Jacobs Frömmigkeit gewesen sein muß, daß er „Gottes Engel, und somit Gott selber“ besiegen konnte, und dergleichen Blödsinn mehr. Und alles dies wegen ein paar Sinnestäuschungen einiger alter geisteskranker Juden, die vor viertausend Jahren die Welt mit ihrem Dasein beglückten.

Mit Hülfe seiner vier Weiber gelang es Jacob, zwölf Söhne zur Welt zu bringen, die eine würdige Nachkommenschaft dieses biederen Paranoikers bildeten.

Nachdem sich Jacob mit seiner Familie auf dem Gebiete Hamors angesiedelt hatte, begegnete seine Tochter Dinah dem Sohne Hamors, Shechem. Dieser verliebte sich in das Mädchen und hatte geschlechtlichen Verkehr mit ihr. Shechem aber, der Sohn des Landesfürsten, meinte es so ehrlich mit dem Gegenstande seiner Liebe, daß er bei Jacob um die Hand seiner Tochter anhielt und gleichzeitig versprach, wie es zu jenen Zeiten Sitte war, dem Vater und der Familie der Braut große und wertvolle Geschenke zu machen. Für Jacob und seine Angehörigen wäre die Verbindung mit einem solchen Fürstensohne sicherlich von Nutzen gewesen, aber vor allem handelte es sich um die ehrliche Liebe eines rechtschaffenen Mannes, der dem Mädchen gegenüber als Ehrenmann handelte. Jacobs degenerierten Söhnen aber, die offenbar die Unehrlichkeit und Falschheit von den Vätern ererbt hatten, gaben dem für seinen Sohn anhaltenden Vater den Bescheid, daß die Nachkommen Abrahams, Isaacs und Jacobs sich keiner Nation verschwägern dürften, die nicht beschnitten sei, daß sie aber, falls sich jene beschneiden ließen, bereit wären, in die Verbindung einzuwilligen. Hamor und Shechem willigten gern ein in diese Bedingung und überredeten die Bürger der Stadt, daß die Verbindung mit den Israeliten von großem Nutzen für sie sein würde, sodaß sich jeder männliche Bürger beschneiden ließ.

Drei Tage darauf, als die Bürger ihrer Wunden wegen widerstandsunfähig waren, fielen Jacobs ehrbare Söhne, Si-

meon und Levi, mit ihren Männern über die wehrlosen Einwohner der Stadt her und schlachteten sämtliche männlichen Bürger ab mitsamt ihrem Fürsten und seinem Sohne. Die Weiber und Kinder machten sie zu Sklaven und die reichen Herden sowie alle übrigen Schätze trugen sie als Beute davon.

Es ist wohl richtig, daß Gemeinheiten, wie diese, nicht vereinzelt in der Geschichte dastehen. Die Bartholomäusnacht und ähnliche Vorgänge sind menschliche Bestialitäten gleicher Art. Aber zu glauben, daß ein sogenannter „Gott“ solche Schurken zu „auserwählten“ Stammvätern eines „auserwählten“ Volkes gemacht haben soll, das ist denn doch hellster Wahnsinn!

Als Jacob diese Gräueltat erfuhr, machte er seinen Söhnen Vorwürfe. Das heißt er fing an zu jammern, daß die Nachbarvölker ihn dieser Tat wegen verabscheuen würden, und daß man ihn und seine Familie umbringen werde. Dies war seine einzige Sorge. Daß seine Söhne ein scheußliches Verbrechen begangen hatten, schien ihn sehr wenig zu bekümmern; nur die Sorge um das liebe „Ich“ war es, die sich in ihm regte. Was für eine erbärmliche, klägliche Natur, dieser „Auserwählte“ Gottes! Und welcher Widerspruch liegt in dieser Angst, umgebracht zu werden! Wo bleibt denn da das Vertrauen in den „allmächtigen Gott“? Wo ist der Mut des „Israel“, des „Ueberwinders“ Gottes?

Jacob zog von einem Platze zum anderen, und zwar stets auf Befehl Gottes. Seine Hallucinationen wurden offenbar immer häufiger, wozu die vielen Sorgen und Aufregungen, die ihm hauptsächlich durch seine Söhne bereitet wurden, wesentlich beigetragen haben mögen.

Bald nach dem Tode seines Weibes Rachel, der ihm zweifellos sehr nahe ging, mußte er die traurige Entdeckung machen, daß sein ältester Sohn Ruben in geschlechtliche Beziehungen zu seiner Mutter, d. h. zu einem der Weiber seines Vaters, getreten war. Man glaubt fast eine der Boccaccioschen Erzählungen zu lesen, wenn man das Leben der „Stammväter“ des „auserlesenen Volkes“ durchgeht.

Den Höhepunkt erreichte die Gemeinheit der Söhne Jacobs in ihrem Anschlag gegen den eigenen Bruder Joseph,

den sie aus purem Neide umzubringen beschlossen. Nur ihre Habgier rettete dem Knaben das Leben, indem sie es vorzogen, ihn in die Sklaverei zu verkaufen und so noch materiellen Gewinn aus ihrer schwarzen Tat zu ziehen. In brutalster Weise belogen und betrogen sie ihren alten Vater und sahen kaltblütig zu, wie er jahrelang um den verlorenen Sohn trauerte, bis ein merkwürdiger Zufall ihm den tot gewähnten Sohn zurückgab.

Dies ist in kurzen Umrissen die Geschichte der „Patriarchen“ und der „Stammväter“ des „auserlesenen Volkes“, und dies die psychologische Erklärung der sogenannten „Offenbarung Gottes“. Wenn wir bedenken, welchen ungeheuren Einfluß die Geisteskrankheit einiger alter Juden, die vor viertausend Jahren lebten, auf die gesamte civilisierte Welt ausgeübt hat, so möchte man die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und an dem menschlichen Verstande verzweifeln.

Daß man im Altertume die Paranoiker ernst nahm, daß man ihnen ihre Wahnideen und Sinnestäuschungen ohne weiteres glaubte, daß sich mit der Zeit die Lehre verbreitete, daß Gott sich nur gewissen, besonders „erleuchteten“ und „auserwählten“ Individuen offenbare, — alles dies kann schließlich nicht wundernehmen. Denn wie sollten sich die Alten jene Erscheinungen erklären? So viel konnten sie selber urteilen, daß es sich nicht um einfachen Betrug, um böswillige Erfindung gehandelt habe. Wie konnten sie sich daher diese Erscheinungen anders erklären, als unbedingt an ihren göttlichen Ursprung zu glauben?

Aber daß man heute — nachdem die Naturwissenschaft die Unmöglichkeit aller jener „göttlichen“ Dinge nachgewiesen hat, nachdem die Psychiatrie jene Wahnideen und Sinnestäuschungen vollauf erklärt hat, — daß man heute nach wie vor an diese Dinge glaubt und sie den Kindern in der Schule lehrt, was soll man dazu sagen? In allem, was uns über die „Patriarchen“ und „Stammväter“ berichtet ist, können wir nicht einen einzigen anständigen Charakterzug erkennen, nicht eine einzige edle, vornehme Handlung. Nichts als Gemeinheit, Lug und Trug, nichts als Verbrechen scheuß-

lichster Art wird von jenen Männern berichtet, welche die Menschheit zu ihren Heroen erhoben hat.

Dabei haben wir hier nur Einiges, Weniges mitgeteilt. Der Neffe Abrahams, Lot, ist womöglich noch schlechter als sein Onkel. Seine eigenen Töchter will er einem Pack elender Sodomiten prostituieren. Und diese Töchter, was für Monstrositäten des Menschengeschlechts! Sie machen ihren eigenen Vater besoffen, um geschlechtlichen Verkehr mit ihm zu pflegen. Nicht nur unter dem momentanen Einfluß des Alkohols, sondern mehrere Nächte hintereinander wurde dieser unerhörte sexuelle Mißbrauch getrieben. Und das sollen die „Auserwählten Gottes" sein. Dies lehrt man den Kindern in der Schule! Diese gemeinen, unsittlichen, verabscheuungswerten Handlungen werden als göttliche Taten gepriesen, und diesen Männern, für deren Schlechtigkeit Geisteskrankheit die einzige Entschuldigung bildet, soll sich ein „einziger, ewiger, allmächtiger Gott" „offenbart" haben!

Die namentlich in neuerer Zeit vielfach geäußerte Ansicht, daß die betreffenden biblischen Vorgänge mythologischen Ursprungs seien, muß als vollkommen unbegründet zurückgewiesen werden. Es tragen dieselben einen durchaus anderen Charakter zur Schau als alle jene Heldensagen, die das dichterische Produkt anderer Völker darstellen. Der einzige Grund, weswegen man seine Zuflucht zur Mythologie nahm, war der, daß man sich jene wunderbaren Vorgänge, wie die Offenbarung Gottes sowie die vielen Zwiegespräche zwischen ihm und jenen alten Hebräern auf keine andere Weise wissenschaftlich erklären konnte. Hier aber haben wir eine Erklärung, die weit mehr als eine bloße Mutmaßung enthält. Es steht außer allem Zweifel, daß es derartige Fälle von Paranoia mit religiösen Wahnideen und Hallucinationen zu allen Zeiten der Geschichte gegeben hat, und es ist daher kaum ersichtlich, wie sich derartige Fälle überhaupt anders hätten äußern sollen, als sie in den biblischen Erzählungen geschildert sind. Ferner ist es undenkbar, daß jemand, der nicht vollkommen vertraut ist mit geistigen Erkrankungen dieser Art, so typische Krankheitsbilder erfunden haben soll.

V. Moses.

Jacob war infolge der bekannten Karriere, die sein Sohn Joseph gemacht hatte, mit seinen sämtlichen Söhnen nach Aegypten übergesiedelt. Das „Versprechen Gottes", daß sich die Israeliten „wie der Sand am Meere" vervielfältigen sollten, trug gar bald seine Früchte. Die Kinderzeugung galt den Juden von jeher als höchste, heiligste Pflicht. Je mehr sie im Laufe der Jahrhunderte von Unterdrückungen und Verfolgungen zu leiden hatten, um so mehr waren sie geneigt, Trost im häuslichen Leben zu suchen, in der Familie, und dieselbe so umfangreich als möglich zu gestalten.

So kam es, daß sie sich während ihres vierhundertjährigen Aufenthaltes in Aegypten derartig vermehrt hatten, daß sie nach Ablauf dieser Zeit etwa sechshunderttausend streitbare Männer zählten, Weiber und Kinder natürlich nicht mitgerechnet.

Was den eigentlichen Grund bildete, zu dem Haß, den die Aegypter gegen die Israeliten zur Schau trugen, ist heute schwer zu ermitteln. Wahrscheinlich lag kein anderer Grund vor als bei allen anderen Völkern, die versuchten, mit einem anderen Volke in Gemeinschaft zu leben. Es

hat sich noch immer in der Geschichte gezeigt, daß ein derartiges Verhältnis zwischen Völkern auf die Dauer unmöglich ist. Ein Volk muß entweder gänzlich in dem anderen aufgehen, oder es entsteht ein unversöhnlicher Haß zwischen ihnen.

So waren denn die Juden in Aegypten auf das schwerste bedrängt und unterdrückt. Ja, den Berichten zufolge wurde sogar der Versuch gemacht, sie gänzlich auszurotten.

Da trat ein Mann auf, dessen Name in vieler Hinsicht ganz einzig in der Geschichte dasteht, ein Mann, dem es gelang, die Israeliten von der Knechtschaft Aegyptens zu befreien, ein Mann, der eine Macht und einen Einfluß auf ein ganzes Volk erlangte, wie es keinen zweiten solchen Fall in der Weltgeschichte gibt, — Moses.

Für uns ist Moses von ganz besonderem Interesse, da nächst Christus kein anderer einen solchen Einfluß auf die Religion der modernen Kulturvölker ausgeübt hat, und wir werden uns daher eingehender mit ihm zu beschäftigen haben.

Die Geschichte Moses', die wir als bekannt voraussetzen dürfen, ist sicherlich poetischer und romantischer als sie selbst von dem fantasiebegabtesten Dichter hätte erdacht werden können.

In einem Korbe auf den Wogen des Niles von einer Königstochter gefunden, wurde er am aegyptischen Hofe erzogen. Vom Könige zum Generalissimus seiner Armee gemacht, errang er einen glorreichen Sieg über einen feindlichen Nachbar. Als er vor den Mauern der feindlichen Hauptstadt stand und seine Truppen kommandierte, verliebte sich die Tochter des gegnerischen Königs in ihn und bot ihm ihre Hand an, die er unter der Bedingung annahm, daß ihm die Stadt übergeben würde. Später erschien ihm Gott und machte ihn zum Herrn und Führer seines „auserwählten Volkes“, der Israeliten. Nachdem er von Gott mit übermenschlichen Fähigkeiten ausgestattet war, führte er das Volk auf die wunderbarste Weise mitten durch den Strom des Flusses, dessen Wogen sich zu beiden Seiten wie kolossale Wände auftürmten und die ihn verfolgenden Aegypter, Mann und Roß, verschlangen. Durch die Wüste führte er

das Volk zum Berge Sinai, wo Gott sich ihm nahte und selber die Gesetze aufschrieb für sein Volk. Unter Donner und Blitz wurde ihnen der Wille Gottes verkündet. Alle sich ihm in den Weg stellenden Schwierigkeiten überwand er, bis es ihm endlich gelang, dem Volke das verheißene Land zu zeigen. Gerade als er am Ziele seiner Wünsche angelangt war, schied er aus dem an poetischen Erfahrungen so überaus reichen Leben.

Aus dem was in den vorangegangenen Kapiteln gesagt wurde, kann der Leser vielleicht schon selber schließen, daß Moses einen jener intellektuell begabten, ja genialen Paranoiker darstellt, und wir werden uns nunmehr die wesentlichen Manifestationen seiner Paranoia zu veranschaulichen haben.

Daß die sogenannten „Offenbarungen“, sowie alle die übrigen „Beziehungen Gottes“ zu den Patriarchen Abraham, Isaac und Jacob von Generation auf Generation übertragen wurden, läßt sich schon daran erkennen, daß Amram, der Vater Moses', eine vollkommene Kenntnis jener Vorgänge hatte; denn, wie uns Josephus berichtet, hörte er Gott im Traume zu ihm sprechen und ihn an alle jene Vorgänge und Versprechungen erinnern. Die mündliche und schriftliche Uebertragung aller religiösen Dinge, von Abraham bis auf den heutigen Tag, ist von jeher bei den Juden eine der heiligsten Pflichten gewesen.

Ob Moses selber, der ja am ägyptischen Hofe erzogen wurde, bereits in seiner Jugend Kenntnis von diesen Dingen erhielt, ist sehr zweifelhaft; ja, es ist eher anzunehmen, daß er erst später mit ihnen vertraut wurde.

Jene obenerwähnte Episode, der Kriegszug der Aegypter unter Moses als Feldherr gegen die Aethiopier, wird von Moses selber in der Bibel nicht erwähnt, dagegen von Josephus eingehend erzählt und auch von Irenäus citiert. Da Moses nur eine Geschichte der Israeliten zu schreiben beabsichtigte, ist es eigentlich ganz natürlich, daß er diese Affäre, die nur die Aegypter anging, und mit der die Israeliten nichts zu tun hatten, unerwähnt ließ. Das einzige Motiv, das ihn hätte bestimmen können, diese Episode trotzdem einzuflechten, wäre persönliche Eitelkeit gewesen.

Hiergegen hätte sich wahrscheinlich der Umstand geltend gemacht, daß er eine Aethiopin zur Frau genommen hatte, was gegen den Willen „Gottes“ war. Wir haben also keine Ursache an dem Berichte des Josephus zu zweifeln.

Unmittelbar nach diesem siegreichen Feldzuge mußte Moses aus Aegypten fliehen, und zwar floh er direkt in die Wüste, da sämtliche öffentlichen Straßen von seinen Feinden besetzt waren. Als Grund für diese nach einem solchen Siege sicherlich unerwartete Flucht gibt Josephus an, daß die Aegypter ein Gefühl des Haßes gegen ihn hatten, da sie befürchteten, daß er einen Aufstand bewerkstelligen würde, um Neuerungen in Aegypten einzuführen; daß sie aus diesem Grunde geheime Anschläge und Verschwörungen gegen ihn in Scene setzten, sowie den König direkt ersuchten, ihn umbringen zulassen. Der König selber soll auf seinen Untergang bedacht gewesen sein, weil er ihn um seinen glänzenden Sieg beneidete und ihn im Verdacht hatte, ihn, den König, entthronen zu wollen. Ebenso sollen die Priester auf seinen Tod gedrungen haben.

Klingt alles dies auch nur einigermaßen wahrscheinlich? Ist nicht in der Geschichte zu allen Zeiten und bei allen Völkern ein siegreicher General stets äußerst populär beim Volke gewesen, und ist es anzunehmen, daß die Aegypter, ihn seines großen Sieges wegen gehaßt hätten? Hat man jemals gehört, daß ein König seinen siegreichen Feldherrn beneidet hätte? Hat ein König von Aegypten Ursache gehabt, auf Moses eifersüchtig zu sein und sich vor ihm zu fürchten? Ist es anzunehmen, daß man ihm, der am Hofe des Königs, als Schützling der Königstochter, erzogen war, dem der König eine Armee anvertraute, mit der er einen glänzenden Sieg errang, daß man ihm von allen Seiten nach dem Leben stand? Klingt dies nicht vielmehr wie ein typisch paranoischer Verfolgungswahn? Ja, wenn wir in den weiteren Vorgängen seines Lebens eine typische Paranoia erkennen, so werden wir keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, daß seine „Flucht“ aus Aegypten lediglich auf einem Verfolgungswahn beruhte. Moses selber gibt als Grund seiner Flucht an, daß er einen Aegypter getötet habe, weil dieser einen Israeliten mißhandelte. Warum Moses diese

Version gibt, ob die eine oder die andere Version mehr der Wahrheit entspricht, oder, was am wahrscheinlichsten ist, ob beiden Erzählungen wirkliche Tatsachen zugrunde liegen, läßt sich natürlich nicht mit Sicherheit konstatieren und ist auch für unseren Zweck von untergeordneter Bedeutung.

Es ist bekannt, wie Moses nach der Stadt Midiam kam und dort als Lohn für den Schutz, den er den Töchtern Jethros zuteil werden ließ, eine derselben als Weib erhielt. Dadurch, daß er die Herden seines Schwiegervaters zu weiden hatte, kam er oft in die Nähe des Berges Sinai, der sich zu jener Zeit in aktiver, vulkanischer Tätigkeit befand. Das abergläubische Hirtenvolk hatte eine heilige Scheu vor diesem feuerspeienden und mit Donner erdröhnenden Berge. Von alters her herrschte in jener Gegend der Glaube, daß die Gottheit auf diesem Berge ihren Sitz habe, gerade wie die Griechen den Berg Olympos zum Wohnsitz ihrer Götter machten. Nur mit Zagen wagte man sich in die Nähe der heiligen Stätte, und niemand hätte sich je vermessen, den Berg zu besteigen und so in das Heiligtum der Gottheit einzudringen.

Was für Gedanken mag das Gehirn Moses' erzeugt haben, als er von morgens bis abends, von aller Welt abgesondert, nur von seinen Herden umgeben, an dieser mystischen Stätte weilte? Wenn die purpurne Flamme des Kraters durch die düstere Rauchsäule hindurchleuchtete und das dröhnende Geröll zu ihm hinübertönte wie aus einer anderen Welt, da glaubte er die Gottheit vor sich zu haben und ihre Stimme zu vernehmen. Da ließ er seine eigene Vergangenheit an sich vorüberziehen, die schon zu jener Zeit so reich war an mannigfachen Erfahrungen. Er gedachte seiner Urväter Abraham, Isaac und Jacob. Er gedachte der Verheißungen, die „Gott" ihnen gegeben hatte, wie er deren Nachkommen segnen und vermehren wollte, und wie er sich verpflichtet hatte, ihnen das Land Canaan zum Geschenke zu machen. Der erste Teil des so häufig wiederholten Versprechens, daß sich die Kinder Israels vermehren sollten wie der „Sand am Meere" oder „die Sterne am Himmel", sah Moses tatsächlich in Erfüllung gehen, denn aus einer

einzigen Familie hatte sich ein Volk gebildet, das ein paar Millionen Menschen zählte. Mit um so größerem Schmerze mußte es ihn erfüllen, sein Volk so weit entfernt zu sehen von dem zweiten Teile des Versprechens. Anstatt in Glück und Freiheit das versprochene Land Canaan zu genießen, das Land, in welchem Milch und Honig fließt, wurden die Israeliten in Knechtschaft mißhandelt von einem Volke, das den „einzigen, wahren Gott" nicht einmal kannte, sondern falsche Götter verehrte.

Wie oft mögen diese und ähnliche Gedanken in seinem Kopfe herumgegangen sein! Was mag er nicht alles ersonnen haben, an was mag er nicht gedacht haben während all der langen Tage, die er dort einsam verlebte!

Da eines Tages gewahrte Moses ein mächtiges Feuer auf einem Busche im Gehölz, das einen ungewöhnlich hellen Glanz verbreitete. Aber weder Holz noch Blätter und Blüten wurden von dem Feuer verzehrt. Da Moses, von Schreck und Staunen erfüllt, näher zu treten im Begriffe war, erscholl eine laute Stimme: „Moses, Moses! Tritt nicht näher. Nimm die Schuhe von Deinen Füssen, denn der Boden, auf dem Du stehst, ist heilig. Ich bin der Gott Deiner Väter Abraham, Isaac und Jacob".[1]) Und als Moses erschreckt das Gesicht abwendete, da er fürchtete, „Gott" anzuschauen, fuhr die Stimme fort zu ihm zu sprechen und verkündete ihm, daß er, der Gott, das Elend des Volkes Israel gesehen und ihre Klagen vernommen habe, und daß er beschlossen hätte, das Volk aus der Sklaverei zu befreien und sie in das Land zu führen, in dem Milch und Honig fließt, wie er es ihren Vorvätern versprochen habe.

Darauf verkündete ihm Gott, daß er ihn ausersehen habe, die Kinder Israels aus Aegypten zu führen in das verheißene Land, und gab ihm genaue Instruktionen, wie er sich zu Pharao begeben und die Freiheit der Israeliten fordern solle.

Moses weigerte sich zunächst, diesen Posten anzunehmen. Er stellte Gott vor, daß er doch eigentlich nicht würdig sei, die Stellung eines Abgesandten Gottes zu be-

---

[1]) Exodus Cap. III, 5—10.

kleiden, worauf Gott ihm versprach, daß er selber ihm beistehen würde bei seinem schwierigen Unternehmen und ihm seine Hülfe zu jeder Zeit werde zuteil werden lassen. Dann fragte er Gott, was er dem Volke sagen solle, wenn sie ihn nach dem Namen Gottes fragten, worauf Gott erwiderte: „Mein Name ist ‚Ich bin'"!

Als Moses trotz alledem noch zögerte und vorgab, daß man ihn ohne Beweise seine göttliche Mission nicht glauben würde, verlieh Gott ihm die Fähigkeit, Wunder zu vollbringen, nämlich seinen Stab in eine Schlange zu verwandeln, seine Hand aussätzig zu machen und sofort wieder zu heilen und Wasser in Blut zu verwandeln. Endlich gab Moses noch vor, daß sein Mangel an Redegewandtheit sowie eine angeborene Sprachstörung ihn für diesen Posten untauglich machten, worauf Gott ihm befahl, seinen Bruder Aaron zu seinem Wortführer zu ernennen.

Nachdem auf diese Weise Gott alle Hindernisse beseitigt hatte, entschloß sich Moses, diese Mission zu übernehmen. Er nahm daher Abschied von seinem Schwiegervater und begab sich mit Weib und Kindern nach Aegypten. Auf dem Wege dorthin erschien ihm in einem Wirtshause ein „Engel" mit zürnenden Mienen und feurigem Schwerte und drohte, ihn zu töten, weil er sich von seinem Weibe hatte überreden lassen, die Beschneidung seines jüngsten Sohnes zu unterlassen. Erst als diese Ceremonie vollzogen war, verschwand der Engel, und Gott erklärte sich für versöhnt.

Wie kann man nur einen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß es sich hier um ganz gewöhnliche Hallucinationen gehandelt hat! Diese ganze Begebenheit, wie sie uns von Moses selber berichtet ist, entspricht in jeder Hinsicht, bis in die geringsten Details, jenen Fällen paranoischer Sinnestäuschungen, wie man sie täglich in den heutigen Irrenanstalten beobachten kann. Der Umstand, daß die Aufforderung Gottes gewissermaßen als Ueberraschung kam, und sogar von Moses wiederholt zurückgewiesen wurde, spricht keineswegs gegen die Natur von Sinnestäuschungen, sondern entspricht vielmehr einer überaus häufigen Beobachtung.

Moses war sich in dieser Zurückgezogenheit jahrelang

seinen eigenen Gedanken überlassen. Wie bereits vorher bemerkt wurde, können wir mit Gewißheit annehmen, daß er sich fast ausschließlich mit den Begebnissen seiner Vorfahren und dem gegenwärtigen Lose der Israeliten beschäftigte. Ja, es wird sogar vielfach angenommen, daß er in dieser Periode seines Lebens das Buch „Genesis" und das Buch „Hiob" geschrieben habe. Letzteres um die Israeliten in ihrer Knechtschaft zu trösten und zu ermutigen durch das Vorbild dieses Dulders. Das „Zwiegespräch" mit Gott stellt daher lediglich einen Gedankengang dar, der zweifellos häufig in seinem Gehirn stattgefunden hatte. Einerseits war der Wunsch in ihm rege, große Taten zu vollbringen und seinen Brüdern zu helfen; andererseits fühlte er sich dieser Aufgabe nicht gewachsen. Diese Erwägungen pro und contra fanden ihren paranoischen Ausdruck in der Wahnidee, von Gott zu dieser Mission berufen zu sein, und diese Wahnidee realisierte sich in Gesichts- und Gehörsempfindungen, in Hallucinationen.

Wer auf dem modernen naturwissenschaftlichen Standpunkte steht und von der Unmöglichkeit der Existenz eines persönlichen Gottes überzeugt ist, wird kaum einen Augenblick Anstand nehmen, diese Begebenheiten auf Sinnestäuschungen zurückzuführen. Wer aber an die Existenz eines Gottes glaubt, kann der sich einen Gott im Zwiegespräch mit Moses vorstellen? Kann der eine so lächerliche Vorstellung eines Gottes haben, um zu glauben, daß Gott mit Moses unterhandelt und ihm Concessionen gemacht haben soll, gerade wie ein heutiger Kleiderhändler einen Handlungsreisenden engagiert? Ist es nicht für den, der wirklich an einen Gott glaubt, geradezu eine Blasphemie, wenn man annehmen soll, Gott habe sich auf Taschenspielerkunststücke eingelassen, und einen Stab in eine Schlange verwandelt à la Bosco oder Bellachini? Ist es mit dem gesunden Menschenverstande vereinbar, zu glauben, daß ein Gott einen Engel mit einem feurigen Schwerte sendet, um seinen „Gesandten" zu töten, weil dieser seinen Sohn nicht hat beschneiden lassen? Gibt es wirklich heutzutage gebildete Menschen, die an diese Dinge glauben können? Das ärgste aber ist, daß Gott den Israeliten durch Moses befohlen haben soll, den Aegyptern Schmucksachen von Gold und Silber zu stehlen,

um sie ihren Söhnen und Töchtern zu geben! Und diesen Wahnsinn hat man Jahrtausende hindurch geglaubt und glaubt ihn heute noch, während andererseits alle diese Dinge durch die Annahme einer Paranoia durchaus befriedigend erklärt werden, sodaß man ein vollkommen klares Bild sowohl des Mannes selber als der ihn umgebenden Verhältnisse erhält.

So begab sich denn Moses nach Aegypten. Die Hallucinationen waren jetzt so häufig geworden, daß er kontinuierlich mit „Gott" verkehrte und kaum irgend etwas unternahm, ohne dementsprechende Sinnestäuschungen zu haben. „Gott" befahl ihm, sich zu Pharao zu begeben und ihm seine „Wunder" vorzuführen. Gleichzeitig sagte er ihm aber, daß er Pharaos Herz so hart gemacht habe, daß dieser die Israeliten nicht frei geben würde. Was für ein typisch paranoischer Gedankengang! Gott will sein „auserwähltes" Volk befreien, erhärtet aber selber das Herz des Tyrannen, sodaß dieser es erst recht mißhandelt!

Der Größenwahn hatte inzwischen in Moses immer größere Dimensionen angenommen, sodaß Gott ihm jetzt direkt sagte, er, Moses, werde vor Pharao als Gott erscheinen, und sein Bruder Aaron sei sein Prophet.[1]) Nun kommen alle die Wunder, Plagen und Strafen, die Moses durch Gott über Pharao verhängt. Die Verwandlung des Stabes in eine Schlange — die Verwandlung des Flußwassers in Blut — die Plage der Frösche — der Läuse — der Fliegen — der Heuschrecken — die Krankheiten des Rindes und der Menschen — der Hagel — die Finsternis und schließlich der „Tod der Erstgeborenen".

Daß es sich bei den sogenannten „Wundern" um einfache Kunstgriffe handelte, die zu jener Zeit nicht allgemein bekannt waren, geht ja zur Genüge daraus hervor, daß des Königs Magier all diese „Wunder" nachmachten. Heute genau zu ermitteln, worin dieselben bestanden, und wie sie ausgeführt wurden, ist ebenso zwecklos wie unnötig. Wie absurd sind all die „Kommentare" über diesen Gegenstand, denen zufolge „böse Geister", wie man die Magier hier

---

[1]) Exodus VII, I.

nennt, durch ihre Kunst die Gottheit bis zu einem gewissen Grade nachzuahmen imstande sind, und dergleichen mehr.

Bei den „Plagen" handelte es sich natürlich um weiter nichts als Naturerscheinungen, die wahrscheinlich zu jener Zeit in Aegypten zu den Seltenheiten gehörten. Schwärme von Ungeziefer, epidemische Krankheiten unter Menschen und Tieren, Hagelstürme, Sonnenfinsternis u. s. w., alles dies wurde von Moses in echt paranoischer Weise als von Gott gesandt angesehen, um Pharao zu strafen und um das von Gott selber „erhärtete Herz" zu erweichen.

Wir müssen uns immer wieder fragen, wie es möglich ist, daß diejenigen, welche an die Existenz eines Gottes glauben, eine so erbärmliche Meinung ihres Gottes hegen können, daß er alle diese schändlichen Handlungen selber vollbracht haben soll. Wenn wir diese Erzählung des geisteskranken Moses für Wahrheit halten, wie die Welt es ja bis auf den heutigen Tag getan hat, dann hat also Gott absichtlich das Herz Pharaos so erhärtet, daß dieser die Israeliten unter keiner Bedingung freigeben will. Dann, angesichts dieser von Gott selber geschaffenen Tatsache, sendet er alle möglichen Plagen über tausende von unschuldigen Menschen und quält und tötet tausende von unschuldigen Kindern. Was können alle die erstgeborenen Kinder der Aegypter dafür, daß Pharao die Israeliten nicht ziehen läßt? Ja, was kann dieser selber dafür, da doch Gott sein Herz erhärtet hat? Gott ist in einer Person Tyrann, Mörder, Richter und Beschützer!

Nachdem die Israeliten „auf Gottes Geheiß" so viel Gold und Silbergerät als möglich von den Aegyptern „geliehen" hatten, gelang es ihnen endlich, unter Moses' Führung zu entfliehen. Pharao aber, dessen Herz Gott noch immer „gehärtet" hielt, setzte ihnen nach mit seiner Armee, um sie gewaltsam zurückzuführen. Von den Aegyptern zwischen dem Meere und den Bergen in die Enge getrieben, waren sie der Verzweiflung nahe, als sich jenes bekannte „Wunder" ereignete, daß nämlich die Wogen des Meeres sich zu beiden Seiten auftürmten und den Israeliten freien Durchzug gestatteten, die sie verfolgenden Aegypter aber mit Mann und Maus verschlangen.

Alle möglichen und unmöglichen Dinge sind über dieses Ereignis geschrieben worden. Selbstverständlich beruht dieser Vorgang auf irgend einem Naturphänomen gerade so wie die Sündflut, die der große Naturforscher Süß in so meisterhafter Weise naturwissenschaftlich erklärt hat.

Die darauf folgenden Kreuz- und Querzüge durch die Wüste während eines Zeitraumes von nahezu einem halben Jahrhundert gehören mit zu den phänomenalsten Erscheinungen in der Geschichte des Menschengeschlechts. Auf direktem Wege hätten die Israeliten den Weg von Aegypten nach Canaan in etwa drei Tagesmärschen zurücklegen können. Moses aber führte sie unter den größten Entbehrungen während dieser langen Zeit sinnlos in der Wüste umher und natürlich immer auf „Gottes Befehl“. Denn alles, was Moses fortan tat, seine sämtlichen Handlungen, waren die Folge vorausgegangener Hallucinationen. Der Weg durch die Wüste wurde nach Moses' Beschreibung den Israeliten von Gott selber angewiesen, indem er bei Tage eine Rauchsäule und bei Nacht ein Feuer dem Zuge vorangehen ließ. Mit dieser Rauchsäule und dem Feuer hat es eine ganz einfache Bewandtnis. Es war von jeher Sitte in der Wüste, längeren Karawanen eine lange Stange vorauszutragen, die oben an ihrer Spitze mit einer brennenden Substanz versehen war, deren Feuer bei Nacht und deren Rauch bei Tage weithin sichtbar war und als Signal benutzt wurde. Zweifellos bedienten sich auch die Israeliten einer solchen Vorrichtung. Daß Moses dieses Ding „Ruhm Gottes“ nennt und tatsächlich glaubte, daß Gott in dem Rauch und Feuer enthalten sei, entspricht durchaus seinem paranoischen Zustand.

Wenn das Volk durch Hunger und Durst zur Verzweiflung getrieben wurde und sich selbstverständlich gegen diese sinnlose Führung aufzulehnen versuchte, dann verkündete ihnen Moses den Zorn „Gottes“, der sie von der Sklaverei in Aegypten befreit hätte, und dem sie so seine große Liebe und Güte lohnten. In den unendlich vielen „Kommentaren“, die über diesen Gegenstand geschrieben sind, heißt es gewöhnlich, daß es kaum verständlich sei, wie ein Volk angesichts der großen Gnade Gottes dauernd so „halsstarrig“ gewesen sein könne, und daß man wohl annehmen dürfe,

daß Moses die Widerspenstigkeit des Volkes übertrieben habe, um seinen eigenen Ruhm zu erhöhen. In der Tat aber verhält es sich gerade umgekehrt. Es gehört mit zu den unbegreiflichsten Vorkommnissen in der Geschichte, daß ein ganzes Volk sich von einem geisteskranken Menschen ein halbes Jahrhundert lang an der Nase hat herumführen lassen. Einen derartigen Einfluß hätte ein gewöhnlicher Mensch, selbst wenn er ein noch so großes Genie wäre, niemals über ein ganzes Volk erlangt. Nur der mystische Paranoiker mit seinem durch die Wahnideen bedingten Fanatismus und den rätselhaften Betätigungen seiner Hallucinationen konnte so Außerordentliches bewirken.

Die Befehle „Gottes“, die Moses dem Volke überbrachte, sind größtenteils so absurd, daß man immer wieder aufs neue staunt, daß ein ganzes Volk sich so hat betören lassen.

Weil Gott die Erstgeborenen der Aegypter erschlagen hatte, befahl er jetzt den Israeliten, ihm sämtliche männlichen Erstgeborenen von Menschen und Tieren zu opfern. Ein erstgeborener Esel durfte durch ein Lamm ersetzt werden. Wollte man ihn aber nicht ersetzen, so sollte man ihm das Genick brechen. Erstgeborene Knaben durften durch Tiere ersetzt werden. Solch einen Unsinn soll ein Gott befohlen haben! Ist dagegen die griechische Religion, d. h. die griechische Götterlehre mit all ihrer Naivität nicht zehntausendmal vernünftiger?

Nachdem Moses das arme Volk in der Wüste umhergeschleppt hatte, und es von Hunger und Durst unendlich zu leiden hatte, murrte es natürlich und begehrte etwas zu essen außer dem „vom Himmel fallenden Manna“. Da sandte Gott eine ganze Schar Wachteln, die in großen Haufen den Boden bedeckten. Die hungrigen Menschen stürzten natürlich begierig darüber her, aber während sie noch daran kauten, ließ Gott sie seinen Zorn fühlen, weil sie sich unzufrieden gezeigt hatten, und strafte sie mit einer entsetzlichen „Plage“.

Der wahre Sachverhalt dieser Begebenheit ist natürlich der, daß eine Epidemie unter diesen Wandervögeln ausgebrochen war und dieselben in großen Scharen tot zu Boden sanken. Das arme Volk aber, das seinen Hunger da-

mit stillen wollte, wurde durch Toxine vergiftet. Wie typisch ist diese Deutung des Paranoikers, daß Gott die Wachteln dem flehenden Volke gesandt habe, es aber gleichzeitig für sein Flehen bestrafte! Es ist so absolut charakteristisch für den Paranoiker, alles, was geschieht, was es auch immer sein mag, im Sinne seiner Wahnideen zu deuten.

Den Höhepunkt aber erreichte der Wahnsinn Moses', als er die Israeliten zum Berge Sinai führte und dort die „Gesetze" direkt von „Gott" empfing.

Moses stieg den Berg auf und ab und vermittelte Bestellungen zwischen „Gott" und dem Volke. Gott ließ dem Volke sagen, daß, wenn es jetzt, nachdem es doch gesehen hätte, was er zu tun imstande sei, ihm in allen Stücken gehorchen würde, er es von allen Völkern auserlesen und zu seinem Volke machen würde, denn „die ganze Erde sei sein". Nachdem die Leute sich bereit erklärt hatten, zu gehorchen, ließ Gott ihnen sagen, sie sollen sich reine Kleider anziehen und sich bereit halten, da er am dritten Tage herab kommen würde auf den Berg, um zu ihnen zu sprechen. Dann erhielt Moses den Befehl von Gott, ein Gitter um den Berg zu ziehen und dem Volke zu sagen, daß wer sich innerhalb des Gitters wagen würde, gleichviel ob „Mensch oder Tier" mit dem Tode zu bestrafen sei. Ja, wer das Gitter nur berühre, solle gesteinigt werden.

Am dritten Tage erhielt Moses unter Donner und Blitz die zehn Gebote. Was für ein liebenswerter „Gott" ist es, der da sagt, daß er die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht rächen werde! Dann ordnet Gott an, wie der Altar gebaut werden soll, auf welchem man ihm Ochsen und Schafe zu opfern habe. Wenn der Altar von Stein gebaut ist, dann darf der Stein nicht behauen werden, denn die Berührung des Meißels entheiligt den Altar.

Hierauf folgen die sämtlichen Gesetze und Gebräuche, welche die Juden zum größten Teil bis auf den heutigen Tag befolgen. Die Gesetze, die Moses sämtlich „direkt von Gott" empfangen haben will, sind nicht nur religiöser Art, son-

dern entsprechen nach unserem heutigen Begriffe etwa einem Kriminal- und Civil-Codex.

Daß ein „Gott“ all die Gesetze und Gebräuche, die Moses in der Bibel aufzählt, selber einem Menschen diktiert oder gar selber aufgeschrieben haben soll, wird selbst von religiös denkenden Menschen vielfach angezweifelt. Es ist daher mehrfach angenommen worden, daß der „weise Gesetzgeber“ zu diesem diplomatischen Mittel gegriffen habe, um dem von ihm entworfenen Gesetzbuche um so größeren Nachdruck bei den Israeliten zu verleihen. Moses sei, dieser Auffassung nach, vollkommen vertraut gewesen mit dem vulkanischen Charakter des Berges Sinai und habe die Leute dort hingeführt und ihnen eingeredet, daß Gott dort hause, und daß er sich ihm offenbare, um seinen Einfluß und seine Stellung im Volke zu wahren.

Hierauf muß erwidert werden, daß man nur annehmen kann, daß entweder der gesamte Verkehr zwischen Moses und „Gott“ von Anfang bis zu Ende auf Erfindung beruht, d. h. daß Moses niemals die Stimme Gottes gehört zu haben glaubte, sondern die ganze Sache für einen bestimmten Zweck erfunden hat, oder, daß alles, was Moses angibt, von Gott vernommen zu haben, sich auch wirklich, wenigstens für ihn, so verhalten hat. Denn wenn Moses davon überzeugt war, daß Gott sich ihm wirklich offenbarte und zu ihm gesprochen hat als zu seinem Auserwählten, dann wäre es eine ganz undenkbare Blasphemie, diesen Umstand zu mißbrauchen und dem Volke von Aussprüchen Gottes zu erzählen, die tatsächlich gar nicht stattfanden. Das widerspricht absolut der ganzen Situation sowie dem Charakter unseres Helden und muß als ganz undenkbar zurückgewiesen werden.

Außerdem können wir in Moses unmöglich den „weisen Gesetzgeber“ erblicken, als der er nun einmal in der Welt verschrieen ist. Die Gesetze und Gebräuche, die dem Volke am Berge Sinai gegeben wurden, sind teils den ägyptischen Gebräuchen entnommen, teils sind sie so absurd und lächerlich, wie sie nur in einem geisteskranken Gehirn entstehen konnten. Wir können selbstverständlich an dieser Stelle nicht alle die Gesetze und Gebräuche durchgehen, die sich lang und breit und mit unsäglichen Wiederholungen in Moses'

zweitem Buche Cap. XIX—XXI., im ganzen dritten Buche und einem Teile des vierten Buches vorfinden. Nur einiges davon sei uns gestattet, hier zu erwähnen.

Gleich am Anfang findet sich jene berühmte und eines „Gottes“ sicherlich unwürdige Stelle: „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß etc.“ Mit der Todesstrafe ist dieser „Gott“ sehr liberal; ja sogar ein Ochse, der jemanden stößt, sodaß er stirbt, soll nach dem Gesetze, das „Gott“ auf dem Berge Sinai verkündet hat, „gesteinigt“ werden und sein Fleisch darf nicht gegessen werden. Der Eigentümer des Ochsen aber wird nicht bestraft, es sei denn, daß der Ochse schon früher gestoßen hat, ohne daß der Eigentümer Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte. In diesem Falle soll der Eigentümer ebenfalls getötet werden. Wer „meinen“ Sabbath nicht hält und etwa an demselben eine Arbeit verrichtet, soll getötet werden.

Ceremonieen jeglicher Art, gleichviel ob religiöser, staatlicher oder socialer Natur, haben ihren eigentlichen Ursprung in der menschlichen Schwäche. Es bedarf eines ceremoniellen Aufwands, um dem Volke gegenüber einer Sache den notwendigen Nachdruck zu verleihen. Das Volk hat mehr Achtung vor einem Richter in langem schwarzem Talare als in einfachem Civilrock. Desgleichen wird das Volk durch allerlei ceremonielle Vorgänge, die gleichzeitig auf alle Sinne einwirken, wie Musik, Weihrauch, kostbare Gewänder, bunte Glasmalereien, viel leichter in eine feierliche und erbauliche Stimmung versetzt, als durch eine einfache Predigt in alltäglicher Umgebung. Von diesem Gesichtspunkte aus haben Ceremonieen eine gewisse Berechtigung als Suggestionsmittel.

Daß aber ein Gott selber die Ceremonieen bis in die kleinsten Details angeordnet haben soll, das sollte doch dem religiös Gläubigen viel mehr als eine Blasphemie denn als Wahrheit erscheinen. Wie absurd ist es, daß Gott auf dem Berge Sinai unter Donner und Blitz angeordnet haben soll, aus was für Zeug die Gewänder der Priester zu machen seien, welche Edelsteine man benutzen solle, wieviel Reihen von Diamanten und Saphieren auf die Röcke genäht werden sollten. Wie lächerlich klingt es, daß Gott sich bei Moses

ein Tabernakel bestellt haben soll mit purem Golde bedeckt, mit seidenen Vorhängen und kostbaren Steinen verziert! Seine „Opfer“ bestellt sich Gott bei Moses genau wie sich jemand ein Diner beim Kellner bestellt. Er ordnet genau an, was für Fleisch man ihm, dem Gotte, geben solle, und wie es zubereitet werden müsse. „Gott“ wird geradezu als Bettler geschildert, der das Volk um Gold, Silber, Purpur, Leinen und alles mögliche angeht, das irgend welchen Wert hat.

Vierzig Tage lang blieb Moses auf dem Berge, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, in fortgesetztem Verkehr mit Gott, Befehle und Vorschriften von ihm empfangend. Als er endlich nach Ablauf dieser Zeit zum Volke zurückkehrte, fand er es dabei begriffen, um ein goldenes Kalb zu tanzen, das Aaron gegossen hatte, und dasselbe nach ägyptischer Weise anzubeten. Als „Gott“ dies hörte, wurde er sehr wütend und verkündete Moses seine Absicht, das ganze Volk Israel zu vernichten und nur aus den Nachkommen Moses' eine große Nation zu machen. Aber Moses stellte ihm vor, daß dies sehr unklug gehandelt sein würde und seiner, Gottes, Reputation in den Augen der Aegypter notwendig schaden müsse. Die Aegypter würden sagen: „Hat jener Gott die Israeliten dazu aus Aegypten geführt, um sie in der Wüste zu erschlagen und sie von der Erde zu vertilgen?“ „Mäßige daher Deinen Zorn“, sprach Moses zu Gott, „und bereue das Unrecht, das Du Deinem Volke tun wolltest. Gedenke Deines Eides, den Du Abraham, Isaac und Jacob geleistet hast, daß Du sie vermehren wolltest, wie die Sterne am Himmel.“ Nach dieser Ermahnung besann sich Gott eines Besseren und bereute das beabsichtigte Unrecht, wie Moses es ihm befohlen hatte. Ist dies nicht der denkbar größte Unsinn? Hat man je in der Religionslehre irgend eines Volkes gehört, daß ein Gott, und noch dazu ein „einziger, ewiger Gott“ derartig abgekanzelt wird von einem Menschen, und daß der Gott sich diese Lehre reumütig zu Herzen nimmt?

Für die Paranoia Moses' ist dieser Größenwahn, der ihn zum Lehrmeister Gottes macht, durchaus charakteristisch. Daß aber die sogenannte civilisierte Welt bis auf den heutigen Tag diesen Wahnsinn zu ihrer Religion macht, das

ist das Unglaublichste aller Dinge! — — Gott hat aber nicht einmal dauernd durch diese Zurechtweisung Moses' profitiert, denn genau dieselbe Ermahnung mußte ihm Moses später bei einer anderen Gelegenheit noch einmal zuteil werden lassen.[1])

Die Strafe für die Anbetung des goldenen Kalbes verhängte Moses über das Volk in seiner eigenen Weise. Er hieß die Söhne Levis, sich mit Schwertern bewaffnen und rächend durch das ganze Lager ziehen. Ein furchtbares Blutbad wurde angerichtet. Unbarmherzig solle jeder „auf Gottes Befehl" seinen eigenen Bruder, seinen Freund und seinen Nachbar erschlagen. Dreitausend Menschen wurden auf diese Weise umgebracht. Was für eine edle Religionslehre!

Wie tragisch sind diese leider sich all zu oft wiederholenden Massenmorde in der Geschichte „im Namen des Herrn" oder „zur Ehre des Herrn" und wie die Titel aller jener bestialischen Handlungen lauten mögen.

Wie man das dritte Buch Moses, genannt Leviticus, lesen kann, ohne, selbst als Laie, den Eindruck zu bekommen, daß es von einem geisteskranken Menschen geschrieben ist, gehört zu jenen seltsamen Dingen, für die man kaum eine Erklärung hat.

Die ersten Kapitel dieses Buches handeln ausschließlich von Vorschriften betreffs der verschiedenen Opfer. Gott soll selber genau angegeben haben, was für Fleisch man ihm opfern solle, wie es geschnitten werden müsse, was für Oel man darüber zu gießen habe, wie der Altar mit Blut besprengt werden soll und dergleichen Torheiten mehr. Diese Dinge muß man selbst im Original lesen und dabei bedenken, daß „Gott" dies selber alles angeordnet haben soll.

Im Tabernakel befand sich — natürlich alles „auf Befehl Gottes" — die Lampe mit dem ewigen Feuer, das allein zu Opfern benutzt werden durfte. Als Nadab und Abihu, die Söhne Aarons, gewöhnliches Feuer beim Opfer nahmen, wurden sie sofort von einem „von Gott gesandten Feuer" verbrannt. So wenigstens deutete Moses in echt paranoi-

---

[1]) IV Moses, XIV, 12.

scher Weise einen Unglücksfall und fügte noch hinzu, daß niemand, weder der Vater noch die Brüder um jene trauern durften.

Am unsinnigsten sind jene, sich lächerlicher Weise unter den Juden bis auf den heutigen Tag erhaltenen Speisegesetze. Obwohl auch nicht die geringste Spur von Vernunft in ihnen erhalten ist, hat man gerade in ihnen „die große Weisheit" Moses' erkennen wollen. Weil man zufällig mehrere Jahrtausende später in einem der verbotenen Tiere Trichinen entdeckt hat, preist man Moses als den „weisen Gesetzgeber", der schon damals, vor so langer Zeit, erkannte, was die übrige Menschheit erst so viel später entdeckte. Dabei gibt doch Moses ausdrücklich den Grund an, weswegen „Gott' die verschiedenen Tiere verboten habe. Anstatt der Trichinosis finden wir eine absolut unsinnige Ursache.

Alle Tiere, die einen gespaltenen Huf haben und wiederkauen, sind erlaubt. Diejenigen aber, die nur eine dieser Bedingungen erfüllen, sind verboten. Das Kamel ist ein Wiederkäuer, hat aber keine gespaltenen Hufe; darf daher nicht gegessen werden. Dasselbe gilt vom Hasen und vom Schwein. Was im Wasser lebt und Schuppen hat und Flossen darf gegessen werden was aber keine Flossen hat, ist unrein. Heuschrecken und Grashüpfer dürfen gegessen werden. Tiere, die keinen gespaltenen Huf haben, dürfen nicht einmal berührt werden, denn sie sind „unrein". Ganze Absätze in diesem Buche klingen wie das inkohärente Geplapper dementer Geisteskranker.

Wie absurd ist das sich bis auf den heutigen Tag erhaltene „koschere Essen", das seinen Ursprung in einer Wahnidee Moses' hatte. Was für einen Unsinn soll „Gott" bezüglich der „Reinigung" der Frauen bei den Geburten befohlen haben. Unter „Reinigung" darf man nicht etwa an Sauberkeit denken, die den Juden nicht hätte genug anempfohlen werden können; es handelt sich vielmehr dabei um etwas ganz Mystisches. Wenn eine Frau einen Sohn hat, soll sie sieben Tage lang „unrein" sein, und dann soll sie 33 Tage lang fortfahren „in dem Blut ihrer Reinigung". Während dieser Zeit darf sie das Sanctuarium nicht betreten.

Hat sie hingegen eine Tochter, dann soll sie zwei Wochen lang „unrein“ sein und soll 66 Tage lang fortfahren „in dem Blut ihrer Reinigung“. Nach dieser Frist soll sie ein Lamm, das nicht über ein Jahr alt ist, eine junge Taube und eine Turteltaube als „Sündenopfer“ an der Tür des Tabernakels dem Priester übergeben, der diese Tiere opfern soll. Ist sie nicht in der Lage ein Lamm zu bringen, dann soll sie anstatt dessen zwei Turteltauben dem Priester übergeben. Und die Menschheit glaubt, ein Gott habe alles dies geredet!

Was ist das aber erst für ein Gott, der den Menschen fortwährend befiehlt, ihre Mitmenschen zu steinigen! Eine lange Liste von Vergehen führt Gott auf, für die verschiedene Formen der Todesstrafe angewandt werden sollen.

Wie absurd ist es, daß ein Gott befohlen haben soll, daß kein Priester irgend eine Handlung in seinem Heiligtume vollbringen darf, der irgend ein körperliches Gebrechen hat. Ein Blinder oder ein Lahmer oder jemand, der eine platte Nase hat, oder wer ein überzähliges Glied besitzt, jemand, der die Hand oder den Fuß gebrochen hat, wer einen Buckel hat, oder ein Zwerg, oder wer eine Verletzung am Auge hat, oder wer einen Ausschlag hat — darf nicht das Heiligtum betreten und am Altare opfern!

Alles was Moses tat, alles was er dem Volke befahl, war die direkte Folge einer Hallucination, war angeblich „Gottes Befehl“, den er auszuführen hatte. Daß ein ganzes Volk sich auf die Dauer von diesem einen geisteskranken Menschen hat all diesen Unsinn vordiktieren lassen, ohne sich dagegen aufzulehnen, gehört zu den phänomenalsten Vorkommnissen der ganzen Geschichte.

Wer noch nicht von dem Wahnsinne Moses’ überzeugt ist, der muß sich die Bibel vornehmen und die betreffenden Kapitel daraufhin im Original durchlesen. Da ist Moses V. II. 31, das von dem Gerichtsverfahren des Ehebruchs angeklagter Weiber handelt. Hier soll der Priester alle möglichen Proceduren vornehmen und schließlich dem Weibe Bitterwasser zu trinken geben. Wenn dann ihr Bauch und ihr Bein anschwillt, ist sie schuldig, wenn nicht, ist sie

unschuldig. Und das soll Gott angeordnet haben! Das darauf folgende sechste Kapitel ist so inkohärent, daß es sich überhaupt nicht wiedergeben läßt.

Der Größenwahn zieht sich durch die sämtlichen Schriften Moses' wie ein roter Faden. Es ist stets seine eigene Person, die im Vordergrunde steht. Er persönlich ist der Auserwählte Gottes. Ja, wie wir sahen, macht er sogar Gott Vorwürfe und gibt ihm Ratschläge und Verhaltungsmaßregeln. Sehr charakteristisch für seine Wahnideen und Hallucinationen ist die Erzählung, wie Gott ihm sein Ersuchen, ihn sein Gesicht sehen zu lassen, verweigert, ihm aber verspricht, ihm seinen Rücken zu zeigen. Er würde Moses auf einen Felsen stellen und ihm die Augen mit seiner Hand verdecken, während er vorübergleitet; denn der Anblick seines Gesichtes sei todbringend. Aber seinen Rücken solle er sehen.

Dafür, daß Mirjam es Moses zum Vorwurf machte, daß er eine äthiopische Frau geheiratet habe, wurde sie von „Gott“ aussätzig gemacht. Was für ein liebenswürdiger Gott! Auf Zureden von Moses aber heilte Gott sie wieder, nachdem sie zur Strafe sieben Tage lang außerhalb des Lagers hatte weilen müssen. Als die Israeliten endlich nach langen Irrwegen und unsäglichen Entbehrungen in der Wüste an der Grenze des verheißenen Landes ankamen, jenem Lande, wo „Milch und Honig“ fließen sollte, da berichteten die Männer, welche zum rekognoscieren ausgeschickt wurden, daß sie weder Milch noch Honig gesehen hätten, daß aber das Land bewohnt sei von starken Männern, im Vergleich zu denen die Israeliten wie „Grashupfer“ wären, daß die Städte stark befestigt und von hohen Mauern umgeben seien. Da fing das Volk an zu jammern und zu klagen, daß sie Aegypten verlassen hätten, nur um den Schwertern jener Männer zum Opfer zu fallen und Weib und Kind vernichtet zu sehen, und sie berieten sich untereinander, wie sie am besten nach Aegypten zurückkehren könnten. Als Moses und Aaron das Volk zu besänftigen versuchten, waren sie in Gefahr gesteinigt zu werden.

Da aber ward „Gott“ zornig, daß das Volk ihm noch

immer nicht traute, und teilte Moses seine Absicht mit, es durch die Pest zu vernichten und anstatt seiner ein großes Volk aus den Nachkommen Moses' zu machen. Dieser aber gab Gott denselben Verweis, den er ihm bereits bei einer früheren Gelegenheit gegeben hatte, nämlich daß Gott sich dadurch in den Augen der Aegypter nur schaden würde, daß diese von ihm sagen würden, er hätte das ganze Volk in der Wüste vernichtet, weil er nicht imstande gewesen sei, es nach dem verheißenen Lande zu führen. Gott sah abermals seinen Irrtum ein, über den ihn Moses belehrt hatte. Um seiner Reputation nicht zu schaden, nahm er Abstand davon, die Israeliten zu vernichten, aber sein Zorn gegen dieses aufrührerische Volk war so groß, daß er einen Schwur tat, daß keiner von ihnen in das verheißene Land gelangen werde, daß sie vierzig Jahre lang in der Wüste umherirren sollten, und erst ihre Nachkommen die Früchte dieses Landes genießen würden.

Wir könnten ganze Bücher füllen über die Paranoia Moses'. Die hier angeführten Episoden aus seinem Leben bilden nur einen kleinen Bruchteil dessen, was als Beweis seiner Geisteskrankheit dienen könnte. Wer einigermaßen vertraut ist mit dem Wesen und Charakter der Paranoia, der muß fast in jedem Satze der Bücher Moses' eine Manifestation dieser geistigen Anomalie erblicken. Ja selbst dem Laien sollte es nicht schwer fallen, sich nach den vorangegangenen Erörterungen davon zu überzeugen.

Wir haben im Beginn den sich in seiner Flucht aus Aegypten zeigenden Verfolgungswahn. Daran schließt sich, wie dies so häufig der Fall ist, der Größenwahn, der sich sehr bald mit entsprechenden Hallucinationen verbindet. Dieselben werden allmählich immer häufiger, bis sie schließlich das gesamte Tun und Handeln beherrschen. Sein ganzes Leben ist charakterisiert von einem Fanatismus, wie man ihn nur bei Paranoikern findet. Der Inhalt seiner Wahnideen und Hallucinationen ist höchst absurd und größtenteils geradezu lächerlich. Anstatt der vielgepriesenen „weisen Gesetze" finden wir nichts als die unsinnigsten Absurditäten und einige von den Aegyptern entlehnte Gebräuche. Seine sämtlichen Beschreibungen von Gott können doch auf den

religiösen Menschen, der an die Existenz eines Gottes glaubt, nur den Eindruck einer Blasphemie machen. Ein Gott, wie Moses ihn schildert, wäre ja die lächerlichste, unsinnigste, ungerechteste und grausamste Persönlichkeit, die nur erdacht werden kann. Man stelle sich nur einen „Gott“ vor, der einem kleinen Häuflein von Menschen befehlen solle, sich nicht nur mit keinem anderen Volke zu vermischen, sondern andere Nationen, die ihnen absolut nichts zuleide getan haben, zu überfallen und auf das grausamste umzubringen, „ohne ihnen irgend welches Mitleid zu zeigen“.

Daß ein ganzes Volk von diesem einen geisteskranken Menschen ein halbes Jahrhundert lang an der Nase herumgeführt und sogar geradezu mißhandelt wurde, daß man mehrere Jahrtausende hindurch diese Wahnideen und Sinnestäuschungen für Offenbarungen Gottes hielt, — ist wunderbar genug. Daß man aber heute noch, trotz aller wissenschaftlicher Errungenschaften, trotz unseres „aufgeklärten“ Zeitalters, an diesen Wahnsinn, als an etwas Göttliches glaubt, und es als solches in der Schule lehrt, das wäre wirklich urkomisch, wenn es nicht so tragisch wäre! —

VI. Die Propheten.

Die Gesetze und Gebräuche, die „Gott“ dem Volke durch Moses vorschrieb, bezogen sich, wie dies bereits früher hervorgehoben wurde, nicht nur auf religiöse Dinge, sondern nahmen Bezug auf alle möglichen Vorkommnisse des Lebens, sodaß man in ihnen ein Civil- und Strafgesetzbuch erblicken könnte, wenn sie nicht, wie das in der Natur der Wahnideen Moses' lag, so gänzlich inkohärent und widersprechend wären. Diese Gesetzgebung bildete aber nicht die einzige Betätigung „Gottes“ gegenüber dem Volke. Vielmehr übernahm Gott selber — natürlich immer vermittelst Moses — die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten sowie die Führung des gesamten Volkes.

Zum richtigen Verständnis dieser Dinge ist es absolut erforderlich, sich die Vorstellung, die Moses von Gott hatte, in jeder Hinsicht klar zu machen. Die moderne philosophische Lehre des Monotheismus ist von der Gottesanschauung Moses' grundverschieden. Moses erblickte in „Gott“ eine Person, mit der er verkehrte wie mit irgend einem Mitmenschen. Gott war ein körperliches Wesen, das wie der Mensch gebildet war. Er hatte ein „Gesicht“, das er Moses nicht zeigen wollte, weil dessen Anblick todbringend

war. Aber seinen „Rücken“ ließ er ihn sehen, und mit seiner „Hand“ verschloß er ihm die Augen. Er besaß eine menschliche Stimme und sprach wie andere Menschen.

Er war der „einzige, ewige Gott“, nicht im Sinne des heutige Monotheismus, sondern der „einzige“, den das Volk der Israeliten verehren sollte, und dem es Opfer zu bringen hatte. Auf die „anderen Götter“ war dieser „einzige“ Gott „eifersüchtig“, und sie zu vernichten, war sein Wille. Darum erwählte er sich ein Volk, dessen er zu diesem Zwecke bedurfte, und mit dem er verschiedentlichst „Verträge“ einging. Seinerseits verpflichtete er sich „eidlich“, seinen Vertrag zu halten und erwartete dasselbe von „seinem“ Volke. Er war der „Herr“ dieses Volkes und kein anderer.

Wir haben hier, nicht nur zu Lebzeiten Moses’ sondern auch während der darauf folgenden vier Jahrhunderte, eine Form der Staatsregierung, wie sie weder vor noch nachher jemals existiert hat, nämlich eine Theokratie im wahren Sinne des Wortes. Gott in eigener Person war der Herr und König des Volkes, das er selber regierte, das er im Kriege anführte, dessen innere Angelegenheiten und Zwistigkeiten er selber ordnete und schlichtete.

Er hatte sein eigenes Zelt im Lager, das von Gold und Silber nach seiner persönlichen Angabe konstruiert war. Er wohnte bei seinem Volke und begab sich bei langen Wanderschaften selber an dessen Spitze. Er versuchte nicht, durch Moses andere Völker zu „bekehren“ zu dem „einzig“ wahren Gotte, etwa wie man noch heute törichter Weise Missionäre zu den „Heiden“ schickt, um sie zu „bekehren“, sondern gab den strengen Befehl, alle anderen Völker mit Weibern und Kindern abzuschlachten und die Altäre „anderer Götter“ zu verbrennen. Wenn die Israeliten im Laufe der folgenden Jahrhunderte hier und da versäumten, diesem Befehle wörtlich nachzukommen und anstatt sämtliche Feinde zu töten, die in ihre Hände gelangten, Gnade über sie ergehen ließen, so zürnte dieser Gott und bestrafte das „halsstarrige“ Volk, weil es seine Befehle nicht pünktlich ausgeführt hatte.

Man könnte vielleicht vergleichsweise an den Kirchen-

staat des Mittelalters denken, der ja auch öfters als Theokratie bezeichnet wird. Allein hier handelt es sich um etwas total Verschiedenes. Der Papst, der als regierendes Oberhaupt an der Spitze des Kirchenstaates stand, war allerdings der Stellvertreter Gottes „der Statthalter Christi auf Erden“. Aber Gott selber nahm keinen aktiven Anteil an der Leitung des Staates, wie es bei den Juden, ihrer Anschauung nach, der Fall war. Wohl war der Papst „erleuchtet von dem Herrn“, aber es war doch nichtsdestoweniger seine Person und sein Wille, der hier regierte, und diese „Erleuchtung“ bildete das einzige göttliche Element, das seine Handlungen bestimmte.

Ganz anders war die Tätigkeit Gottes im Staate der Juden; zunächst während der vierzig Jahre in der Wüste, und dann während der folgenden Jahrhunderte im Lande Canaan. Gott wohnte in seinem Zelte und ließ von hier aus seine Befehle ergehen. Er war der König, Anführer, oberste Richter in eigenster Person. Wie ein König sich nicht selber unter das Volk begiebt und mit jedem Bürger über politische Dinge verhandelt, sondern von seinen Ministern umgeben ist und durch diese seinen Willen verkündet, so verharrte Gott in seinem Zelte und beratschlagte mit seinem ersten Minister, Moses, über die Angelegenheiten des Staates. Dinge, betreffs deren Moses im Zweifel war, trug er seinem Herrn vor, wie jeder Minister dies zu tun pflegt, und erwartete die Entscheidung des Königs. Selbst richterliche Angelegenheiten, die nur einzelne Individuen betrafen, wurden auf diese Weise von Gott entschieden. Als z. B. Moses im Zweifel war, was er mit dem Manne tun solle, der am Sabbath Holz gesammelt hatte, nahm er ihn in Gewahrsam, bis er den Fall seinem Herrn vorgetragen hatte. Gott entschied, daß der Mann für dies Verbrechen gesteinigt werden solle, was Moses dann auch besorgen ließ. Desgleichen schlichtete Gott Familienhändel, indem er die Parteien vor sein Zelt kommen ließ und ihnen durch Moses sein Urteil verkündete.

Solcher Art war die Theokratie des israelitschen Volkes; eine absolute Monarchie, in welcher der regierende Fürst ein durch

Wahnideen und Hallucinationen erzeugtes Phantasiegebilde eines geisteskranken Menschen darstellte.

Nachdem die Israeliten fast ein halbes Jahrhundert lang unter der Führung und dem Einfluß dieses Wahngebildes in der Wüste umhergezogen waren, gelang es ihnen endlich nach Moses' Tode unter ihrem Führer Josua festen Fuß zu fassen in dem verheißenen Lande und sich hier dauernd niederzulassen.

Vom Beginn ihrer historischen Existenz zeigten sie jene charakteristischen Eigentümlichkeiten, die sie zu allen Zeiten von anderen Völkern unterschieden. Drei wichtige Faktoren sind es, die man wohl als Ursache dieser Erscheinung ansehen darf.

Erstens sind die Juden das einzige Volk der Erde, das seinen Stammbaum auf einen einzigen Mann zurückführen konnte, und das daher, infolge seiner Exklusivität, von jeher eine große Familie bildete. Die Proselyten der Juden bildeten immer nur einen verschwindenden Prozentsatz des Volkes.

Ein zweiter Punkt, in dem die Juden von allen übrigen Völkern abwichen, und der in nicht geringem Maße auf ihre gesamte geschichtliche Entwicklung einwirkte, ist der, daß bei ihnen das religiöse und sociale Element ein einheitliches Ganzes bilden. Das jüdische Reich kann nicht ohne jüdische Religion gedacht werden. Die Religion mit all ihren Vorschriften, Sitten und Gebräuchen ist so sehr verwoben mit ihren socialen Einrichtungen, daß sie nicht, wie bei anderen Völkern, eine Begleiterscheinung der Nationalität darstellt, sondern einen integrierenden Bestandteil der Existenz des Volkes bildet.

Den dritten Faktor, der die Israeliten von allen anderen Völkern unterschied, bildete die Religion als solche. Ihre Gottesanschauung war nicht, wie die anderer Völker, durch symbolisierende Sagen allmählich im Volke entstanden, sondern war der direkte Ausfluß geisteskranker Ideen. Die Vorstellung Gottes, als ihren direkten Führer und Herrn, sowie die Lehre des „auserwählten Volkes", die sie auf alle übrigen Völker als auf natürliche Feinde Gottes und seines Volkes herabblicken ließ, mußte natürlich dem ganzen Volke den

Stempel eines psychopathischen Größenwahns aufprägen, der sie von allen anderen Nationen unterschied.

Das Zusammenwirken aller dieser Umstände hatte eine eigentümliche, sich zum Teil scheinbar selber widersprechende Wirkung auf das Volk. Einerseits waren die einem kranken Gehirn entsprungenen Gesetze und Vorschriften nicht imstande, dem Volke jene starke, gesunde Basis zu verleihen, die eine unumgängliche Notwendigkeit bildet in dem schweren Kampf ums Dasein mit anderen Völkern. Andererseits waren die Verhältnisse derart, daß, wie die Geschichte gezeigt hat, die Juden als Familie oder Rasse, wie man dies auch immer nennen mag, unvertilgbar sind, sodaß wir hier ein in der Weltgeschichte einzig dastehendes Phänomen vor uns haben, nämlich ein Volk, das außerstande ist, eine Nation zu bilden, das aber als Schmarotzervolk den schwersten Verfolgungen getrotzt hat und durch Jahrtausende lange Unterdrückungen sich immer wieder auf die Beine hilft und blüht und gedeiht, wenn es nur die geringste Gelegenheit dazu bekommt.

Noch zu Lebzeiten Moses' waren die „Leviten", die Abkömmlinge vom Stamme Levi, „von Gott" mit der Priesterwürde betraut, und zwar als Belohnung für den Eifer, mit dem sie dreitausend ihrer Brüder abschlachteten, weil diese sich damit unterhielten, um ein goldenes Kalb zu tanzen während der vierzig Tage, die Moses in Einsamkeit auf dem Berge Sinai mit Hallucinationen verbrachte. Die hohe Priesterwürde war den direkten Nachkommen Aarons zuerteilt. Alleiniger Herrscher und Führer des Volkes blieb „Gott". Fast durch ein Menschenalter, ein halbes Jahrhundert hindurch, hatte das Volk infolge der Hallucinationen Moses' geglaubt, sämtliche Befehle direkt von Gott zu erhalten. Selbstverständlich war diese Sache nicht so einfach nach Moses' Tode. Der durch diese lange Zeit im Volke befestigte Glaube war allerdings nicht so leicht zu erschüttern, allein das plötzliche Ausbleiben direkter Befehle und Anordnungen seitens Gottes konnte seine Wirkung auf das Verhalten des Volkes nicht verfehlen.

Wie sich gerade in dieser Hinsicht die Verhältnisse im Einzelnen während der nächsten vier Jahrhunderte gestal-

teten, können wir nur mutmaßen, da die Berichte, die wir über diese Periode besitzen, verhältnismäßig spärlich sind und uns nur einen ganz allgemeinen Ueberblick über diese Zeitepoche gewähren.

Wie große erfolgreiche Kämpfe stets die Wirkung momentaner Glückseligkeit auf ein Volk ausüben, so befanden sich auch die Israeliten nach den siegreichen Kämpfen unter Josua in gehobener und zufriedener Stimmung. Der enorme Kontrast zwischen den Entbehrungen und Strapazen, die sie in der Wüste zu erdulden hatten, und dem friedlichen Leben eines ackerbauenden Volkes trug natürlich in hohem Maße dazu bei, die Freude über die errungenen Siege zu erhöhen, und so blickten die Israeliten mit Vertrauen und Zuversicht in die Zukunft. In allen diesen Kämpfen war natürlich Gott der eigentliche Anführer und Josua nur dessen erster General. Wenn sie siegten, so hatte ihnen nicht ein über allen Völkern stehender Gott den Sieg „verliehen", sondern Gott hatte selber an ihrer Spitze gegen die gemeinsamen Feinde gekämpft. Während sie mit dem Schwerte und den Geschossen stritten, benutzte Gott seine eigenen Waffen und erschlug die Feinde mit großen Hagelstücken oder vernichtete sie mit Feuer, das er vom Himmel sandte, oder dergleichen mehr. Erlitten sie aber eine Niederlage, so hatte dies ihr Führer, Gott, absichtlich herbeigeführt, um sie zu strafen für Vergehen, deren sie sich gegen seine Person schuldig gemacht hatten. Als ein solches Vergehen wurde es ihnen angerechnet, wenn sie aus irgend welchem Grunde ihren Feinden das Leben schenkten oder gar friedlich mit ihnen beisammen wohnten und sich mit ihnen vermischten. Dies war stets eine direkte Beleidigung Gottes, der verlangte, daß sämtliche nicht israelitischen Völker mit Weibern und Kindern gänzlich ausgerottet werden sollten.

Kaum aber hatte das Volk begonnen, die Früchte seiner Kämpfe zu genießen und sich friedlich von Ackerbau und Viehzucht zu ernähren, als sich die Unhaltbarkeit seiner Verfassung und die Unmöglichkeit einer dauernden Existenz herausstellte. Gott blieb nach wie vor der Herrscher des Volkes. Eine absolute Monarchie aber, in welcher der Monarch nur ein Phantom ist, das in Wirklichkeit nicht

existiert, muß notwendigerweise zur vollständigen Anarchie führen. Gott selber machte sein Hauptquartier in Shiloh, indem hier sein Zelt aufgestellt wurde; aber die Leviten, das Geschlecht der Priester, waren über das ganze Land verteilt und verkündeten den Willen und die Befehle des Herrn. Was da bewußt und unbewußt für Unfug getrieben wurde, wer könnte das heute ermessen? Wie bereits vorher erwähnt, haben wir nur einen spärlichen Bericht über diese vier Jahrhunderte, aber wenn man nur die oben geschilderten Verhältnisse, sowie die wenigen auf uns überkommenen Tatsachen in Betracht zieht, so kann man nicht umhin, sich eine annähernde Vorstellung der entsetzlichen Zustände zu machen, die dort geherrscht haben müssen.

In den Berichten heißt es immer „Gott war empört über den Ungehorsam des Volkes", „Gott beschloß, das Volk zu bestrafen", „Gott hatte Mitleid mit seinem Volke", „Gott gab diesen oder jenen Befehl". Alles, was geschah, wurde als Gottes Werk angesehen und von den Priestern je nach Bedarf ausgelegt. Daß natürlich weder an eine Einheitlichkeit, noch an irgend welche gesittete Ordnung zu denken war, ist selbstverständlich. Die Israeliten gerieten in Streit und Hader untereinander. Sie befehdeten sich gegenseitig, sodaß ein Stamm, nämlich Benjamin, bis auf sechshundert Männer gänzlich ausgerottet wurde.

Selbstverständlich wurden sie unter solchen Verhältnissen fortwährend bedrängt und des öfteren von fremden Nationen für lange Zeit unterjocht. Die Assyrer, Moabiter, Canaiter, Midianiter sowie andere Völker hielten die Israeliten mehrere Male Jahrzente lang in Unterjochung.

Es war in der Regel nach einer längeren Periode der Unterdrückung, daß „Gott" Mitleid empfand mit seinem Volke und ihnen einen „Helden" oder einen „Propheten" schickte, um sie von ihrem Elend zu befreien. Man kann dreist annehmen, daß es sich in allen jenen Fällen, in welchen „Gott" jemanden zu seinem Volke „schickte", um ein Individuum handelte, das Hallucinationen und Wahnideen hatte und an einer Paranoia litt.

Daß es zu jener Zeit eine beträchtliche Anzahl von Geisteskrankheiten unter den Juden gab, läßt sich mit

Sicherheit annehmen. Die strikte Binnenzucht, die ihnen gesetzlich vorgeschrieben war, hatte sicherlich einen degenerierenden Einfluß auf die Rasse, sodaß es zweifellos viele Fälle von Paranoia gegeben haben muß. Fälle von Melancholie wurden auch damals als Krankheit angesehen, und wir finden dieselbe daher öfters in der Bibel erwähnt. Paranoiker aber, besonders wenn sie an religiösem Größenwahn litten, wurden in der Regel nicht für Kranke gehalten. Ihre Wahnideen und Hallucinationen wurden immer für das genommen, was sie vorgaben. Daß die Paranoia so häufig das Bild des religiösen Wahnes annahm, lag in den Verhältnissen der Zeit. Der Inhalt der Wahnideen richtet sich stets nach dem Milieu, von welchem das betreffende Individuum umgeben ist. Ein heutiger Kaufmann glaubt, falls er an Größenwahn leidet, daß er außerordentliche geschäftliche Erfolge hat, daß er vielfacher Millionär ist u. s. w. Ein an expansiver Paranoia leidender Künstler sieht mitleidig auf die gesamte Künstlerwelt herab, deren höchstes Ideal nur er erreicht hat. Paranoische Ingenieure bilden das große Heer der „verkannten und verfolgten Erfinder". Tritt die Paranoia bei Königen oder Kaisern auf, so zeigen sie das bekannte Bild des Cäsarenwahns. Sie glauben, von Gott dazu berufen zu sein, der Welt neue Bahnen anzuweisen und auf sämtlichen Gebieten menschlichen Schaffens die höchste und letzte Autorität zu bilden.

Bei einem Volke, das unter dem Wahne lebte, daß ein Gott ihr König sei und es von allen Völkern als sein Volk erkürt habe, bei dem das religiöse Moment den Kern des ganzen Lebens bildete und den größten Teil der geistigen Tätigkeit jedes Einzelnen ausmachte, bei einem solchen Volke mußte die Paranoia selbstverständlich immer einen religiösen Charakter annehmen.

Wie viele paranoische Zwiegespräche müssen zwischen „Gott" und geisteskranken Hebräern zu jener Zeit stattgefunden haben! Was mag nicht alles im Stillen und auch öffentlich durch Wahnideen und Hallucinationen vorgegangen sein! Sich davon heute einen annähernden Begriff zu machen, ist sicherlich nicht leicht. Bedenkt man aber, wie viele derartiger Fälle von Paranoia sich heutzutage in- und außerhalb der Irrenanstalten befinden, so wird man ohne weiteres

zugeben müssen, daß der damalige „Verkehr mit Gott“ immerhin ein recht reger gewesen sein muß.

Daß die über das Land verteilten Leviten, welche die Priesterwürde bekleideten, gelegentlich direkte Aufträge von Gott erhielten, konnte ja nicht Wunder nehmen, und die Fälle von Paranoia, die sich unter ihnen befanden, brauchten daher nicht einmal besonders auffällig zu sein. Selbstverständlich aber mußten die vielen Befehle „Gottes“ die gröbsten Widersprüche enthalten, sodaß das Volk allmählich eine vollkommene Anarchie entwickelte. Dazu kam der Einfluß der Nachbarvölker, deren religiöser Kultus mehr dem natürlichen Charakter des Volkes entsprach als die auf Wahnideen und Sinnestäuschungen basierende Lehre. Ein greifbares Götterbild oder verkörperte Naturphänomene sagten dem Volke mehr zu als ein „einziger Gott“, der alle möglichen Befehle erteilte, den aber die Masse des Volkes weder je gesehen noch gehört hatte. Zweifellos war es zum größten Teile gerade dieser Umstand, der das Volk wieder und immer wieder zu Abtrünnigen machte. Einerseits wurde ihnen mitgeteilt, was Gott alles gesagt und getan haben soll, und andererseits haben sie niemals etwas davon gehört oder gesehen. Warum sollte sich dieser Gott, der doch der Herr des Volkes war, immer nur einigen wenigen offenbaren? Warum zeigte er sich niemals dem versammelten Volke, zumal er doch sein eigenes, nach seinen persönlichen Angaben verfertigtes Zelt bewohnte? Ganz anders verhielt sich dies bei der Gottesverehrung der Nachbarvölker. Alles, was dort die Götter betraf, war dem einen so ersichtlich wie dem anderen. Da gab es keine mysteriöse Offenbarung einigen wenigen gegenüber, denn dort waren nicht, wie bei den Juden, Hallucinationen die conditio sine qua non des direkten Verkehrs mit Gott.

Ganz besonders war es Baal, der Hauptgott der benachbarten Phönizier, dem die Israeliten huldigten, wenn sie ihrem Gotte untreu wurden, oder auch Moloch, den die Ammoniter besonders verehrten, und der wahrscheinlich mit Baal so gut wie identisch ist. Die beiden Namen haben eine gleiche Bedeutung; Baal bedeutet „Herr“ und Moloch „König“. Da die Juden ihren Gott ebenfalls „Herr“ (Adonai)

anredeten, so machte es eigentlich kaum einen Unterschied, ob sie zu Baal, Moloch oder Adonai beteten.

Freilich war das Ceremonial ein anderes. Während die Juden ihrem Gotte nur Tieropfer brachten, wurden Baal auch Menschen, besonders Kinder geopfert. Aber, so ekelhaft es auch heute nach unseren Begriffen ist, einem Gotte Menschen zu opfern, so ist diese scheußliche Sitte nicht schlimmer als Menschen „auf Befehl Gottes“ zu steinigen, weil sie eine leichte Arbeit am Sabbath verrichteten. Gräulicher aber als alles dies zusammengenommen ist der so häufig wiederholte „Befehl Gottes“, alle nicht israelitischen Völker mit Weibern und Kindern schonungslos auszurotten. Das ist sicherlich noch viel grausamer und vor allen Dingen demoralisierender als die rituellen Menschenopfer.

Nichtsdestoweniger zieht sich die „Untreue zu Gott“ wie ein roter Faden durch die ältere israelitische Geschichte und bildete die Triebfeder zu dem öffentlichen Auftreten jener „Auserwählten“, die durch persönlichen Verkehr mit Gott die Mission empfangen hatten, das Volk zurückzuführen zu ihrem „einzigen, ewigen Gotte“ oder auch in Zeiten der Unterdrückung das Volk zu befreien von fremdem Joche. Es waren keineswegs ausschließlich Priester, die sich hierzu berufen fühlten, sondern „begeisterte Persönlichkeiten“ aus der Mitte des Volkes waren die Retter in der Not.

Selbstverständlich sind durch die Tradition nur wenige dieser „Gottgesandten“ auf uns überkommen, und zwar nur die paar, denen es wirklich gelang, etwas von geschichtlicher Bedeutung zu erreichen. Daß es eine große Anzahl solcher Leute gegeben hat, die vorgaben, von Gott gesandt zu sein, um dieses oder jenes zu bewerkstelligen, die jedoch unfähig waren, irgend etwas zu vollführen, darüber kann nicht der geringste Zweifel bestehen.

Da es nicht in unserer Absicht liegt, eine kontinuierliche Geschichte der Juden zu schreiben, so können wir es uns ersparen auf alle jene „Gottgesandten“ jener Zeit wie Othniel, Ehud, Barak, Deborah, Gideon etc. näher einzugehen. Da vielmehr unsere Aufgabe nur darin besteht, den Schleier zu lüften, der über dieser mystischen „Gottesgesandtheit“ ruht, und diese Erscheinung in ihr wahres Licht zu stellen,

so können wir uns damit begnügen, dies an einigen wenigen Beispielen klar zu machen.

Zu einer Zeit als die Israeliten von ihren Nachbarn, den Midianiten, den Amalikitern und einigen anderen Völkern schwer bedrängt waren, mußten sie sich auf die Berge flüchten, um dort in Höhlen und befestigten Plätzen ihr Leben zu fristen. So sehr sie sich auch abplagten, den Boden, der ihnen geblieben war, zu bebauen, so konnten sie sich doch einer schweren Hungersnot nicht erwehren, denn sobald die Erntezeit nahte, kamen die siegreichen Nachbarn und beraubten sie alles dessen, das sie mit größter Mühe und Anstrengung gebaut hatten.

Da erschien eines Tages einem Jünglinge, namens Gideon, ein „Engel", als jener gerade damit beschäftigt war, Korn zu dreschen an einem verborgenen Orte, wo er gegen feindliche Ueberfälle gesichert war. Der Engel teilte ihm mit, daß Gott großes Wohlgefallen an ihm gefunden habe und ihn dazu erküret hätte, seine Landsleute von der Unterdrückung ihrer Feinde zu befreien. Wie sei es möglich, erwiderte Gideon, daß er Gunst in den Augen Gottes habe finden können, da er doch gezwungen sei, das Korn in Verborgenheit zu dreschen und in steter Furcht vor den Unterdrückern zu leben. Der Engel aber ermutigte ihn und wiederholte seine Verkündung, daß er der Auserwählte sei, das Volk zu befreien. Gideon wies das Anerbieten Gottes, ihn zum Erretter seiner Brüder zu machen, zurück mit Hinweis auf seine niedrige Geburt und seinen Mangel an Reichtum. Da aber der Engel auf seinem Vorschlag beharrte, so lud ihn Gideon zu einem Mahle ein und bat ihn um ein Zeichen seiner göttlichen Sendung. Der Engel nahm die Einladung an, und Gideon bereitete ein Zicklein für das Mahl. Er tat das Fleisch auf eine Schüssel, die Brühe in eine Kanne, fügte einige ungesäuerte Kuchen hinzu und servierte das Ganze auf einem Tische unter einer Eiche. Der Engel aber befahl ihm, die Speise auf einen naheliegenden Felsen zu bringen und die Brühe über das Fleisch auszugießen. Sobald dies geschehen war, berührte er die Speise mit einem Stabe, worauf sofort eine mächtige Flamme aus dem Gestein her-

vorschlug und das Mahl verzehrte, der Engel aber in den Wolken verschwand.

Durch dieses Wunder überzeugt, daß er es mit einem Abgesandten des Himmels zu tun hatte, begann Gideon, für sein Leben zu fürchten, da man derartige Erscheinungen damals für eine Todesbotschaft zu halten pflegte. Der Engel aber ließ seine Stimme abermals vernehmen, ohne sich jedoch dem Anblicke zu zeigen, und versicherte Gideon, daß ihm kein Harm geschehen solle. Dieser errichtete ein Denkmal an jenem Orte zum Andenken an diese Botschaft Gottes.

In der darauffolgenden Nacht wurde ihm von Gott befohlen, den Altar Baals zu zerstören und anstatt dessen Gott einen Altar zu errichten und ihm zu opfern, was Gideon auch pünktlich ausführte.

Zu dieser Zeit hatten gerade die Midianiter den Jordan überschritten und sich im Tale von Jezreel gelagert. Auf einen göttlichen Befehl sammelte Gideon ein Heer, und zwar nicht nur aus den eigenen Leuten bestehend, sondern auch aus den Nachbarstämmen, an die er Abgesandte geschickt hatte. Die unterdrückten Israeliten waren so bereitwillig, etwas für ihre Befreiung zu tun, daß sich sofort ein Heer von zweiunddreißigtausend Mann um ihn versammelte. Allerdings war diese Zahl noch immer sehr gering im Verhältnis zu den Feinden, die hundertundfünfunddreißigtausend stark waren.

Sobald sich die Streiter um ihn geschart hatten, teilte ihnen Gideon mit, daß er sie nicht aus eigener Initiative berufen habe, sondern lediglich einem Befehle Gottes gefolgt sei. Um sie von der Wahrheit seiner Rede zu überzeugen, bat er Gott um folgendes „Wunder“: er legte ein wollenes Fell auf den Boden und ersuchte Gott, das Fell mit Tau zu bedecken, den umliegenden Boden aber trocken zu lassen. Nachdem dies geschehen war, bat er Gott, den umliegenden Boden zu befeuchten, das Fell aber zu verschonen. Da Gott dies Verlangen pünktlich erfüllte, überzeugte sich das gesamte Heer von seiner göttlichen Mission.

Darauf begab sich Gideon mit der Armee auf den Marsch, um das weitaus stärkere Heer des Feindes anzugreifen. Bevor er jedoch am Bestimmungsorte angelangt war,

„sah Gott voraus", daß die Israeliten einen eventuellen Sieg ihrer eigenen Tapferkeit, nicht aber der Führung Gottes zuschreiben würden, und befahl deswegen Gideon, eine Proklamation zu erlassen, in welcher er alle diejenigen, welche den geringsten Zweifel auf Erfolg hegten, aufforderte, nach Haus zurückzukehren. Dies veranlaßte zweiundzwanzigtausend Mann, die Armee zu verlassen, sodaß dieselbe auf zehntausend reduciert war. Aber selbst von dieser kleinen Schar glaubte Gott, daß sie seinen Ruhm in den Schatten stellen könnte, und, um daher den Ruhm des Sieges ganz allein für sich beanspruchen zu können, gab er Gideon den Befehl, die Soldaten zum Wasser zu führen und sie trinken zu lassen. Diejenigen, die dann mit der Hand Wasser schöpften, sollten bei ihm bleiben; diejenigen aber, die sich niederlegten, um zu trinken, sollten zurückgeschickt werden. Durch dieses Verfahren wurde die Armee auf dreihundert Mann reduciert.

Dieser kleinen Schar befahl Gideon, sich ein jeder mit einer Trompete, einer Lampe und einem Kruge zu versehen. Dann teilte er sie in drei Abteilungen und zog mit ihnen während der Nacht gegen das feindliche Lager. Dort angekommen, befahl er ihnen, die Krüge, in welchem die Lampen verborgen waren, zu zerbrechen, die Lampen zu schwenken und sämtliche Trompeten zu blasen. Die Midianiter, durch diesen großen Lärm aufgeschreckt und durch die vielen Lichter getäuscht, wähnten sich von einer großen Armee überfallen und gerieten in die größte Bestürzung. In der Dunkelheit der Nacht ging natürlich alles drüber und drunter, sodaß in dem allgemeinen Wirrwarr die Midianiter, mitten aus dem Schlafe geweckt, gegenseitig über sich herfielen und einander umbrachten.

Nachdem Gideon auf diese Weise einen leichten und vollständigen Sieg über die Feinde errungen hatte, ließ er die Fliehenden verfolgen und durch Besetzung der Pässe ihre Rückkehr verhindern.

Er selbst verfolgte zwei Könige der Midier, die er gefangen nahm und mit eigener Hand erschlug. Zwei Städte des Stammes Gad, die sich geweigert hatten, die Schar Gideons zu bewirten, bestrafte er auf seinem Rückzuge, indem

er die Fürsten der einen unter Dornen und Hecken erdrückte und die sämtlichen Einwohner der anderen tötete.

Hier haben wir ein Beispiel der vielen „gottesgesandten“ Helden. Es ist nur eine ganz kurze Episode aus dem Leben dieses Mannes, die uns die Geschichte überliefert hat. Aber sie genügt, um uns ein klares Bild von seinem Geisteszustand zu machen und um jene „Wunder“, Visionen und Offenbarungen, in wissenschaftlicher Weise zu erklären. Der in der Psychiatrie Erfahrene wird sofort einen Größenwahn und dementsprechende Hallucinationen erkennen und wird kein Bedenken tragen, den Fall „Gideon“ als eine hallucinatorische Paranoia zu diagnosticieren.

Wer nicht in dem alten religiösen Aberglauben befangen ist, wer nicht mehr an die Existenz von Engeln glaubt, die sich als Abgesandte Gottes mit „Auserkürten“ unterhalten und sich ihnen offenbaren, für den kann in einem Falle, wie der obige, kaum etwas anderes in Betracht kommen, als eine Geisteskrankheit. Einerseits sind die „göttlichen Stimmen“ und die Erscheinung von „Engeln“ nicht anders als durch Sinnestäuschungen zu erklären, andererseits entspricht das gesamte Bild eines derartigen Falles so genau den Fällen von Paranoia, die wir auch heute zur Beobachtung bekommen, daß es gar nicht nötig ist, nach einer anderen Erklärung zu suchen.

Man hat mehrfach eine Unterscheidung machen wollen zwischen „Visionen“ und Sinnestäuschungen. Während letztere ein bekanntes Symptom der Geisteskrankheiten bilden, sollten erstere auch ohne Geisteskrankheit im Zustand großer Begeisterung (Ekstase) auftreten können. Unsere heutige Erfahrung lehrt, daß eine derartige Unterscheidung, namentlich bei wiederholtem oder gar fortgesetztem Auftreten, ganz unberechtigt ist. Außerdem aber würde selbst in einem solchen Falle sogenannter Ekstase die betreffende Vision doch immerhin im Gehirn des betreffenden Individuums entstehen und jeder realen Unterlage in der Außenwelt entbehren. Und das ist schließlich der Punkt, auf den es uns hauptsächlich ankommt.

Außerdem aber enthält der Fall „Gideon“ in dieser kurzen Schilderung so viele charakteristische Anzeichen der

Paranoia, daß über ihn nicht der geringste Zweifel bestehen kann.

Bei dem ersten Erscheinen des Engels, als dieser ihm Gottes Beschluß mitteilt, ihn zum Retter des Volkes zu machen, zeigt der Fall eine auffallende Aehnlichkeit mit dem vorher beschriebenen Falle Moses'. Beide weigern sich zuerst, die hohe und ehrenvolle Mission anzunehmen aus dem Grunde, daß sie sich unwürdig fühlen einer so großen Ehre und der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen seien.

Ein derartig ablehnendes Verhalten gegen den Inhalt der Hallucinationen bei ihrem ersten Auftreten ist eine Beobachtung, die man sehr häufig bei Paranoikern machen kann. Man hat diese Erscheinung mehrfach als Beweis dafür angeführt, daß, wie man früher glaubte, die Hallucinationen das primäre Element bildeten und die Wahnideen erst in sekundärer Weise aus ihnen entstünden. Das ist jedoch falsch. Die Wahnideen bilden stets den Ausgangspunkt des psychopathischen Processes.

Den Vorgang in einem solchen Gehirn muß man sich etwa folgendermaßen denken: Lange vor dem Auftreten der ersten Hallucinationen beschäftigt sich das betreffende Individuum mit allen möglichen Gedanken bezüglich seiner persönlichen Eigenschaften, seiner Fähigkeiten, seiner Zukunft. Er ist davon überzeugt, daß er dazu geboren ist, besondere Dinge zu vollbringen. Aber wie kann er dies nur anfangen? Die Schwierigkeiten bleiben ihm nicht verborgen. Bei genügender Intelligenz ist er sich sogar gewisser Mängel bewußt, wie z. B. Moses seiner Sprachstörung gedachte. Nur mit Gottes Beistand könnte er allenfalls das große Ziel erreichen. Aber selbst dann würde ihm vielleicht dies oder jenes im Wege stehen. Seine niedrige Geburt, seine Armut würden ihn daran hindern, sich bei seinen Mitbürgern in genügenden Respekt zu setzen. Nachdem derartige Gedanken wieder und immer wieder durch sein Gehirn gegangen sind, erscheint ihm eines schönen Tages ein Engel und verkündet ihm die Absicht Gottes, ihn zum Retter des Volkes zu machen. Das Primäre für diese Sinnestäuschung sind hier offenbar die vorangegangenen Wahnideen, und das anfänglich ablehnende Verhalten steht hiermit durchaus

nicht im Widerspruch, sondern bildet nur eine weitere Charakterisierung des betreffenden Wahnes.

Abgesehen von den Sinnestäuschungen sind die Maßnahmen Gideons zum größten Teil derart, daß sie mit geistiger Gesundheit unvereinbar sind. Nachdem er ein großes Heer von etwa zweiunddreißigtausend Mann gesammelt hatte, schickte er sie alle wieder nach Hause bis auf dreihundert Mann, weil Gott den Ruhm des Sieges für sich allein in Anspruch nehmen wollte. Auch wählte er sich nicht etwa die stärksten und besten Männer aus, sondern diejenigen, die das Wasser auf besondere Art tranken. So unsinnig solche Dinge bei einem normalen Menschen erscheinen, so charakteristisch sind sie für einen Paranoiker. Der nächtliche Ueberfall und die Täuschung des Feindes durch viele Lichter und großen Lärm ist eine strategische List, die von gutem Erfolge begleitet war, die aber durchaus nicht etwa gegen eine Paranoia spricht.

Das fanatische Gebahren seinen eigenen Landsleuten gegenüber, die ihn für einen Abenteurer halten mußten und sich weigerten, seine Leute zu bewirten, ist wiederum charakteristisch für einen abnormen Geisteszustand. Welcher normale Mensch würde, wie er, nach einem errungenen Siege über den Feind eine ganze Stadt seines eigenen Volkes vernichten und die Bürger mit Weibern und Kindern umbringen!

Viele Leute haben die naive Vorstellung, daß ein Mensch nicht geisteskrank genannt werden kann, wenn seine Handlungen seinen Mitmenschen zum Nutzen gereichen. Eine solche Anschauung ist natürlich durchaus unwissenschaftlich. Als Psychiater darf man niemals die Handlung nach ihrem Erfolge beurteilen. Ein Paranoiker kann nicht nur trotz seiner Wahnideen Nützliches leisten, wenn er Anlage dazu hat, sondern die Wahnideen können selber den Ausgangspunkt zu nutzbringenden Handlungen bilden, wie der obige Fall beweist. Daß Gideon seinen Landsleuten, die er auf vierzig Jahre von der Knechtschaft der Midianiter befreit hatte, einen enormen Dienst erwiesen hat, wird niemand in Abrede stellen. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß sein ganzes Handeln in dieser Sache Folge einer Geistes-

krankheit war. Wenn man die Sache im rechten Lichte betrachtet, so ist es auch schließlich nur ein reiner Glückszufall gewesen, daß dieser nächtliche Ueberfall so gänzlich vernichtend für das große feindliche Heer ausgefallen ist. Wirklich große Leistungen hat Gideon nicht aufzuweisen; groß war nur der Erfolg, der freilich bei dem ungebildeten Volke alles ist, und der hier, wie in so vielen Fällen der Geschichte, einen Helden aus einem absolut unbedeutenden oder, wie in diesem Falle, geisteskranken Menschen macht.

Die „Offenbarungen Gottes", wie sie in der Bibel so häufig geschildert werden, beruhen also stets auf Hallucinationen geisteskranker Individuen. Um aber eine große Rolle in dem öffentlichen Leben des Volkes zu spielen, um, wie Moses, das Volk Jahrzehnte lang zu beherrschen oder einen ungewöhnlichen Einfluß auf die Handlungen des Volkes oder dessen Führer auszuüben, genügte es selbstredend nicht, einfach ein Paranoiker zu sein und Sinnestäuschungen zu haben. Es bedurfte vielmehr eines Menschen von besonderen geistigen Anlagen, gepaart mit dieser psychischen Abnormalität, eine Kombination psychischer Faktoren, die immerhin relativ selten ist. So kam es, daß es öfters Zeitperioden in der Geschichte des israelitischen Volkes gab, von denen es in der Bibel heißt, daß „Offenbarungen Gottes äußerst selten" waren.

Eine solche Periode ging der Geburt eines Mannes voraus, der in vieler Hinsicht von großer Bedeutung für die geschichtliche und besonders ethische Entwicklung des Volkes werden sollte, nämlich — Samuel.

Bereits als Kind von seiner Mutter dem Tempeldienst geweiht, war Samuel von früher Jugend an von religiösen Dingen umgeben. Schon als Knabe traten Hallucinationen bei ihm auf. Er hörte seinen Namen rufen, ohne zu wissen, wo die Stimme herkam, die er vernahm. Da erklärte ihm der Priester Eli, daß dies Gottes Stimme sei, und Gott ihn offenbar zu seinem Auserwählten gemacht habe. Wir haben hier ein recht deutliches Beispiel dafür, wie die Wahnideen und Sinnestäuschungen von dem Milieu beeinflußt werden und ihre Form und Inhalt sich nach den betreffenden Verhältnissen richten.

Die „Stimme Gottes“ ließ sich allmählich immer häufiger vernehmen, bis Samuel in kontinuierlichen Verkehr mit Gott trat. Was den Fall Samuels von den bisher beschriebenen Fällen unterscheidet, ist der Umstand, daß er offenbar nur Gehörshallucinationen hatte. Gott hat immer nur zu ihm gesprochen, niemals aber irgend welche sichtbaren Zeichen gegeben oder „Engel“ zu ihm gesandt. Es ist dies eine Erscheinung, die dem Charakter der Paranoia vollkommen entspricht. Es können Wahnideen ohne jegliche Hallucinationen bestehen, und, falls letztere vorhanden sind, können sie auf einem oder mehreren Sinnesgebieten auftreten. Ist es nur ein Sinnesgebiet, das in dieser Weise betroffen ist, so ist es fast immer, wie in dem vorliegenden Falle, der Gehörssinn, auf welchem es zu Hallucinationen kommt.

Samuel wurde als Nachfolger Elis der Leiter der civilen sowohl als der religiösen Angelegenheiten. Die staatlichen Verhältnisse müssen jedoch mit der Zeit so unerträglich geworden sein, daß das sich nach Ordnung sehnende Volk ihn um einen staatlichen Leiter, um einen König, bat, wie ihn andere Völker hatten.

Samuels Verhalten gegenüber diesem Begehren des Volkes sowie seine diesbezüglichen Hallucinationen sind äußerst interessant und charakteristisch für seinen geistigen Zustand. Zunächst weist er das Verlangen mit Entrüstung zurück, da nur einer König sein könne über Israel, und zwar „Gott, der Herr“. Als er aber Gott seine Not klagte über die Untreue des Volkes, beruhigte ihn dieser, indem er darauf hinwies, daß die Beleidigung ja weniger ihn, Samuel, beträfe, als ihn, nämlich Gott selber. Das Volk hätte sich stets undankbar gegen ihn benommen seit der Zeit, als er es aus der Gefangenschaft in Aegypten befreit habe. Es werde die Zeit schon kommen, wenn das Volk sein Benehmen ihm gegenüber bereuen würde; dann aber werde es zu spät sein. Wenn das Volk, so sagte Gott, auf seinem Begehren bestünde, selbst nachdem Samuel ihm die Schattenseiten eines Königtums dargestellt habe, dann solle er ihrem Wunsche willfahren und ihnen einen König geben.

Diese „Rede Gottes“ bietet wiederum ein schönes Beispiel dafür, wie sich die Hallucinationen den Verhältnissen

anpassen können. Die Entrüstung über die Beleidigung Gottes einerseits und das Drängen des Volkes andererseits führte zu diesem Kompromiß mit Gott, der nunmehr selber das Königtum anordnete.

Von dem enormen Einfluß, welchen Geisteskrankheiten auf den Lauf der Geschichte gehabt haben, kann sich vor der Hand noch niemand auch nur annähernd eine Vorstellung machen. Hier haben wir einen zweifellos geisteskranken Menschen mit Wahnideen und Hallucinationen, einen Paranoiker, der lediglich auf Grund seiner Wahnideen nacheinander zwei Menschen zu Königen über ein Volk erhebt. Und was für Könige sind dies! Der erste von den beiden, Saul, ist im wahren Sinne des Wortes ein „hergelaufener Mensch". Der einzige Vorzug, den er aufzuweisen hatte, war seine körperliche Länge. Er war länger als seine Mitbürger, und darum salbte ihn der geisteskranke Samuel zum Könige. Ein ungeschlachter Eselsknecht, war er von seinem Vater ausgesandt worden, um fortgelaufene Esel einzufangen, und als er auf seiner Jagd nach den Eseln auch zu Samuel kam, erkannte dieser in ihm „den Auserwählten Gottes", den über „sein Volk" zum Könige zu salben, Gott befahl.

Die Geschichte Sauls hier wiederzugeben ist unnötig. Was für einen niedrigen Charakter er besaß, und wie unfähig er war, über ein Volk als König zu herrschen, bedarf hier keiner Auseinandersetzung. Die Geschichte schildert ihn als zeitweise geisteskrank. Er litt höchst wahrscheinlich an einer psychischen Affektion, die man heute als circuläres Irresein oder auch als manisch-depressives Irresein bezeichnet. Zustände melancholischer Depression wechseln bei dieser Krankheit ab mit manischer Erregung, während derer der Kranke häufig die rohesten und brutalsten Handlungen begeht. Dies war der „Auserwählte Gottes", den zum Könige über „sein Volk" zu salben Gott selber befahl.

Solange Samuel allein als Vertreter Gottes regierte, kam er durch seine Wahnideen mit niemandem in Konflikt. Sobald aber ein gesalbter König das Volk regierte, mußte seine Paranoia notwendiger Weise sehr bald mit jenem kollidieren.

Als Saul die Hebräer zu Gilgal versammelt hatte, um

gegen die Philister zu ziehen, war Samuel nicht zur Zeit, wie er versprochen hatte, eingetroffen, um die nötigen Opfer darzubringen. Nachdem er sieben Tage lang vergebens gewartet hatte und sich vom Feinde bedroht glaubte, hielt Saul es für das Beste, die Opfer selber zu besorgen. Kaum war dies geschehen, als Samuel eintraf und dem Könige nicht nur die größten Vorwürfe machte wegen dieses unbefugten Opfers, sondern ihm verkündete, daß Gott wegen dieser Tat beschlossen habe, das Königreich von ihm zu nehmen, um es einem Würdigeren zu geben. Dies ist so charakteristisch wie nur möglich für Samuels Paranoia. Kaum hat Gott sich einen König über sein Volk erwählt, als er auch schon das Königreich einem anderen verleiht wegen eines unbefugten Opfers.

Das Verhältnis zwischen Samuel, der in kontinuierlichem Verkehr mit Gott steht und von ihm seine Befehle empfängt, und Saul, dem gesalbten Könige über Israel, ist geradezu lächerlich. Samuel erteilt seine auf Wahnideen und Hallucinationen beruhenden Befehle, und der gehorsame Operettenkönig, Saul, muß nach der Pfeife dieses geisteskranken Hebräers tanzen. So befiehlt ihm Saul: „Ziehe gegen die Amalikiter und vernichte sie gänzlich, ohne ein einziges lebendes Wesen zu schonen. Töte sämtliche Männer und Frauen, Kinder und Säuglinge, Ochsen und Schafe, Kamele und Esel“. Diesen liebenswürdigen Befehl hat Gott erteilt, weil vor vierhundert Jahren Amalik es gewagt hatte, dem „auserwählten Volke“ Widerstand zu leisten.

Der gehorsame König zieht gegen die Amalikiter zu Felde. Er besiegt sie und führt den „Befehl Gottes“ aus, alles zu vernichten. Nur dem Könige Agag, den Saul gefangen genommen hatte, schenkt er das Leben. Außerdem schonte er die Schafe, Ochsen und Rinder, die gut und brauchbar waren, und tötete nur die schlechten und unbrauchbaren Tiere. Als aber Samuel kam und das Blöken der Rinder hörte, geriet er in großen Zorn wegen des Ungehorsams des bösen Königs und verkündete ihm abermals, daß Gott beschlossen habe, wegen dieses unerhörten Frevels — nämlich den amalikitischen Ochsen und Schafen das Leben zu schenken — den Königsthron von ihm zu nehmen und ihn einem Würdigeren

zu schenken. Dann ließ Samuel den Amalikiter-König Agag zu sich führen und hackte ihn mit seinem Schwerte in Stücke zur Ehre Gottes des Herrn, der jetzt lebhaft „bedauerte“, Saul zum Könige gemacht zu haben.[1])

Gott war so aufgebracht darüber, daß die amalikitischen Schafe und Ochsen nicht, wie er es angeordnet hatte, hingerichtet waren, daß er seinem Freunde Samuel auftrug, einen anderen König zu salben. „Fülle dein Horn mit Oel“, sprach Gott, „und geh zu Jesse in Bethlehem, von dessen Söhnen ich mir einen zum König ausgesucht habe“.

Wieso der Wahn im Gehirn Samuels entstanden ist, daß Gott sich gerade einen Sohn Jesse's in Bethlehem zum Könige erwählt habe, geht aus den Berichten nicht hervor. Samuel hat offenbar weder Jesse noch seine Söhne jemals vorher gesehen. Also ohne irgend welchen logischen Grund begibt sich dieser Paranoiker nach Bethlehem und salbt dort einen Menschen, der gerade damit beschäftigt ist, die Schafe zu hüten, zum Könige über Israel. Eine solche Handlung wird nach allgemeinen Rechtsbegriffen in allen Ländern und zu allen Zeiten der Geschichte als Hochverrat bezeichnet und mit dem Tode bestraft. Bei den Juden aber hatten die Sinnestäuschungen geisteskranker Priester eine solche religiöse Bedeutung und einen so enormen Einfluß auf das gesamte öffentliche Leben gewonnen, daß nicht nur das Volk, sondern selbst der König, gegen den der Hochverrat geplant war, in Furcht und Verehrung vor dem „Propheten Gottes“ verharrte.

Geisteskrankheiten haben besonders im Altertume auch bei anderen Völkern den Lauf der Geschichte beeinflußt. Es ist bekannt, wieviele römische Kaiser geisteskrank waren und das Volk zum Opfer ihrer krankhaften Ideen und Triebe machten. Daß aber ein ganzes Volk Jahrhunderte lang ausschließlich von den Wahnideen geisteskranker Menschen regiert wurde, daß nicht nur ihre religiösen Vorstellungen, sondern ihr gesamtes politisches Leben durch Geisteskrankheiten geleitet wurde, dafür liefert die Geschichte der Juden ein einziges und unvergleichliches Beispiel.

---

[1]) Samuel XV. 35.

Hier haben wir einen geisteskranken Menschen, der je nach dem Zustande seiner Wahnideen Könige einsetzt und wieder entthront, ohne daß auch nur jemand gewagt hätte, an seiner Autorität und göttlichen Mission zu zweifeln.

Wodurch Samuel noch eine besondere Bedeutung für uns gewinnt, ist der Umstand, daß wir in ihm den ersten „Propheten" der Juden zu erblicken haben, und daß er der Gründer der bekannten Prophetenschulen wurde.

Seiner ethymologischen Entstehung nach (πρὸ φαίνω) bedeutet das Wort „Prophet" jemanden, der in vermittelnder Weise für jemand anders spricht. Insbesondere war bei den Hebräern jemand, der in göttlichem Auftrage redete, ein Prophet, ohne daß dabei an eine Vorhersage künftiger Ereignisse gedacht wurde. Daß dieser „göttliche Auftrag" auf Wahnideen und Hallucinationen beruhte, ist in der obigen Ausführung wohl zur Genüge klargestellt. Die Voraussage künftigen Geschehens bildete nur einen Teil der göttlichen Offenbarung, und zwar bestand diese zumeist in der Verheißung von Strafen für Vergehen gegen die Gottheit. So „prophezeite" Samuel, daß die Söhne Elis nicht in ihrer Stellung beharren würden, sowie daß Gott die Königskrone von Saul nehmen und statt seiner Söhne jemand anderen damit belehnen würde. Diese „Prophezeiungen" sind auch pünktlich eingetroffen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sowohl die Voraussage als auch die tatsächlichen Ereignisse in gleicher Weise von den Wahnideen und Hallucinationen des geisteskranken Samuel erzeugt wurden. Seine Verkündung, daß Gott ihm befohlen habe, David zum Könige zu salben, hat die Söhne Sauls der Königskrone beraubt, und das Eintreffen der Prophezeiung hat daher nichts Wunderbares.

Samuel verband zugleich die Priesterwürde und Richterwürde mit dem Prophetenamt, obwohl dies später nicht der Fall zu sein pflegte. Prophet und Priester waren zwei gänzlich verschiedene und von einander unabhängige Dinge. In den von Samuel begründeten Prophetenschulen zu Jericho, Gilgal und Bethel lebten die „Prophetenkinder" zusammen, begnügten sich mit ärmlicher Kost und Kleidung und beschäftigten sich mit Gesang und Poesie. Obwohl ihre Hauptaufgabe die Pflege religiöser Ideen bildete, traten sie auch

als Volksredner auf und standen dem Volke mit ihrem Rate zur Seite. Auch pflegten sie die Literatur als Dichter und Geschichtsschreiber ihres Volkes.

Von diesen schulmäßigen Propheten sind jene durchaus verschieden, die, vom eigenen Geiste getrieben, in direkten Verkehr mit Gott traten, und, wie Moses und Samuel, direkte Offenbarungen und Befehle von ihm erhielten. Es sind diese letzteren, die, wie Samuel, einen enormen Einfluß auf das öffentliche Leben und die politischen Dinge erlangten, und die für uns von besonderem Interesse sind. Nach den obigen Auseinandersetzungen wird es kaum nötig sein, für jeden besonderen Fall dieser „Abgesandten Gottes“ zu beweisen, daß wir es mit einer Geisteskrankheit, mit Wahnideen und Hallucinationen, zu tun haben.

Wer den vorangegangenen Ausführungen gefolgt ist, der wird nunmehr selber imstande sein, die Geisteskrankheit aller jener großen Propheten zu erkennen. Er wird sich dadurch, daß dieselben von einem Teil ihrer Zeitgenossen als „Gottgesandte“ angestaunt und verehrt wurden, sowie ferner dadurch, daß man die „Propheten“ bis auf den heutigen Tag als „gottbegnadete“ Uebermenschen oder dergleichen bewundert hat, nicht irre machen lassen. Er wird vielmehr klar erkennen, daß ihre wirkliche geistige Begabung in der Regel nur sehr unbedeutend war, daß ihr gesamtes Denken und Handeln von Wahnideen und Sinnestäuschungen gelenkt war, und daß Menschen der Gegenwart mit einer derartigen psychischen Veranlagung ohne Weiteres als Geisteskranke betrachtet werden.

Sämtliche Schriften der Propheten Esaja und Jeremiah bis zu Maleachi stellen nichts anderes dar, als die wirren, zusammenhanglosen Entäußerungen eines geisteskranken Gehirns. Größenwahn, Verfolgungswahn, Hallucinationen auf den verschiedenen Sinnesgebieten sowie eine Fülle anderer psychopathischer Vorgänge bekunden sich fast in jeder Zeile dieser wüsten Delirien. Wollte man die zur Begründung einer Paranoia charakteristischen Aeußerungen hervorheben, so müßte man die „Propheten“ der Bibel von Anfang bis zu Ende wiedergeben, da sich jene geistige Abnormität in jedem Kapitel dieses endlosen Geschreibsels bekundet.

VII. Das Phänomen „Jesus Christus".

1. Die Persönlichkeit Jesu Christi.

In der Geschichte des Menschengeschlechtes gibt es ebensowenig wie in der unendlichen Natur einen Vorgang oder eine Erscheinung, die einzig und allein dastünde. Es gibt kein Unikum in der Welt. Die wunderbarsten Phänomene in der Natur, und wenn sie noch so absonderlich erscheinen, lassen sich stets auf analoge Vorgänge zurückführen.

Jener alte Satz: „Es wiederholen sich die Begebenheiten in der Geschichte der Völker" beruht nicht auf einfacher Zufälligkeit. Die psychischen Erscheinungen der einzelnen Individuen, auf die in letzter Instanz alle historischen Ereignisse zurückzuführen sind, stellen ein Naturprodukt dar wie alle übrigen Vorgänge in der Welt und unterliegen daher, ebenso wie jene, bestimmten Regeln und Gesetzen. Sowohl in dem Verhältnis der einzelnen Individuen zueinander, wie auch in den gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Völker, sowie ferner in dem Einfluß, den einzelne, hervorragende Männer auf den Verlauf der Geschichte auszuüben vermochten, gibt es kein Ereignis, keinen Vorgang, den man als ein Unikum bezeichnen könnte, für den sich nicht im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende analoge Erscheinungen aufweisen ließen.

Wie jede Regel so findet auch diese ihre Bestätigung durch die bekannte eine Ausnahme. Ein einziger Vorgang ist es, der einzig in der Weltgeschichte dazustehen scheint; für den die Geschichte der Völker scheinbar keinen analogen Fall aufzuweisen vermag.

Vor zweitausend Jahren lebte inmitten eines unscheinbaren Volkes im Orient, das, wie alle übrigen Völker des Mittelmeers, von dem mächtigen, die Welt beherrschenden römischen Reiche unterjocht war, ein Mann, der sich als „Sohn Gottes“ ausgab und dem Volke einen neuen Glauben und eine neue Religion verkündete. Schritt für Schritt hat diese Lehre allmählich die Welt erobert. Während der seither verflossenen Jahrhunderte hat sich fast das gesamte menschliche Tun und Trachten um jenen einen Mann gedreht; seine Aussprüche zu erklären, sein Leben zu studieren und seine Lehre zu verbreiten. Millionen und Millionen von Menschen haben ihr gesamtes Leben dem Studium dieser Lehre geweiht. Die blutigsten Kriege sind um die Lehre dieses Mannes geführt worden. Millionen von Menschen sind auf das grausamste gefoltert und getötet worden, wenn sie nur den Verdacht erregten, an einem einzigen Ausspruche dieses Mannes zu zweifeln. Und heute, nach zweitausend Jahren, glaubt fast die gesamte sogenannte civilisierte Welt an die Göttlichkeit jenes Mannes und verehrt in ihm den Lenker der Welten, den Herrn und Richter des Menschengeschlechtes.

Für diesen Fall hat die Geschichte kein Analogon aufzuweisen. Es hat Helden gegeben, die die Welt eroberten; es hat Geistesheroen gegeben, die der Menschheit neue Bahnen der Entwicklung eröffneten; es hat an Männern nicht gefehlt, denen selbst göttliche Verehrung von ihren Zeitgenossen und auch von der Nachwelt zuteil wurde. Aber alles dies ist nichts im Vergleich zu der Stellung, die Christus erworben hat, im Vergleich zu dem Einfluß, den seine Person und seine Lehre auf die gesamte Menschheit ausgeübt hat bis auf den heutigen Tag.

Die Tatsache, daß ein in unscheinbaren Verhältnissen geborener Mensch Jahrtausende hindurch fast von der gesamten civilisierten Welt als Gott verehrt wird, daß alles zu ihm emporblickt, ihn anbetet und ihn als Herrn und „Er-

löser“ der Menschheit betrachtet, das ist ein Phänomen, für das es keinen analogen Fall gibt; eine einzig dastehende Erscheinung in der gesamten Geschichte aller Völker des Erdballs.

Sowohl für seine Zeitgenossen als auch für die Nachwelt Christi konnte es bei der Beurteilung seiner Person nur eine Alternative geben. Entweder man mußte blindlings alles glauben, was er verkündet und verheißen hat, man mußte in ihm den Gott der Welt erblicken, man mußte ihn für Gottes Sohn halten und ihm glauben, daß er vom „Vater“ abgesandt sei, und dieser ihm seine Befehle und Anordnungen mitgeteilt habe, man mußte ihm glauben, daß er den Vater im Himmel gesehen und gehört habe, daß er selber älter sei, als die Welt, daß er mit dem Teufel und mit den Engeln verkehrt habe; man mußte an die Lehre glauben, daß trotz dieser Spaltung von Vater und Sohn es doch nur einen einzigen Gott gäbe, indem Vater und Sohn ein einiges Ganzes bildeten, ja, daß noch ein dritter Faktor, der heilige Geist, zu dieser Einheit gehöre. Alles dieses mußte man entweder blindlings glauben, oder — man mußte es für unwahr halten, d. h. man mußte annehmen, daß Christus absichtlich die Unwahrheit gesagt und gelehrt habe, also mit anderen Worten, daß er ein Abenteurer, ein Schwindler gewesen sei. Eine dritte Möglichkeit konnte man sich nicht vorstellen. Selbstverständlich nicht. Wie konnte die Masse des Volkes, ja selbst die sogenannten „Gelehrten“ sich etwas anderes vorstellen, als daß alle seine Angaben entweder wahr oder unwahr seien.

Die letztere Version können wir mit aller Bestimmtheit ausschließen. Christus war absolut ehrlich und war selber von der Wahrheit eines jeden seiner Worte überzeugt. Das geht aus seinem ganzen Verhalten, sowie aus dem Verhalten seiner Zeitgenossen und aus den Berichten über ihn zweifellos hervor.

Ein Abenteurer, und wenn er noch so genial veranlagt wäre, hätte nie und nimmermehr einen solchen Einfluß auf die große Masse des Volkes ausüben können. Gerade in dieser seiner Selbstüberzeugung lag seine ungeheure Macht

der Beeinflussung. Das Volk glaubte an ihn, weil er selber an sich glaubte.

Wer mit ihm in Berührung kam, sah, daß er es ehrlich meinte und kein Betrüger war. Pilatus wusch sich vor dem Volke die Hände, um sich von dem Blute des „Gerechten“ zu reinigen. Der römische Hauptmann sprach: „Fürwahr dieser ist ein frommer Mensch gewesen“.[1]) Selbst unter den Pharisäern fehlte es nicht an solchen, die an seine Göttlichkeit glaubten, da sie ihn nimmermehr für einen Betrüger halten konnten, und ihnen keine andere Alternative übrig blieb.

Sein ganzes Verhalten ist mit dem eines Betrügers unvereinbar. Ein Mensch, der einen Betrug aus seinem ganzen Leben macht, muß vor allen Dingen ein Motiv dazu haben. Er muß einen Vorteil aus seinem Betruge ziehen oder wenigstens versuchen, dies zu tun. Christus hingegen lebte in Armut und hat niemals den Versuch gemacht, materiellen Gewinn oder sonstigen persönlichen Vorteil aus der Lage der Dinge zu ziehen.

Wir befinden uns daher der höchst wichtigen und nicht minder interessanten Frage gegenüber: Wie können wir uns heute, vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus, das Phänomen Christus erklären.

Einerseits sind wir davon überzeugt und können den logischen Beweis dafür erbringen, daß Christus nichts weniger als ein Betrüger war, daß er vielmehr durchdrungen war von der Wahrheit alles dessen, was er verkündete und lehrte. Er glaubte, der Sohn Gottes zu sein und mit Gott ein einheitliches Ganzes zu bilden. Er glaubte, vom „himmlischen Vater“ abgesandt zu sein. Er hatte seine Stimme gehört und ihn von Antlitz gesehen. Ja, er hat in stetem Verkehr mit ihm gestanden und seine Wünsche und Befehle direkt von ihm vernommen. Er hat mit Engeln verkehrt und ist mit dem Teufel in direkte Berührung gekommen. Er hat im Himmel gewohnt und die Hölle besucht und konnte genauen Bericht über beide Institute erstatten. Von alledem war Christus überzeugt. Alles dies hatte er wirklich ge-

---

[1]) Luk. XXIII, 47.

sehen und gehört. Für ihn waren dies nicht dichterische Phantasiegebilde, sondern nackte, reale Wahrheit. Andererseits wissen wir heute, daß alle diese Dinge in Wirklichkeit nicht existieren. Wir wissen, daß es keinen persönlichen „Gott“ gibt, daß die Lehre eines „einzigen, ewigen Gottes“ in dem kranken Gehirn eines irrsinnigen Hebräers entstanden ist. Wenn es keinen Gott gibt, kann es natürlich auch keinen Sohn Gottes geben. Wir wissen, daß es keine Engel und keinen Teufel gibt, noch lassen sich die Vorstellungen von Himmel und Hölle mit wissenschaftlichen Anschauungen in Einklang bringen. Für uns ist die Lehre von einem individuellen Leben nach dem Tode ein Unding. Wir können weder an unsterbliche Seligkeit glauben, noch an ewige Verdammnis mit „Heulen und Zähneklappern“. Alles dies sind menschliche Phantasiegebilde wie der Olympos und Tartaros der Griechen, wie die „unsterblichen Götter“ aller älteren Völker der Geschichte.

Um dieses wunderbare Phänomen, die Erscheinung Christi und seinen enormen Einfluß auf die gesamte Menschheit richtig zu beurteilen, darf man sich nicht darauf beschränken, das Verhalten und die Aeußerungen des einen Mannes zu studieren, sondern man muß das gesamte Milieu, die Zeitgenossen, die politischen Verhältnisse, die geschichtliche Entwicklung etc. ins Auge fassen.

Es ist diese Gesamterscheinung, die wir als das „Phänomen Christus“ bezeichnen, und die wir nunmehr in strikt wissenschaftlicher Weise zu analysieren und zu erklären versuchen werden.

Ein Volk, das seine besten geistigen Kräfte ausschließlich auf das Studium althergebrachter aus Wahnideen und Sinnestäuschungen hervorgegangener Schriften verwandte, dessen bedeutende Männer ihren ganzen Lebenszweck in der Deutung und Ergründung dieser traditionellen Wahngebilde erblickten, ein Volk, dessen Führer sich darüber den Kopf zerbrachen, wieviele Sproßen die von Jacob im Traume gesehene Himmelsleiter gehabt habe, und aus was für Holz dieselbe verfertigt war; ein solches Volk mußte notwendigerweise im Kampfe um's Dasein unterliegen und seinen kriegerischen Nachbarvölkern das Feld räumen. So kam es,

daß das „auserlesene Volk“ in die Gefangenschaft geschleppt wurde, daß es in Unterjochung geriet und durchaus unrühmliche Zeiten durchlebte. Das einzige, was die Juden als Volk erhielt, war ihr religiöser Glaube, der Glaube an einen einzigen, ewigen Gott, wie er aus den Wahnideen Abrahams hervorgegangen war, und wie er sich in den Hallucinationen geisteskranker Hebräer „offenbarte“.

Der menschlichen Natur entsprechend, in Zeiten der Not und des Elends auf eine bessere Zukunft hoffend, sahen auch die Juden einer glücklicheren Zeit entgegen und hofften, von der Unterdrückung befreit zu werden und das einst so stolze Reich wiederhergestellt zu sehen.

Was bei dem Volke lediglich Wunsch und Hoffnung war und in ihren Gebeten nach Erfüllung strebte, das nahm in den Wahnvorstellungen der geisteskranken Propheten konkrete Form an und erschien ihnen als Wirklichkeit. In ihren hallucinatorischen Zwiegesprächen mit „Gott dem Herrn“ wurde ihnen die Befreiung des Volkes durch einen persönlichen „Erlöser“ verkündet. Die Begründung eines neuen Reiches wurde ihnen verheißen, an dessen Spitze ein König treten werde, dem alle übrigen Könige und alle Völker der Erde untertan sein würden.

Der Inhalt paranoischer Wahnideen richtet sich, wie dies in dem bezüglichen Kapitel hervorgehoben wurde, nach der jeweiligen Weltanschauung sowie nach dem Milieu und dem Bildungsgrade des betreffenden Individuums. Heutzutage halten sich die an Größenwahn leidenden Paranoiker in der Regel für „große Erfinder“, „bedeutende Künstler“, „einflußreiche Politiker“ oder dergleichen. Zu einer Zeit und inmitten eines Volkes, wo sich alles um den „einzigen, ewigen Gott“ drehte, wo sich alles, was man Bildung, Kunst und Wissenschaft nannte, auf diesen einen Gegenstand bezog, da war es selbstverständlich, daß auch die Wahnideen der Geisteskranken diesen Inhalt annahmen, und sich die Paranoiker für „Gottgesandte“ oder „Vertraute“ des ewigen Gottes hielten. Die endlosen Zwiegespräche zwischen Gott und den Propheten Jesaia, Jeremiah etc., in denen es immer heißt: „Also sprach der Herr Zebaoth,“ stellen natürlich nichts anderes dar, als ganz gewöhnliche Gehörshalluci-

nationen. Die höchste Stellung, die ein Paranoiker sich ersinnen konnte, war natürlich die eines Vertrauten oder Abgesandten Gottes. Die Idee, sich selber zum Gott zu machen, war selbst in den paranoischen Gehirnen der „großen Propheten“ nicht aufgetaucht. Sie begnügten sich damit, den „Willen Gottes“ zu verkünden und als Vermittler zwischen Gott und Menschen zu fungieren.

Da das gesamte Volk von der Idee eines großen Helden erfüllt war, eines Erretters aus der Not, eines Erlösers von der Unterdrückung, und da das Volk nicht nur der Wiederherstellung des großen jüdischen Reiches entgegensah, sondern ein mächtiges Reich erträumte, das sich über die ganze Erde verbreiten sollte, so mußten naturgemäß die Wahnideen der „Propheten“ ebenfalls von diesen Dingen erfüllt werden. Vermittels ihrer Gehörshallucinationen hörten sie, wie Gott selber die Macht und den Glanz des zukünftigen Reiches beschrieb sowie die Kraft des Helden schilderte, der, auf König Davids Throne sitzend, das mächtige Reich regieren werde.

So heißt es beispielsweise in Jesaia IX, 6 u. 7: „Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter; und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst; auf daß seine Herrschaft groß werde, und des Friedens kein Ende, auf dem Stuhl Davids, und seinem Königreich; daß er es zurichte und stärke mit Gericht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit. — Solches wird tun der Eifer des Herrn Zebaoth“.

Von solchen Ideen war das von Freiheit, Ruhm und Glanz träumende jüdische Volk erfüllt, als Jesus Christus das Licht der Welt erblickte.

Alles, was wir über seine Person, seine Aussprüche, seine Lehren, seine Anschauungen und seinen Lebenswandel wissen, verdanken wir den Aufzeichnungen der vier Evangelisten. Tausende und abermals tausende von Kommentarien sind im Laufe der Jahrhunderte über die Evangelien geschrieben worden. Alle möglichen Ansichten finden wir vertreten hinsichtlich der Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit dieser Schriften. Einerseits begegnen wir der orthodoxen

Ueberzeugung von der buchstäblichen Wahrheit eines jeden Wortes der Evangelien. „Gott“ hat, dieser Anschauung zufolge, die Evangelisten „inspiriert“ oder ihnen gar ihre Schriften selber diktiert. Andererseits werden deren Angaben vielfach als „bildliche“ Darstellungen aufgefaßt, denen nur teilweise historische Tatsachen zugrundeliegen. Ebenso verhält es sich mit den Aussprüchen Christi. Die einen nehmen alles absolut wörtlich ohne irgend welche Deutung zuzulassen; andere hingegen glauben, in einem großen Teil seiner Aussprüche symbolische Darstellungen zu erblicken, denen eine tiefe philosophische Anschauung zugrundeliegen soll.

Das symbolische Verfahren ist freilich insofern sehr bequem, als man alles mögliche hineininterpretieren kann, und sich alles Unbequeme durch symbolische Deutungen mundgerecht zubereiten läßt.

Einige gingen im Skepticismus gegenüber den Evangelisten so weit, daß sie die Existenz Jesu Christi ganz und gar leugneten und die ganze Begebenheit für ein dichterisches Phantasiegebilde erklärten. Diese letztere Ansicht ist absurd. Es ist nicht nur eine zweifellose Tatsache, daß Jesus Christus wirklich gelebt hat, sondern wir haben reichliche Ursache, die Angaben der vier Evangelisten als absolute Wahrheit anzunehmen.

Trotz der Tatsache, daß wir von Christus selber irgend etwas Schriftliches nicht besitzen, sowie daß die große Spanne Zeit von einem ganzen Jahrhundert zwischen ihm und den Evangelisten verflossen sein soll, können wir getrost annehmen, daß einem jeden Satze in den Evangelien eine historische Tatsache zugrundeliegt, und daß insbesondere sämtliche Aussprüche Christi auf Wahrheit beruhen.

Wenn sich auch alle diese Angaben mehrere Generationen hindurch lediglich durch mündliche Tradition erhielten, so müssen wir doch immer berücksichtigen, daß jene Männer, sowohl die Evangelisten selber als ihre Vorfahren, denen sie ihre Kenntnis verdankten, ihr ganzes Leben dem Studium jener Tatsachen widmeten, daß ihre ganze Kenntnis, all ihr Denken und Trachten auf diesen einen Gegenstand gerichtet war. Wir müssen im Auge behalten, welchen ungeheuren Eindruck die Person Christi und ein jedes seiner

Worte auf jene Männer machte, die seiner Zeit seine Anhänger wurden und sich nach ihm „Christen“ nannten. Wir müssen bedenken, daß es nicht eine einfache Erzählung war, vermittels welcher jene Tatsachen von einer Generation auf die andere übertragen wurden, sondern daß jene Leute während ihres ganzen Lebens kaum von etwas anderem zu reden wußten, daß für sie jedes Wort aus Christi Munde ein Orakel bildete, und daß ihre ganze Seele von diesen Dingen erfüllt war. Unter solchen Umständen ist die mündliche Tradition in vieler Hinsicht weit zuverlässiger, als die zeitgenössischen Aufzeichnungen eines oder selbst mehrerer Individuen. Man darf ferner nicht außer acht lassen, daß wenigstens die Evangelisten ihre Schriften unabhängig von einander verfaßten und trotzdem in den wesentlichen Punkten fast völlig übereinstimmen.

Was für uns den schlagendsten Beweis liefert für die Wahrheit der evangelischen Erzählungen, ist der Umstand, daß das gesamte psychische Verhalten Jesu Christi, wie es dort geschildert ist, einen so typischen, weiterhin zu analysierenden, speciellen Geisteszustand darstellt, daß es ganz unmöglich ist, daß diese Begebenheiten von jemandem erdichtet worden seien. Wäre die Darstellung eines „Messias“, eines „Erlösers der Menschheit“, „des Königs des Himmelreiches“ zum Gegenstand dichterischer Erfindung gemacht worden, so wäre der Held dieses Dramas sicherlich ganz anders ausgefallen als der in den Evangelien beschriebene Jesus Christus.

In ihm erblicken wir ein so typisches, in jeder Hinsicht charakteristisches Bild des zu besprechenden psychischen Zustandes, daß für uns die Erscheinung Christi, was ihn selber betrifft, durchaus nichts „Wunderbares“ und „Unerklärliches“ darbietet, daß vielmehr seine Persönlichkeit durch wissenschaftlich bestehende Tatsachen vollkommen befriedigend erklärt werden kann.

Wir finden übrigens sowohl seine Existenz als auch einige von den Evangelisten angeführte begleitende Umstände mehrfach in den Schriften anderer zeitgenössischer Autoren erwähnt. So spricht Plinius in seiner Historia naturalis von dem „wundervollen Stern“, der seine Geburt ver-

kündet haben soll, als von einem „hellen Kometen“. Der Kindermord zu Bethlehem findet sich in Dions Leben „Octavius Caesars“, und wird ausführlicher von Macrobius beschrieben. Plinius jr., Tacitus und Suetonius erwähnen Jesus Christus in ihren Schriften. Die Sonnenfinsternis und das Erdbeben werden von Plinius und Suetonius berichtet. Flavius Josephus erwähnt Christus wie folgt:[1]) „Ungefähr zu dieser Zeit lebte Jesus, ein weiser Mann, wenn es zulässig ist, ihn einen Menschen zu nennen; denn er tat große Wunder und wurde der Lehrer solcher Leute, welche die Wahrheit mit großen Freuden entgegennehmen. Er machte zu seinen Anhängern viele Juden und Fremde. Er war Christus. Als Pilatus, auf Anraten vornehmer Leute der Unsrigen, ihn zum Kreuze verurteilte, verließen ihn jene nicht, die ihm in Liebe zugetan waren; denn nach drei Tagen erschien er ihnen wiederum lebend, wie dies und zehntausend andere wunderbare Dinge über ihn die göttlichen Propheten vorausgesagt hatten. Die Sekte der Christen, die sich so nach ihm nannten, ist auch heute noch nicht erloschen“.

Ein Umstand, der speciell für uns von großer Wichtigkeit ist, der aber im allgemeinen kaum beachtet wird, ist der, daß alle vier Evangelisten sich nur mit drei Jahren des Lebens Jesu Christi beschäftigten. Mit Ausnahme der bekannten Ereignisse, die seiner Geburt vorangegangen und derselben unmittelbar gefolgt sein sollen, sowie der einen Begebenheit, daß Christus zu zwölf Jahren die Doktoren im Tempel in Staunen versetzte durch seine Kenntnis und sein Verständnis der Schriften, ist sein ganzes Leben bis zum dreißigsten Jahre in Dunkel gehüllt. Außer daß er in der Tischlerwerkstatt seines Vaters arbeitete, wird auch nicht mit einem einzigen Worte sein Lebenslauf beschrieben bis zu jenem Augenblicke, als er aus Galiläa zurückkehrte nach Jerusalem und sich von Johannes taufen ließ. Damals war er dreißig Jahre alt, und drei Jahre später wurde er gekreuzigt. Die gesamten Berichte der Evangelisten erstrecken sich also auf diese drei Jahre.

Wie Moses und Elias brachte er „vierzig Tage“ in

---

[1]) Antiqu. d. Jud. III. 3.

der Wüste zu, wo er mit Engeln und Teufeln verkehrte, und wo Gott, „der Vater“, sich ihm verkündete.

Die vielen „Wunder“, durch die er die Masse des Volkes für sich begeisterte, bestanden zunächst in dem „Heilen“ Kranker, in der Beseitigung körperlicher Gebrechen wie Lähmungen, Stummheit, Taubheit, Blindheit etc., in der Austreibung „böser Geister“ und Erweckung der Toten.

Die in seinen Predigten enthaltenen Lehren handelten zum größten Teile von dem „himmlischen Reich“, dessen „König“ er sei, von dem Wege, auf dem allein man in jenes Reich gelangen könne, wie man an ihn, den König, den Sohn Gottes, den Gott — glauben müsse, um selig zu werden, wie der „Vater“ ihn gesandt habe, um die Menschheit zu erlösen, wie alle, die an ihn glaubten, Unsterblichkeit erlangen würden, die ihn aber verleugneten, in das Reich der Hölle gestoßen würden, wo „Heulen und Zähneklappern“ herrsche. Er sei der Messias, den die Propheten verkündet hätten; er sei jener Held, jener Erlöser, der in allen Schriften dem Volke versprochen war, und nach dem das Volk sich so schmerzlich gesehnt hatte.

Wie vorher gesagt wurde, mußte man Christus entweder für den Sohn Gottes, für den König des himmlischen Reiches halten, für den er sich ausgab, oder man mußte seine Aeußerungen als Blasphemie betrachten und in ihm einen Betrüger erblicken. Die große Masse des Volkes, der Pöbel, tat das erstere und begrüßte in ihm den Messias. Um so gefährlicher erschien er aber gerade darum denen, die nicht an ihn glaubten, wie die Priester und Leiter des Volkes.

Die Gebildeten glaubten damals dem dreißigjährigen Tischlerssohne, daß er ein König und ein Gott sei, ebensowenig, wie wir heute jemandem eine solche Behauptung glauben würden. Wenn sich heute jemand — wie dies ja häufig genug geschieht — für einen Gott hält, so wird ihm das schwerlich von irgend einem gebildeten Menschen geglaubt, und — wunderbar genug! Dieselben „gebildeten Menschen“, die eine solche Behauptung heute niemandem glauben würden, glauben nichtsdestoweniger an die Göttlichkeit des vor zweitausend Jahren geborenen jüdischen Tischlerssohnes.

Die Gebildeten glaubten selbstverständlich nicht an ihn, sondern hielten ihn für einen Betrüger. Hierin aber taten sie ihm ein schweres Unrecht. Jesus Christus war nichts weniger als ein Betrüger. Er war vollkommen überzeugt von der Wahrheit eines jeden seiner Worte, und sein grausamer Tod wird eine ewige Schandtat bleiben in der Geschichte der Völker, geradeso wie die anderen Millionen von Mordtaten, die man aus religiösem Fanatismus im Laufe der Jahrhunderte verübt hat.

Wenn sich heute jemand für einen Gott oder für den Sohn Gottes ausgibt, oder wenn sich ein Tischlerssohn für einen König hält, so wird jeder Laie, ja selbst der Ungebildete, sagen: „Dieser Mensch ist geisteskrank". Die Verhältnisse waren vor zweitausend Jahren in dieser Hinsicht nicht anders, als sie heute sind. Es hat damals ebensowenig göttliche Tischlerssöhne gegeben wie heute; die Naturgesetze waren damals genau dieselben wie sie heute sind. Unter den Juden hat es damals zweifellos dieselben Geisteskrankheiten gegeben, wie wir sie heute beobachten, nur mit dem Unterschiede, daß man sie als solche nicht erkannt hat. Kein Mensch ist auf den Gedanken gekommen, daß eine Person vollkommen logisch und zusammenhängend reden, ja selbst geistreich und gelehrt erscheinen kann, und dennoch an einer schweren, unheilbaren Geisteskrankheit leiden mag. Nichtsdestoweniger hat es solche Leute in Fülle gegeben, man hat sie nur für etwas anderes gehalten, als sie wirklich waren. Hatten sie Größenwahn, und waren sie dabei geistig beanlagt, so hielt man sie für Propheten oder Gottgesandte; litten sie dagegen an Verfolgungswahn, so glaubte man, sie seien vom Teufel besessen oder würden von den Rachegeistern — bei den Griechen Eumeniden — verfolgt.

Christus glaubte an seine Göttlichkeit; er war von allem was er sagte überzeugt. Dies schützt ihn vor dem Vorwurf der Unehrlichkeit, aber beweist, daß er geisteskrank war.

Man könnte vielleicht einwenden, daß der Aberglaube zu jener Zeit weit größer war als heute, und man daher nicht ohne weiteres jeden geisteskrank nennen dürfe, der sich aus irgend welchen Gründen für einen Gott gehalten habe.

Dies ist in gewisser Hinsicht richtig, und wir würden auch unsere Diagnose nicht einfach auf diesen einen Punkt basieren. Christus aber bietet in jeder Beziehung ein absolut typisches Bild einer wohlbekannten Geisteskrankheit dar. Alles, was wir von ihm wissen, entspricht so genau dem klinischen Bilde der Paranoia, daß es kaum ersichtlich ist, wie man an der Korrektheit der Diagnose nur im geringsten zweifeln kann. Außerdem aber läßt sich auf keine andere Weise die Erscheinung Christi rationell erklären, während diese Diagnose die sonderbare Begebenheit wissenschaftlich klarstellt und den Schleier des Mysticismus lüftet von einer einzig in der Geschichte dastehenden und bis dahin unerklärt gebliebenen Begebenheit.

Christus gehört zu jenen Fällen von Paranoia, in denen die betreffenden Individuen während ihrer Jugendzeit still und in sich verschlossen sind. Nicht selten zeigen sie, wie auch in diesem Falle, ungewöhnliche geistige Begabung, ja werden mitunter als Wunderkinder betrachtet. Christus muß den größten Teil seiner Jugend auf das Studium der „heiligen Schriften" verwandt haben. Schon mit zwölf Jahren waren seine Kenntnisse derselben derart, daß er die Schriftgelehrten in allgemeines Staunen versetzte und ihre Bewunderung erregte. Sein vielfaches Citieren sowohl der älteren Schriften wie auch der Propheten zeugt von einem eifrigen Studium.

Wer mit den Schriften der geisteskranken Propheten vertraut ist, wer es über sich gebracht hat, diesen endlosen Wust von Wahnideen, diese inkohärenten Ergüsse hallucinatorischer Delirien durchzulesen, der kann sich vielleicht einen Begriff davon machen, welch einen perniciösen Einfluß das eifrige Studium derselben auf ein jugendliches Gemüt ausgeübt haben muß, das selber zu psychopathischen Vorgängen prädisponiert war.

Langsam, zunächst für seine Umgebung unmerkbar, entwickelten sich in dem zartbesaiteten Knaben die Wahnvorstellungen. Wann dieselben zuerst aufgetreten sind, und wann sie sich zu systematisierten Ideen entwickelten, läßt sich natürlich jetzt mit Sicherheit nicht konstatieren, zumal

uns jegliche Angaben über die ersten dreißig Jahre seines Lebens fehlen.

Da Christus bis zu jenem Zeitpunkte in voller Zurückgezogenheit lebte, so kann man wohl annehmen, daß die Wahnvorstellungen mehr oder weniger latent waren und noch nicht in ausgeprägter Form zum Selbstbewußtsein gelangten. Hätte Christus bereits zu jener Zeit die klare Vorstellung gehabt, daß er „Gottes Sohn“ sei, und daß der „Vater“ ihn in die Welt geschickt habe, um die Menschheit zu erlösen, so hätte er sicherlich nicht so lange in Untätigkeit verharrt. Offenbar handelte es sich um einen jener Fälle, wo zwar Wahnvorstellungen unvermittelt und unausgeprägt vorhanden sind, wo dieselben aber eines äußeren Anstoßes und einer starken Emotion bedürfen, um sich zu einem typischen paranoischen Wahngebäude zu systematisieren.

Dieser Anstoß wurde Christus von einem anderen Paranoiker gegeben und zwar von Johannes dem Täufer. Gleich den anderen „Propheten“ hielt sich Johannes für einen Abgesandten Gottes. Entweder sich selber für Elias haltend oder denselben nachahmend, umgürtete er seine Lenden mit einem ledernen Gürtel[1]), machte sich ein Gewand von Kameelshaaren und ernährte sich von Heuschrecken und wildem Honig. Auch seine Wahnideen waren, wie die der übrigen „Propheten“, auf das himmlische Reich und den zu erwartenden „Messias“ gerichtet. In echt paranoischer Weise bezog er gewisse Stellen aus den Schriften der Propheten auf seine eigene Person, wie z. B. Jes. XL 3: „Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserem Gott“.

Er hielt sich für den von Gott Auserlesenen, dem Messias „den Weg zu bereiten“. Daher sagte er den Leuten: „Ich taufe euch mit Wasser zur Buße, der aber nach mir kommt, ist stärker denn ich, dem ich auch nicht genügsam bin, seine Schuhe zu tragen, der wird Euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen“.[2])

---

1) 2. Könige I, 8.

2) Matth. III, 2. Mark. I, 8. Joh. I, 26.

Dieser Ausspruch war durchaus nicht etwa auf Jesus gemünzt, den er damals wahrscheinlich noch gar nicht kannte, sondern es war dies lediglich eine Anspielung auf den zu erwartenden „Erlöser", für dessen Vorläufer er sich hielt. Daß dem so war, geht unzweideutig aus der Tatsache hervor, daß er geraume Zeit darauf, als er bereits im Gefängnisse saß, seine Jünger zu Jesu schickte, der inzwischen durch seine „Wunder" berühmt geworden war, und ihn fragen ließ: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten?"

In Jesus waren inzwischen die Wahnideen zu vollster Reife gelangt, und als er von dem „Vorläufer des Messias" hörte, der die sündige Menschheit im Flusse Jordan taufte, d. h. sie von der Sünde reinigte, um sie würdig zu machen des himmlischen Reiches, da begab er sich selber dorthin, um gleichfalls die Taufe zu empfangen.

Sinnestäuschungen der Paranoiker sind stets sozusagen realisierte Wahnideen. Eine Person, die beispielsweise jahrelang an Verfolgungswahn leidet, die glaubt, von den Menschen verachtet und beschimpft zu werden, hört eines Tages „ganz deutlich", wie die Leute auf der Straße ihr obscöne Schimpfnamen nachrufen. Die Gehörshallucination stellt also hier eine Realisierung der vorangegangenen Wahnideen dar.

In ganz analoger Weise erging es Jesus in jenem Augenblicke, als er von Johannes in Gegenwart der Volksmenge die Taufe erhielt und zweifellos dadurch in einen intensiven Emotionszustand versetzt wurde.

Die Wahnidee, die ihn so lange erfüllt hatte, daß er der Sohn Gottes sei, und dieser ihn zum Erlöser der Menschheit bestimmt habe, wurde nunmehr in Gesichts- und Gehörshallucinationen umgesetzt. „Und alsbald stieg er aus dem Wasser und sah, daß sich der Himmel auftat, und den Geist, gleichwie eine Taube, herabkommen auf ihn. Und da geschah eine Stimme vom Himmel: Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe".[1])

Dem Beispiele Moses, Elias und des sich von Heuschrecken ernährenden Johannes folgend, begab sich Jesus

[1]) Ev. Marci I, 10. 11.

auf „vierzig“ Tage in die Wüste oder, wie es im Evangelium heißt, wurde „vom Geiste in die Wüste getrieben“.

Dieser vierzigtägige Aufenthalt in der Wüste ist für uns von größtem Interesse. Es liegen diese vierzig Tage zwischen zwei von einander grundverschiedenen Lebensabschnitten. Die dreißig Jahre, die dem Aufenthalte in der Wüste vorangingen, verbrachte Jesu in Zurückgezogenheit, aller Wahrscheinlichkeit nach im elterlichen Hause. Nach Ablauf der vierzig Tage kehrte er aus der Wüste zurück wie ein anderer Mensch. Jetzt trat er an die Oeffentlichkeit mit all seinen „Wundern“, mit seinen Lehren und Offenbarungen. Jetzt verkündete er, daß „das Reich Gottes“ gekommen sei, und daß er, der Sohn Gottes, auf dem Königsthrone säße und über alle Völker der Erde regiere. Welch eine ungeheure Wandlung muß sich während der vierzig Tage in seinem Geisteszustande vollzogen haben. Die bis dahin isolierten und miteinander unverbundenen Wahnideen vereinigten sich nunmehr zu einem großen systematisierten Wahngebäude. Zweifellos hatte er zu jener Zeit kontinuierliche Zwiegespräche mit Gott dem Vater, der ihn abgesandt hatte, und „dessen Lehre“ es war, die er predigte. Ein derartiger Verlauf der Krankheit, eine Uebergangsperiode aus dem latenten in das aktive Stadium der Paranoia, ist durchaus charakteristisch für diese Psychose.

Von nicht minder großer Bedeutung ist jene Episode in der Wüste für die Entscheidung der Frage, ob Jesus ein Betrüger gewesen sei, der sich als Gottes Sohn ausgab, um das Volk zu täuschen. Ist es denkbar, daß ein Mensch, der die Rolle eines Gottes zu spielen beabsichtigt, vorgibt, vom „Teufel“ in Versuchung geführt zu sein? Kann „Gott“, wie er in der Vorstellung der Menschen lebt und lebte, vom „Teufel“ in Versuchung geführt werden? Würde ein Betrüger einen so handgreiflichen Widerspruch begehen?

Mit der Paranoia sind solche Widersprüche durchaus nicht unvereinbar sondern im Gegenteil an der Tagesordnung. Mit welch raffinierter Spitzfindigkeit die Theologen sich über derartige Schwierigkeiten hinforthelfen, ist geradezu amüsant zu verfolgen.

Wie lächerlich ist es ferner, daß „Gott“ respektive

der „Sohn Gottes“ sich von seinen Sünden reinigte, indem er sich von Johannes taufen ließ! Was soll man sich dabei vorstellen, wenn der „heilige Geist“ in Form einer Taube sich auf „Gottes Sohn“ herabläßt. Bedarf ein Gott noch eines heiligen Geistes? Ist ein Gott nicht „heiliger Geist“ an sich? Derartige Absurditäten hätte ein intelligenter Betrüger nimmermehr veranstaltet, während für einen Paranoiker solche Widersprüche charakteristisch sind.

In dem großen, sich über drei Jahre erstreckenden Drama des öffentlichen Auftretens Christi bildet den Mittelpunkt, um den sich alles übrige koncentriert, der unermeßliche, bis ins Unendliche gesteigerte Größenwahn.

Alle seine Reden, Lehren und Predigten kulminieren in dem einen Wörtchen „Ich“. Ich bin der König des Himmelreiches — Ich bin der Erlöser der Menschheit — Ich bin der Sohn Gottes — Ich und der Vater sind Eins — Wer an mich glaubt, wird selig werden — Wer mir folgt, gelangt in den Himmel — Ich bin das Licht der Welt — Ich — Ich — Ich und abermals Ich.

Auf die Frage seiner Jünger: „Was sollen wir tun, daß wir Gottes Werke wirken?“ antwortete er: „Das ist Gottes Werk, daß ihr an den glaubt, den Er gesandt hat“.[1]) — „Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten“.[2]) „Ich bin vom Himmel gekommen, nicht, daß ich meinen Willen tue, sondern des, der mich gesandt hat“.[3]) „Das ist aber der Wille des, der mich gesandt hat, daß, wer den Sohn siehet und glaubt an ihn, habe das ewige Leben; und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage“.[4])

Folgende Stelle müssen wir ihrer Wichtigkeit halber in toto wiedergeben:

„Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Ich bin das Brot des Lebens. Eure Väter haben Manna gegessen in der Wüste und sind gestorben. Dies ist das Brot, das vom Himmel kommt, auf daß, wer davon isset, nicht sterbe. Ich

---

1) Joh. VI, 29.
2) Joh. VI, 35.
3) Joh. VI. 38.
4) Joh. VI, 40.

bin das lebendige Brot, vom Himmel gekommen. Wer von diesem Brot essen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt.

Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschen Sohnes, und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch. Wer mein Fleisch isset, und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken. Denn mein Fleisch ist die rechte Speise und mein Blut ist der rechte Trank. Wer mein Fleisch isset, und trinket mein Blut, der bleibet in mir, und Ich in ihm. Wie mich gesandt hat der lebendige Vater, und ich lebe um des Vaters willen: also, wer mich isset, derselbige wird auch leben um meinetwillen. Dies ist das Brot, das vom Himmel gekommen ist, nicht wie eure Väter haben Manna gegessen und sind gestorben. Wer dies Brot isset, der wird leben in Ewigkeit".[1])

Dies ist die typische Redeweise eines Paranoikers, wie sie sich charakteristischer gar nicht denken läßt. Hier folgen weitere Beispiele seines Größenwahns:

„Bald aber nach der Trübsal derselbigen Zeit werden Sonne und Mond den Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels werden sich bewegen. Und alsdann wird erscheinen das Zeichen des Menschen Sohnes im Himmel. Und alsdann werden heulen alle Geschlechter auf Erden, und werden sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird senden seine Engel mit hellen Posaunen; und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels zu dem anderen".[2])

Wer nur die geringste Erfahrung in Geisteskrankheiten hat, muß in Aussprüchen wie dieser die Paranoia erkennen. Selbst der gebildete Laie sollte sehen, daß solche Ergüsse nichts anderes sein können, als das Produkt eines kranken Gehirns.

Hier folgen weitere Beispiele seiner Wahnideen: „Wer

[1]) Joh. VI, 47—58.
[2]) Matth. XXIV, 29—31.

an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen“.[1])

„Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben“.[2])

„Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet, und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben“.[3])

„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich“.[4])

„Und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohne“.[5])

„Jetzt gehet das Gericht über die Welt; nun wird der Fürst dieser Welt ausgestoßen werden. Und Ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen.“[6])

„Des Menschen Sohn wird seine Engel senden, und sie werden sammeln aus seinem Reich alle Aergernisse, und die da Unrecht tun, und werden sie in den Feuerofen werfen: da wird sein Heulen und Zähneklappern“.[7])

„Ihr seid von unten her, Ich bin von oben herab; Ihr seid von dieser Welt, Ich bin nicht von dieser Welt.[8])

„Und der mich gesandt hat, ist mit mir. Der Vater läßt mich nicht allein; denn ich tue allezeit was ihm gefällt.[9])

„Wäre Gott euer Vater, so liebtet ihr mich, denn ich bin ausgegangen, und komme von Gott, denn ich bin nicht von mir selbst gekommen, sondern er hat mich gesandt. Ihr seid von dem Vater dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollt ihr tun“.[10])

---

[1]) Joh. VII, 38.
[2]) Joh. VIII, 12.
[3]) Joh. XI, 25—26.
[4]) Joh. XIV, 6.
[5]) Joh. XIV, 13.
[6]) Joh. XII, 31, 32.
[7]) Matth. XIII, 41, 42.
[8]) Joh. VIII, 23.
[9]) Joh. VIII, 29.
[10]) Joh. VIII, 42.

Von den vielen Parabeln, die er erzählte, sind die meisten, wie er selber sagt, auf ihn selber gemünzt, wie z. B. die Parabel von „dem guten Hirten und seinen Schafen.“ Diesbezüglich sagt er:

„Ich bin die Tür zu den Schafen. Alle, die vor mir gekommen, die sind Diebe und Mörder gewesen. Ich bin die Tür; wo jemand durch mich eingehet, der wird selig werden. Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen. Ich bin ein guter Hirte und erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen; wie mich mein Vater kennet und ich den Vater.

Und ich lasse mein Leben für die Schafe. Darum liebet mich mein Vater, daß ich mein Leben lasse, auf daß ich es wiedernehme. Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es von mir selber. Ich habe es Macht zu lassen, und habe es Macht wieder zu nehmen. Solches Gebot habe ich empfangen von meinem Vater“.[1])

Diese Worte erschienen selbst manchem der damaligen Juden so unsinnig, daß einige von ihnen sagten: „Er hat den Teufel und ist unsinnig; was hört ihr ihm zu?“ Unsinnig! Nun fürwahr! Daß man zweitausend Jahre lang einen tiefen Sinn und göttliche Weisheit in diesen Wahnideen erblickt hat, ist die phänomenalste Welterscheinung, die je da war!

Auf die Frage Petri, was für Lohn seine Jünger erhalten würden, dafür, daß sie alles verlassen hätten und ihm gefolgt seien, antwortete er:

„Ich sage euch, daß ihr, die ihr mir seid nachgefolgt, in der Wiedergeburt, da des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stühlen, und richten die zwölf Geschlechter Israels. Und wer verläßt Häuser, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Aecker, um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen, und das ewige Leben ererben“.[2])

Derartige Beweise seiner Wahnideen lassen sich aus

---

[1]) Joh. X, 7—18.
[2]) Matth. XIX, 28, 29.

den Evangelien in beliebiger Anzahl anführen. Alles dreht sich einzig und allein um sein „Ich“, und der Größenwahn, der sich auf dieses „Ich“ bezieht, kennt keine Grenzen. Selbst Raum und Zeit vermochten diesem Wahne keine Schranken zu setzen. Wie er das Weltall regiert und über Sonne, Mond und Sterne herrscht, so setzt er seinen Ursprung in die unendliche Vergangenheit und hat unsterbliches, ewiges Leben vor sich.

„Abraham, euer Vater, ward froh, daß er meinen Tag sehen sollte; und er sah ihn und freute sich.— Ehe denn Abraham ward, bin Ich“.[1])

„Mir ist gegeben alle Gewalt, im Himmel und auf Erden“.[2])

Das Gebet Christi für sich und seine Jünger ist so charakteristisch, daß wir es wenigstens zum Teil hier wiedergeben müssen. Auf den Widerspruch, der darin liegt, daß ein mit höchster Macht ausgestatteter Gott überhaupt „betet“, braucht wohl nicht erst hingewiesen zu werden.

„Vater, die Stunde ist hier, daß du deinen Sohn verklärest, auf daß dich dein Sohn auch verkläre, gleichwie du ihm Macht hast gegeben über alles Fleisch, auf daß er das ewige Leben gebe Allen, die du ihm gegeben hast. Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein, wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen. Ich habe dich verkläret auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es tun sollte. Und nun verkläre mich, du Vater, bei dir selbst, mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war“.

In dieser Weise setzt sich dieses „Gebet“ fort, das tatsächlich in jedem Worte die Paranoia erblicken läßt.

Selbst das Verhältnis zu „Gott“ als „Vater“ verwischt sich allmählich in seinem Wahne, und er beginnt, sich selber für „Gott“ zu halten.

„Der Vater ist in mir, und Ich in ihm -- Ich und der Vater sind Eins“. „Ich und der Vater,“ nicht etwa der „Vater und Ich“! „Alles was mein ist, das ist dein, und was dein ist, das ist mein“.

---

[1]) Joh. VIII, 56, 58.
[2]) Matth. XXVIII, 18.

Wie ein langgedehntes Crescendo in einer Beethovenschen Symphonie, mit dem zartesten Pianissimo beginnend, sich allmählich mehr und mehr entfaltet, bis es, nach allen Richtungen sich steigernd und unaufhörlich anwachsend, in dem wuchtig donnerden Fortissimo seinen Höhepunkt erreicht, so sehen wir den Größenwahn Jesu Christi sich langsam und stufenweise entwickeln, bis er schließlich solche Dimensionen annimmt, daß keinerlei Steigerung mehr möglich ist.

In stiller Zurückgezogenheit, als Sohn eines einfachen Tischlermeisters, sehen wir den Knaben im zartesten Jünglingsalter in die heiligen Schriften der Väter vertieft, deren Studium gleichsam den Samen bildet, der auf dem fruchtbaren Boden jenes besonderen Geisteszustandes gar bald seine Früchte tragen sollte. Im Alter von zwölf Jahren begibt er sich unter die Schriftgelehrten im Tempel und setzt dieselben durch seine eigenartige Auffassung der Schriften in Erstaunen. Gar bald hält er sich für auserkoren, das Volk zu belehren und zu unterweisen. Jene Stellen in den Schriften der Propheten, bei denen von einem Erretter und Erlöser des Volkes aus der Knechtschaft und römischen Abhängigkeit die Rede ist, bezieht er auf seine Person und nennt sich den „Erlöser" des Volkes. Bald wird aus dem Erlöser ein Fürst, ein König. Er ist „König der Juden". Seine Abstammung leitet er von König David her. Bald aber wird das „königliche Blut" in seinen Adern in göttliches verwandelt, und er avanciert zum „Sohne Gottes". „Mein Vater im Himmel, der mich gesandt hat", heißt es fortan. Einstweilen bleibt Gott noch immer der allmächtige Vater, der nur in „seinem Sohne" eine Hilfe findet und ihn zur Menschheit „sendet". Bald aber schwindet auch diese Inferiorität des Sohnes, und Vater und Sohn werden „Eins"; er wird zum vollen Partner im Regierungsgeschäft ernannt. Aber noch immer ist der Höhepunkt nicht erreicht, denn Gott hat noch die gleiche Macht wie er. Erst wenn sich alle Macht der Welt einzig und allein in seiner Person konzentriert, ist keine weitere Steigerung mehr möglich, und so sagt er denn auch tatsächlich: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden".[1])

[1]) Matth. XXVIII, 18.

Weder Raum noch Zeit können seiner Macht und Größe Grenzen ziehen. Er ist von aller Ewigkeit aus gewesen und wird sein „bis an der Welt Ende“. Er ist der Herr und Herrscher über Himmel und Erde, und alles, was war, was ist, was sein wird, ist ihm untertan. Er ist der Gott der Welt.

Kein Lehrbuch für Geisteskrankheiten könnte eine typischere Beschreibung eines sich allmählich entwickelnden und sich bis ins unendliche steigernden Größenwahns liefern, als sie in dem Leben Jesu Christi gegeben ist.

Daß Jesus nicht nur Wahnideen, sondern auch Sinnestäuschungen hatte, d. h. daß er die Phantasiegebilde seines kranken Gehirns auch „sah“ und „hörte“, dafür liefern die Evangelien ebenfalls reichliche Beweise.

Gleich als Jesus die Bühne betritt, um seine Rolle im größten und tragischsten aller Dramen zu spielen, wird er uns mit Gesichts- und Gehörshallucinationen vorgestellt:

„Und alsobald stieg er aus dem Wasser, und sahe, daß sich der Himmel auftat, und den Geist gleichwie eine Taube herabkommen auf ihn. Und da geschahe eine Stimme vom Himmel: Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“[1])

Während der vierzig Tage in der Wüste muß er kontinuierlich halluciniert haben. Sein Aufenthalt dort kann nur durch Hallucinationen bedingt sein. Schon „der Geist“, der ihn dort „hintrieb“, war das Produkt einer Hallucination. Die häufigen, immer wiederkehrenden Aeußerungen, daß er dies oder jenes vom Vater gehört oder gesehen habe, beziehen sich offenbar auf vorangegangene Gehörshallucinationen. Als Beispiel hierfür mögen Stellen dienen wie diese:

„Was ich von ihm gehört habe, das rede ich vor der Welt“.[2])

„Wie mich mein Vater gelehret hat, so rede ich“.[3])

„Ich rede, was ich von meinem Vater gesehen habe“.

---

[1]) Mark. I. 10—11.
[2]) Joh. VIII, 26.
[3]) Joh. VIII, 28.

„— — der ich euch die Wahrheit gesagt habe, die ich von Gott gehöret habe“.[1])

Ebenfalls auf Sinnestäuschungen beruht zweifellos die Geschichte „Christi Verklärung“, derzufolge Jesus sich mit dreien seiner Jünger, Petrus, Jacobus und Johannes, auf einen hohen Berg begab, wo ihm Elias und Moses erschienen, und wo er wiederum „eine Stimme aus einer Wolke“ vernahm, die da sprach: „Dies ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören“.[2])

Der Erscheinung von Engeln und Teufeln wird mehrfach Erwähnung getan.

Eine gleichfalls in das Gebiet der Sinnestäuschungen gehörige Erscheinung bilden die sogenannten Illusionen. Hier handelt es sich nicht, wie bei der Hallucination, um eine Sinneswahrnehmung, der keinerlei Reiz in der Außenwelt zugrundeliegt, sondern um eine krankhafte Deutung und Auffassung eines tatsächlich gehörten oder gesehenen Vorganges. Paranoiker z. B. glauben häufig, in den Stimmen, die aus Nachbarswohnungen zu ihnen dringen, Schimpfnamen oder Drohungen zu erkennen. Aber nicht nur wirkliche menschliche Stimmen, sondern irgend ein Geräusch, wie das Gerassel der Wagen, Zwitschern von Vögeln und dergl. mag von ihnen als feindliche Drohworte gehört werden.

Ein typisches Beispiel einer solchen Illusion wird von Jesus erwähnt, als ihm auf sein Gesuch: „Vater, verkläre deinen Namen“ als Antwort eine Stimme vom Himmel ertönte: „Ich habe ihn verkläret, und will ihn abermals verklären“. Es wird ausdrücklich dabei bemerkt, daß das dabeistehende Volk sagte: „Es donnerte“.[3])

Offenbar fand hier ein Gewitter statt, und es handelte sich bei Jesus um eine krankhafte Interpretation des Donners, um eine Illusion.

Sein krankhafter Geisteszustand zeigte sich fast in jeder seiner Handlungen. Schon in der Ernennung von zwölf

---

[1]) Joh. VIII, 38—40.
[2]) Matth. XVII, Mark. IX, Luk. IX.
[3]) Joh. XII, 28—29.

Männern zu seinen Aposteln zeigte sich sein Größenwahn. Aber was für zwölf Männer waren dies? Ignorante Fischersknechte, Individuen aus der untersten Schicht des Volkes, Leute, die nicht die geringste Spur von Erziehung und Bildung besaßen.

Daß Männer solcher Art, ja die große Menge des Pöbels vor seinen „Wundertaten“ erstaunte und in ihm den Messias, den Sohn Gottes, erblickte, daß hingegen der gebildete Teil des Volkes, insbesondere die „Schriftgelehrten“, die Priester und sonstigen Machthaber, seine Tiraden für Blasphemie hielten und in ihm einen gefährlichen Volksaufwiegeler sahen, ist ganz natürlich und würde wahrscheinlich heute gerade so sein. Aber wie naiv, wie typisch für seinen Geisteszustand beurteilte er diesen Umstand. „Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen, und hast es geoffenbart den Unmündigen. Ja, Vater, also war es wohlgefällig vor dir“.[1])

Zu seinen Jüngern sagt er: „Sehet, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Scorpionen und über alle Gewalt des Feindes, und nichts wird euch beschädigen“.[2])

Und dieser Feind der Schlangen und Scorpionen ist der Gott der Menschheit!

Als Petrus ihn mahnt, daß sie den „Zinsgroschen“ zahlen müßten, schickt er ihn an das Meer, um einen Fisch zu fangen. In dessen Munde werde er einen „Stater“ finden, den er für ihn und sich selber als Zins zahlen solle.

Als seine Jünger ihn fragten, ob ein Blinder, den er geheilt hatte, blind gewesen sei wegen seiner eigenen Sünden oder deren der Eltern, antwortete er: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern, daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm“.[3]) Also der Mann war blind zu dem Zweck, daß er seine Werke an ihm zeigen konnte. Wie typisch paranoisch ist das!

Als ihn einst hungerte und er sich Früchte von einem

---

[1]) Luk. X, 21.
[2]) Luk. X, 19.
[3]) Joh. IX, 3.

am Wege stehenden Feigenbaum pflücken wollte, sah er, daß der Baum wohl Blätter, aber keine Früchte hatte, „denn es war noch nicht Zeit, daß Feigen sein sollten". Da fluchte er dem Feigenbaum und sprach: „Nun esse von dir niemand keine Früchte ewiglich".[1]) Sieht jemand, der einem Baume flucht, weil er keine Früchte trägt, seinen Hunger zu stillen, mehr aus wie ein Gott oder wie ein Paranoiker?

Wie absurd und lächerlich muß sich die Scene ausgenommen haben, als er, einer Stelle des Propheten Sacharias[2]) folgend, auf einem Esel ohne Zaum und Sattel, nur mit einem schäbigen Mantel bekleidet, als „König" seinen feierlichen Einzug in Jerusalem hielt. Von dem niedrigsten Pöbel umringt, von dem Jauchzen der Masse und den Zurufen: „Es lebe der König" begleitet, ritt er stolz wie ein Welteneroberer in die Hauptstadt des Reiches. Was sollten die Leute von ihm denken? Was würde man heute von jemandem glauben, der in die Hauptstadt eines Landes auf einem Esel, vom Pöbel umringt, als „König" einritte? Unter allen Umständen würde man ihn zunächst einsperren. Es lag kein Grund vor, warum man sich ihm gegenüber damals anders verhalten sollte, als man dies heute tun würde. Er wäre auch wohl sofort arretiert worden, wenn man nicht den Pöbel gefürchtet hätte; und eine Polizei, wie die unsrige, hat es in Jerusalem wohl kaum gegeben.

Eine Erscheinung, die mit Jesus so eng verknüpft ist, daß man sich ihn ohne dieselbe überhaupt nicht denken kann, und die den hauptsächlichsten Faktor des enormen Erfolges darstellt, den er beim Pöbel hatte, bilden die sogenannten „Wunder", die wir nunmehr einer näheren Betrachtung zu unterwerfen haben.

Von den „Wundern", die Jesus vollbracht hat, sind es in erster Linie die vielen „Heilungen" von Krankheiten und körperlichen Gebrechen, die ihn mit dem Nimbus des Uebernatürlichen, des Göttlichen, umgaben. Sobald sich der Ruf seiner ersten Heilerfolge verbreitet hatte, strömten die

---

[1]) Mark. XI, 13—14. Matth. XXI, 19.
[2]) Sach. IX, 9.

Menschen von allen Seiten des Landes zu ihm, um Linderung und Genesung von ihren Leiden zu empfangen. Je größer sein Ruf wurde, d. h. je mehr die Menschen an seine Macht glaubten, um so wunderbarer wurden seine Erfolge. „Die Stummen redeten, die Krüppel waren gesund, die Lahmen gingen, die Blinden sahen“.[1])

Behufs richtiger Beurteilung dieser „wunderbaren Kuren“, die den Pöbel mehr in Erstaunen setzten als irgend etwas Anderes, müssen wir für einige Momente von unserem Thema abschweifen und versuchen, in aller Kürze den psychischen Mechanismus zu beschreiben und die Naturgesetze klarzustellen, welche jenen bis auf den heutigen Tag erhaltenen „Wunderkuren“ zugrunde liegen.

Im normalen menschlichen Gehirn wird durch jeden von der Außenwelt kommenden und durch die Sinnesorgane wahrgenommenen Vorgang eine ihm entsprechende Vorstellung erzeugt. Wenn ich zum Beispiel an das Fenster trete, und es spiegelt sich auf meiner Retina das Bild herabströmenden Wassers ab, so wird in meinem Gehirn die Vorstellung erzeugt: „Es regnet“. Dringt an mein Ohr das Getöse des rollenden Donners, so empfange ich dadurch die Vorstellung eines statthabenden Gewitters. Wird mein Geruchsorgan durch den erquickenden Duft von Blumen und Blüten gereizt, so entsteht in meinem Gehirn eine diesbezügliche Vorstellung. Dasselbe gilt vom Gefühlssinn. Werde ich von jemandem mit einer Nadel gestochen, so erzeugt der dadurch verursachte Schmerz die Vorstellung des Stechens.

Der Prozeß, der zwischen dem äußeren Reiz und der fertig producierten Vorstellung liegt, ist natürlich ein äußerst complicierter, auf dessen detaillierten Mechanismus hier nicht näher eingegangen werden kann, da derartige psychologische Analysen nicht im Bereiche unserer gegenwärtigen Aufgabe liegen. Worauf es uns für unseren vorliegenden Zweck allein ankommt, ist die Tatsache, daß der äußere Reiz das primäre, die Ursache, bildet, und daß die Vorstellung lediglich eine Folgeerscheinung darstellt. Der Nadelstich, respektive der Schmerz, erzeugt die Vorstellung des Stechens.

---

[1]) Matth. XV, 31.

Unter gewissen anormalen Verhältnissen kann dieser Vorgang, wie er hier geschildert wurde, direkt auf den Kopf gestellt werden. D. h. die Kette der einzelnen psychischen Faktoren vollzieht sich in umgekehrter Reihenfolge. Was unter normalen Verhältnissen die Folge ist, wird hier zur Ursache und vice versa. Anstatt daß der äußere Reiz die Vorstellung erzeugte, wird letztere zur Ursache einer in die Peripherie übertragenen Empfindung.

Wie jedes psychopathische Symptom sein Analogon im Bereiche des Normalen hat, so finden wir auch den vorliegenden Prozeß in seiner mildesten Form beim normalen Durchschnittsmenschen. Es ist sicherlich schon vielen Leuten passiert, daß sie bei der Schilderung von Ungeziefer „ein Jucken am ganzen Körper“ verspürten, oder daß sie durch die Beschreibung oder den Anblick einer Augenoperation einen Schmerz in dem eigenen Auge empfanden. Hier haben wir also eine peripherische Empfindung, erzeugt durch eine Vorstellung — also den umgekehrten Prozeß des Normalen.

Diese Umkehrung eines normalen psychischen Prozesses bezeichnet man als Suggestion. Unter Suggestion versteht man mithin die Erzeugung von Empfindungen oder Wahrnehmungen auf irgend einem Sinnesgebiete durch Vorstellungen, anstatt — wie in der Norm — durch peripherische Reize.

Geht dieser Umkehrungsprozeß so weit, daß man einem Individuum alles Mögliche — Hörbares und Sehbares — suggerieren kann, wird z. B. die Stimme eines Menschen wirklich von jemandem gehört, weil ich in ihm die Vorstellung dieser Stimme erzeugt habe, indem ich ihm sagte: „Horch, so und so spricht zu dir“, so gehört dies natürlich nicht mehr in das Bereich des Normalen, sondern wird zum Krankheitssymptom.

Den psychischen Zustand eines Individuums, der diese Umkehrung eines normalen Prozesses, die Suggestion, ermöglicht, bezeichnet man als Suggestibilität. Es ist daher ohne weiteres ersichtlich, daß, je größer die Suggestibilität eines Individuums ist, sich dasselbe um so entfernter von der geistigen Norm befindet. Man kann daher den Satz auf-

stellen: der Grad der Suggestibilität steht im umgekehrten Verhältnis zur geistigen Gesundheit.

Wie man einer suggestiblen Person die Empfindung eines körperlichen Schmerzes — sagen wir z. B. Brennen mit einem glühenden Eisen — suggerieren kann, ohne daß ein dementsprechender Reiz stattfände, so können wir gleichfalls eine negative Vorstellung erwecken und dadurch die Empfindung eines tatsächlich statthabenden Reizes beseitigen. Man kann beispielsweise suggerieren: „Du fühlst nichts an deiner linken Hand, dieselbe ist gänzlich gefühllos". Gleichzeitig ausgeführte tiefe Nadelstiche werden dann in der Tat nicht gefühlt, falls die Suggestibilität des betreffenden Individuums von genügender Intensität ist.

Die Vorstellungen, die den Ausgangspunkt derartiger Suggestionsvorgänge bilden, können entweder, wie in den angeführten Fällen, von außen, d. h. durch Zuspruch anderer, erzeugt werden, oder es können dieselben durch eigenes Tun der betreffenden Person entstehen, in welch letzterem Falle man von einer Autosuggestion spricht.

Es gibt eine große Gruppe von Krankheitssymptomen, welche auf diese Weise d. h. durch selbst geschaffene Vorstellungen, oder also auf autosuggestivem Wege, entstanden sind. Hierher gehören alle hysterischen Lähmungen, Empfindungsanomalien, Blindheit, Taubheit, Stummheit und dergleichen mehr. In diesen Fällen sind also die Krankheitssymptome nicht durch wirkliche Veränderungen in dem betreffenden Körperteil entstanden, sondern es handelt sich um Erscheinungen, die durch Vorstellungen bedingt sind, für die eine wirkliche peripherische Ursache nicht vorhanden ist.

Um derartige Fälle zu „heilen", muß die dem Krankheitssymptom zugrunde liegende Vorstellung beseitigt werden. Die Behandlung muß daher eine rein psychische sein. Wie man dabei zu Werke gehen will, hängt sowohl von der Individualität des Kranken als auch von der des Arztes ab. Um eine Vorstellung in einem Kranken zu erzeugen, oder, was dasselbe besagen will, um eine solche zu beseitigen, ist es vor allem erforderlich, das absolute Vertrauen des Kranken zu erwerben; der Kranke muß an die ihn heilende

Prozedur glauben. Es muß ein ungewöhnlich starker Einfluß auf den Denkprozeß des Kranken ausgeübt werden, und — es liegt dies in der menschlichen Natur — in vielen Fällen ist nur etwas Ungewöhnliches, etwas von dem Alltäglichen Verschiedenes, etwas Mystisches imstande, diese erforderliche Wirkung auf den Kranken auszuüben.

Hierauf beruht die Tatsache, die so alt ist wie die Tradition des Menschengeschlechts, und die sich heute täglich vor unseren Augen abspielt, daß in einer großen Anzahl derartiger Krankheitsfälle die absurdesten Heilprozeduren die wunderbarsten Erfolge aufzuweisen haben. Ja, je mystischer, je obscurer das Heilverfahren ist, um so überraschender ist häufig der Erfolg.

Unter welcher Gestalt sich das Heilverfahren zu den verschiedenen Zeiten der Geschichte und bei den verschiedenen Völkern der Suggestion als Mittel bediente, läßt sich natürlich hier nicht in Kürze wiedergeben. Tausenderlei Formen gab es, die immer wieder aufs Neue durch ihre Wunderkuren die Menge in Erstaunen setzten, die aber sämtlich auf demselben Princip beruhten. Die manigfachen Opfer auf den Altären der alten Völker, die vielerlei „heidnischen“ Gebräuche zur Heilung von Krankheiten, die „Beschwörungen“ des abergläubischen Volkes im Mittelalter, all die tausende von Quacksalbereien — alles dies sind Heilverfahren, deren „wunderbare Erfolge“ auf diesem Phänomen der Suggestion basieren. Immer ist es derselbe Popanz, der uns in einem neuen Gewande begegnet. Denn das ist die Hauptsache! Das Gewand muß ständig gewechselt werden. Das Volk muß stets durch irgend einen neuen Unsinn betört werden, sobald der alte abgenutzt ist. In der neueren Zeit war es der Magnetismus, der Spiritismus und dann der Hypnotismus, der einer nach dem andern seine Wunder vollbrachte.

Gegenwärtig ist in Amerika an Stelle der bereits abgenutzten — ismusse ein neuer „Fad“ getreten, dessen Wunderkuren alles bisher Dagewesene übertreffen sollen. „Christian science“ nennt sich das neue Gewand, in welchem dies Mal die Suggestion ihre Triumphe feiert. Wie dies ja nicht Wunder nehmen kann, verdankt dieser neue Hokus-Pokus

seinen Ursprung einem Frauenzimmer, das von ihren eigenen Kindern officiell — finanzieller Gründe halber — für geisteskrank erklärt wurde. Der Unsinn dieser „christlichen Wissenschaft“ übersteigt alle Grenzen. Ihr zufolge gibt es überhaupt keine Krankheiten. Alles Ungemach des Lebens läßt sich durch den Glauben beseitigen. Schmerzen gibt es nicht für den, der glaubt. Selbst der Tod wagt sich nicht heran an den, der da glaubt. Ein junges Mädchen, dem man das Prädikat „intelligent“ im Allgemeinen nicht versagen könnte, sagte allen Ernstes, daß eine Jungfer sehr wohl gebären könne, ohne männlichen Umgang gehabt zu haben, wenn sie nur rein genug ist und genügend fest im Glauben.

Und dieser Unsinn, von dem man denken sollte, daß er jedem gebildeten Menschen als solcher klar sei, hat sich über Amerika wie eine Epidemie verbreitet. In der Stadt New-York gibt es nicht nur einen Tempel, sondern eine ganze Anzahl von Marmorpalästen, die Millionen von Dollars kosten, in denen die Anhänger der „Christian science“ ihre feierlichen Zusammenkünfte halten.

Das Wunderbare dabei ist, daß es hier nicht gerade der Pöbel ist, der seinen Verstand verloren zu haben scheint, sondern gerade die sogenannten „Gebildeten“ es sind, die von nichts anderem reden, als von den Wundern der „Christian science“. Am allererstaunlichsten aber ist die Tatsache, daß zu den eifrigsten Christian science-Jüngern die Juden gehören. Zu Scharen strömen sie in die Kirche der „scientists“, oder lassen die „healers“ zu sich kommen, um sich von ihnen — natürlich für bar Geld — ihre Leiden fortbeten zu lassen. Diejenigen, die aus irgend welchen Gründen nicht in direkte Verbindung mit den „healers“ zu treten vermögen, können auch durch „absent treatment“ geheilt werden, was sogar billiger ist und ebenso gute Erfolge aufweisen soll.

Es sind übrigens nicht nur die oben genannten Fälle von Hysterie, die durch Christian science „kuriert“ werden, denn Krankheiten gibt es ja überhaupt nicht, und es müssen daher alle Gläubigen gesund werden, gleichviel was ihnen fehlt. So kommt es, daß tatsächlich eine große Anzahl von Leuten mit organischen Erkrankungen, Leute die teilweise gelähmt sind oder andere Gebrechen haben, die Vor-

stellung absoluter Gesundheit in sich producieren. Solche Leute spielen, so zu sagen, den „Eingebildeten Gesunden“.

Erst ganz kürzlich kommt eine Dame in meine Sprechstunde, die ich einige Zeit lang verschiedener Nervenstörungen wegen behandelt habe. Abgesehen davon war sie stocktaub. Man mußte aus Leibeskräften brüllen, um sich ihr verständlich zu machen. Sie kommt freudestrahlend zu mir, um mir mitzuteilen, daß Christian science ihr Gehör wiederhergestellt hätte. Sie könne jetzt eine Stecknadel zu Boden fallen hören. Tatsächlich hörte sie nicht ein bischen besser als früher — sie hatte eine Mittelohrsclerose — man mußte genau so brüllen wie vorher, aber — sie bestand darauf, daß sie vollkommen normal hören könne.

Ein Herr, der durch eine beiderseitige Opticusatrophie schon seit Jahren total blind war, sodaß er nicht einmal hell und dunkel unterscheiden konnte, behauptete nach einigen „Christian science treatments“, vollkommen gut sehen zu können. Er beschrieb mir genau alles was er im Zimmer „sah“; Dinge, die teils wirklich vorhanden, teils nicht vorhanden waren.

Wenn man derartige Fälle heute, im Jahre 1910 nach Christi Geburt, täglich zu sehen bekommt, soll man sich dann wundern, daß Jesus seiner Zeit ähnliche Erfolge aufzuweisen hatte? Die Wunderkuren Jesu, die ja den wesentlichsten Teil seiner „Wunder“ bilden, haben tatsächlich für uns gar nichts Wunderbares an sich. Es sind dieselben Wunderkuren, die man von jeher, zu allen Zeiten der Geschichte, nur unter verschiedenem Gewande, immer wieder findet. Ob Jesus' Worte: „Stehe auf und wandle“, ob der Anblick der Rauchsäule eines griechischen Opferaltars, ob die wunderbare Wirkung irgend einer heiligen Quelle, ob die Pilgerfahrt zum „heiligen Rock in Trier“, ob hypnotische Heilversuche, ob Christian science oder ob irgend ein anderes Suggestionsmittel eine sogenannte Heilung erzeugte — bleibt sich vollkommen gleich. Das eine ist nicht wunderbarer als das andere; wir haben es immer wieder mit demselben Phänomen zu tun — mit der Suggestion.

Jesus war natürlich selber davon vollkommen überzeugt, daß die Heilung von Krankheiten und Gebrechen

eine Folge der ihm innewohnenden göttlichen Macht war. Die Blinden und Lahmen sowie die Kranken waren nur dazu da, um durch ihre Heilungen „Gottes Sohn zu ehren“.[1]) Es ist geradezu tragisch, wie er Speichel und Erde in die Augen eines Blinden schmiert und selber glaubt ihn dadurch geheilt zu haben.

Darüber, daß es unter den Juden bereits damals eine große Anzahl von Hysterieen gegeben hat, kann nicht der geringste Zweifel bestehen. Viele von den in den Evangelien beschriebenen Fällen sind absolut charakteristisch für diese Affektion. Die vielen Fälle combinierter Stummheit und Blindheit lassen sich überhaupt auf gar keine andere Weise erklären.

Eine Erscheinung, die eine große Rolle bei den Evangelisten spielt, bilden die „Teufel“ und „unsauberen Geister“, um deren „Austreibung“ Jesus sich so verdient gemacht haben soll. Die Schriftsteller aller alten Völker beschreiben solche „Dämonen“, die in den Körper des Menschen dringen, um sie zu plagen und zu quälen.

Josephus schildert die Ansichten seiner Zeitgenossen über diesen Gegenstand derart, daß die Seelen Verstorbener, die besonders große Sünden begangen hatten, dazu verurteilt seien, in den Körper der Lebenden zu dringen, um sie zu quälen und auch zu schlechten Handlungen anzutreiben. Je nach ihren Sünden und ihrem Charakter unterschied man verschiedene Arten dieser Dämonen.

Offenbar waren die von bösen Geistern oder Teufeln Besessenen nichts Anderes als Epileptiker oder auch Hysteroepileptiker, die während ihres Anfalles unartikulierte Laute ausstießen, mitunter auch wohl obscöne Redensarten oder Schimpfnamen ausriefen.

Jesus aber, weit entfernt davon diese Zustände als Krankheit zu erkennen, stand vollkommen auf dem Boden seiner Zeit und war in demselben Aberglauben befangen wie seine Zeitgenossen. Auch er hielt die Epileptiker für von Teufeln Besessene, die er berufen war auszutreiben. Ja, auch er unterschied verschiedene Arten solcher Teufel,

---

[1]) Joh. IX, 1—3, Joh. XI, 4.

deren Austreibung auf verschiedene Weise vorzunehmen war. So sagt er von einem Teufel, den er gerade ausgetrieben hatte: „Aber diese Art fährt nicht aus, denn durch Beten und Fasten“.[1])

Daß Jesus den Aberglauben seiner Zeit teilte und an Dämonen und Teufel glaubte, ist ganz natürlich und hat für uns nichts Wunderbares. Wie aber wollen jene, die auch heute noch Jesus für den „Sohn Gottes“ halten; die ihm glauben, daß er älter sei als die Welt, und daß er „Eins“ sei mit dem „Vater“, wie wollen jene es erklären, daß dieser „Gott“ Leute, die eine gewöhnliche Nervenkrankheit haben, für „Besessene“ hält, deren Teufel er auf besondere Art „austreiben“ müsse?! Kann jemand eine rationelle Antwort auf diese Frage erteilen?

Einen Erklärungsversuch aller übrigen sogenannten „Wunder“ Christi machen zu wollen, hätte wirklich ebensowenig Zweck als Interesse. Was ist der Unterschied, was für ein Vorgang der Erzählung zugrunde liegt, daß Jesus über das Wasser „gegangen“ sein soll? Wer an diese Einzelheiten unerschütterlich „glaubt“, den werden wir ja so wie so nicht überzeugen und für den rationellen Beobachter sind diese Einzelheiten tatsächlich ohne Interesse.

Was kann es uns heute kümmern, was für eine Täuschung der Verwandlung von Wasser in Wein auf der Hochzeit zu Canaan zugrunde lag. Ist der ganze Vorgang an und für sich nicht lächerlich genug? Ist es für den religiös Gläubigen nicht geradezu eine Blasphemie, daß der „Gott der Menschheit“ solche Taschenspielerkünste auf der Hochzeit irgend eines jüdischen Paares zum Besten gegeben haben soll?

Für manche „Wunder“ liegt die Erklärung so offenbar auf der Hand, daß es vielmehr ein „Wunder“ ist, daß der Vorgang zweitausend Jahre lang als ein „Wunder“ angestaunt wurde. Da ist zum Beispiel das Speisen von viertausend Mann, Weiber und Kinder ausgenommen, mit „sieben Broten und wenigen Fischen“, wobei sieben Körbe Ueberreste aufgesammelt wurden.[2])

---

[1]) Matth. XVII, 21.

[2]) Matth. XV, 32—39. Mark. VIII, 6—8.

Der Beschreibung nach ist die Masse des jüdischen Pöbels zu jener Zeit von demselben Schlage gewesen wie etwa die Million russischer Juden, mit denen die Stadt New-York gesegnet ist. Dieselben Eigentümlichkeiten, die wir in der Bibel beschrieben finden, können wir hier täglich an ihnen beobachten. Warum sollten sich auch nicht die mannigfachen Charakterzeichen vererbt haben bei einem Volke, das stets abgeschlossen von der Welt gelebt hat?

Eine jener Eigentümlichkeiten bildet das Mitsichschleppen von allerlei Eßwaren. Wo auch immer man diese Menschen antreffen mag, sie holen etwas aus der Tasche zu essen. In den Straßenbahnen sitzen sie und kauen an Apfelsinen, Bananen und dergleichen. Besonders müssen sie den Kindern stets etwas in den Mund stecken. Die Babies bekommen die Brust, gleichviel wo, in der Straßenbahn oder auf der Straße, und die älteren Kinder haben die beiden Hände und den Mund voll Eßwaren und Speiseüberresten.

Man gehe nur einmal an einem Sonnabend (Chabbis) Nachmittag durch den sonst so schönen Central-Park in New-York. Da sind die Wege und Wiesen bedeckt mit Apfelsinen- und Eierschalen, mit fettigen Papierfetzen und mit allen möglichen Brocken von Speisen.

Nicht „sieben Körbe", nein, siebenzig mal sieben könnte man mit diesen Ueberresten füllen. Es ist mehr als einmal passiert, daß ich Leute aus meiner Klinik gewiesen habe, weil sie sich erdreisteten, mit kauendem Munde, die Kinder mit Eßwaren in beiden Händen und im Munde, zu mir zu kommen, um mich zu konsultieren.

Da soll man nun glauben, daß diese Leute sich auf drei Tage von Hause entfernt hätten, ohne selber an ihre und ihrer Kinder Ernährung zu denken! Man soll glauben, daß sie drei Tage lang den Predigten Jesu zugehört hätten, ohne sich um ihre leiblichen Bedürfnisse zu kümmern! Wie naiv! Einen solchen Enthusiasmus hätte kaum irgend ein Volk an den Tag gelegt, aber am allerwenigsten die Juden.

Wer den jüdischen Pöbel kennt und sich die damalige Situation vergegenwärtigt, der muß im Geiste sehen, wie einer nach dem andern die mitgebrachten Eßwaren aus der Tasche zieht, wie die Mütter den Kindern allerlei Lecker-

bissen in den Mund stopfen, und wie schließlich die große Fläche bedeckt wird mit Ueberresten aller Art.

Daß der Paranoiker Jesus sich dann einbildete, er hätte etwa zehntausend Menschen mit sieben Broten gespeist, und die haufenweisen Ueberreste kämen von seinen sieben Broten her, ist wiederum so charakteristisch für seinen Geisteszustand, wie nur etwas sein kann. Und seine Umgebung? Die „Apostel“? Die biederen Schiffersknechte? Wundert sich jemand darüber, daß diese ignoranten Proletarier ihrem „Meister“ jeden Unsinn glaubten?

Das Wunder aller Wunder ist die Geburt Jesu Christi, dessen Mutter zwar aus Fleisch und Blut bestand, „ein Mensch wie alle“, dessen Vater jedoch der „einzige, ewige Gott“ war, der bis dahin allein die Welt regierte, ohne Weib und Kind, ohne Vater und Mutter, ohne Anfang, ohne Ende.

Ueber das Verhältnis dieser beiden Eltern zu einander, des „einzigen, ewigen Gottes“ und der „Jungfrau(!) Maria“, hat sich die gelehrte — mit Respekt zu melden — Welt seit den letzten zweitausend (sic!) Jahren den weisen Kopf zerbrochen. Die „unbefleckte Empfängnis“ ist zum Gegenstand so vieler „gelehrter“ (ja, ja!) Abhandlungen gemacht worden, daß man mit ihnen den ganzen Fluß Jordan hätte bedecken können. Was ist da nicht für Weisheit verzapft worden! Ach, du lieber Gott! Eine Jungfrau mit einem Sohne — ohne physischen Vater! Und diese „Jungfrau“, ein ganz alltägliches Judenweib, wird seit zweitausend Jahren unter den Titeln „Mutter Gottes“, „Himmelskönigin“, „Heilige Jungfrau“ von der knieenden Menschheit angebetet. Unzählige Kirchen sind ihr erbaut worden — Du lieber Gott! Ist denn die Welt wirklich nur eine große Irrenanstalt?

Es hat andererseits nicht an Cynikern gefehlt, die Jesus schlechthin für ein uneheliches Kind erklärt haben, indem sie in dem väterlichen „Heiligen Geist“ irgend einen römischen Soldaten erblickten. Dies ist, unserer Ansicht nach, ein Unrecht, das man der „Mutter Maria“ zufügt. Wir haben von unserem Standpunkte aus keine Ursache, an der Keuschheit dieser Dame zu zweifeln. Für den, der unsern bisherigen Auseinandersetzungen mit genügender Intelligenz gefolgt ist, um sich von der Paranoia Jesu überzeugen zu lassen, kann

eine rationelle Erklärung der „conceptio immaculata“ keine besonderen Schwierigkeiten bieten.

Den Berichten der Evangelisten zufolge war die Geburt Christi von einer ganzen Reihe mystischer Umstände begleitet. Der Mutter erschien der Engel Gabriel, um ihr zu verkünden, daß sie vom „heiligen Geiste“ schwanger würde. Gabriel hatte sich in derartigen Verkündigungen offenbar geübt, indem er kurz zuvor Zacharias, dem Vater Johannes', Aehnliches verkündet hatte. Dem Gatten Marias, Joseph, werden gleichfalls Belehrungen seitens des Engels zuteil. Unmittelbar nach Jesu Geburt verkündete der Engel einer Schar von Hirten, daß der Heiland geboren sei. Dann kamen die „Weisen vom Morgenlande“ nach Jerusalem, um den neugeborenen „König der Juden“ zu begrüßen. Sie hatten „seinen Stern gesehen im Morgenlande“, und der Stern „ging vor ihnen hin, bis daß er kam und stand oben über, da das Kindlein war“.[1]) Vorher hatten die Weisen sich an Herodes gewandt und ihm von dem neugebornen König erzählt. Dieser „versammelte alle Hohenpriester und Schriftgelehrte unter dem Volke“, um zu erforschen, wo Christus geboren wäre. Später ließ er aus Eifersucht auf den „neugeborenen König“ alle Kinder in Bethlehem umbringen. Joseph war aber auf Befehl des Engels mit Weib und Kind nach Aegypten gegangen, um das Kind zu retten.

Welch eine Kette von „Wundern“, von denen eines immer wunderbarer ist, als das andere! Und wahrlich! Keine geringen Ansprüche an den Glauben! Unbefleckte Empfängnis! Ein die Geburt des Königs der Juden verkündender Stern, der die Weisen vom Morgenlande nach dem Hause Josephs führt! Von dem geschäftigen Engel Gabriel garnicht zu reden! Aber was tut's? Wenn man überhaupt „glaubt“, ohne zu denken, da kommt es auf eine Portion mehr oder weniger nicht an.

Wer jedoch Lust hat zu denken, erwäge zunächst einmal folgende äußerst wichtige Tatsache. Hier haben wir die Geburt Jesu von den unerhörtesten Wundern begleitet. Der Ruf von der Geburt des „Königs der Juden“ dringt bis in

---

[1]) Matth. II, 1—9.

die fernsten Lande. Herodes versammelt seinetwegen die Hohenpriester und Schriftgelehrten des ganzen Landes. Und dann? — Was folgt dann? Dreißig Jahre, ein drittel Jahrhundert, während dessen der „König der Juden“ in der Tischlerwerkstatt seines Vaters arbeitete, ohne daß irgend jemand etwas von ihm gehört hätte, oder daß sich jemand um ihn kümmerte! Liegt die Absurdität dieser Wunder nicht klar auf der Hand? Seine Geburt soll selbst dem Hirtenvolk durch den Engel verkündet sein, sodaß dieselben nicht schnell genug zu dem jungen Könige der Juden eilen konnten, und dann — dreißig Jahre des absoluten Nichts!

Diesen eklatanten Widerspruch befriedigend zu erklären, dürfte wohl recht schwierig sein. Freilich wird man wohl hier einwenden, daß die Evangelisten vieles verschwiegen und nur die wichtigsten Vorgänge aufgezeichnet hätten. Dem gegenüber muß man doch aber einsehen, daß, wenn bei Jesu Geburt Vorgänge stattgehabt hätten, die zu Erzählungen solcher Wunder Anlaß geben konnten, daß dann innerhalb der dreißig Jahre sicherlich Dinge von allergrößter Bedeutung hätten geschehen müssen. Die lange Obscurität Jesu nach diesen wunderbaren Scenen bei seiner Geburt kann unmöglich eine rationelle Erklärung finden.

Dahingegen läßt sich diese Tatsache mit der Theorie, die wir von Jesus gaben, nicht nur sehr gut in Einklang bringen, sondern es paßt dieselbe vollkommen in den Rahmen unserer Beschreibung und liefert einen neuen Beweis für die Richtigkeit unserer Auffassung. Die Erklärung jener „Wunder“, die wir hier folgen lassen, beruht nicht auf einer einfachen Mutmaßung, sondern stellt eine logische Schlußfolgerung dar aus den Verhältnissen, wie sie sich uns darboten. Es ist nicht einfache Mutmaßung, wenn der Psychologe angibt, wie gewisse Personen unter gewissen Umständen handeln würden. Im Gegenteil. Wenn uns der psychische Mechanismus der betreffenden Personen bekannt ist, und wir gleichfalls vertraut sind mit den sich ihnen darbietenden Verhältnissen, so müssen wir ihre Handlungen vorauszusagen in der Lage sein, geradeso wie der Astronom eine Sonnenfinsternis berechnet.

Man rufe sich nur die Entwicklung der Paranoia Jesu

ins Gedächtnis, wie wir sie oben beschrieben haben. Wir haben einen Knaben mit ungewöhnlichen geistigen Anlagen, der jedoch zu psychischen Störungen prädisponiert ist und bei dem sich allmählich Wahnideen formieren. Seine ganze Mußezeit verwendet er auf das Studium der „heiligen" Schriften, deren Lektüre sicherlich zu seiner geistigen Erkrankung beigetragen hat. Als er dreißig Jahre alt war, trat er mit voll ausgebildeter Paranoia zuerst an die Oeffentlichkeit. Sein Vater — nicht etwa der heilige Geist, sondern der Herr Tischlermeister Joseph — war ein Jahr zuvor gestorben. Bis dahin hatte man nichts besonderes von Jesu gehört. Diejenigen, die mit ihm in Berührung gekommen waren, kannten ihn als Sohn der Tischlerfamilie. Dies wird ausdrücklich vom Evangelisten betont; denn als er von seiner göttlichen Abkunft sprach, sagten die Leute: „Ist dieser nicht Jesus, Josephs Sohn, des Vater und Mutter wir kennen? Wie spricht er denn „Ich bin vom Himmel gekommen".[1])

Daraus geht unzweideutig hervor, daß zur Zeit seiner Geburt keinerlei Vorgänge stattgehabt haben können, die zu jenen Wundern Anlaß gaben; denn wenn der Ruf von der Geburt des Messias nach dem Morgenlande gedrungen wäre, und wenn seinethalben Herodes alle Oberpriester und Schriftgelehrte des Landes berufen hätte, dann würden wohl auch seine Freunde etwas davon erfahren haben!

Dahingegen können wir mit voller Sicherheit annehmen, daß zwischen ihm und seinen Jüngern, den Fischersknechten, nicht ein Mal, sondern sehr häufig Unterhaltungen folgender Art stattgefunden haben: Jesus spricht unaufhörlich von seinem „Vater im Himmel", der ihn gesandt habe, der besonderes Wohlgefallen an ihm habe, und dessen einziger Sohn er sei. Selbstverständlich fragten ihn die Apostel, Petrus an der Spitze, wieso er sich Gottes Sohn nenne, da er doch Josephs und Marias Sohn sei. Daß sie diese Frage tatsächlich an ihn richteten und dieses Thema unendlich oft bis in alle Einzelheiten mit ihm besprachen, kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen. Kann man sich überhaupt vor-

[1]) Joh. VI, 42.

stellen, daß diese Frage unterblieben wäre? Wie aber soll nun Jesus auf diese Frage geantwortet haben?

Wer einigermaßen Erfahrung mit Geisteskrankheiten hat, der wird eine große Reihe jugendlicher Paranoiker mit Größenwahn gesehen haben. Wie oft hört man solche Leute sagen: „Ich bin nicht das richtige Kind meiner Eltern. Ich bin ein untergeschobenes Kind. Mein wirklicher Vater war ein Graf — Fürst — König, je nach der Wahnidee! Ich bin dazu berufen, große Taten in der Welt zu vollführen. Ich bin ein direkter Nachkomme dieses oder jenes Königs. Ich werde einst auf dem Throne sitzen und die Völker regieren. Fragt man den Kranken, wieso jene Leute dazu kommen, sich seine Eltern zu nennen, so wird er eine lange Geschichte erzählen, wie er aus diesem oder jenem Grunde seinen wahren Eltern entführt wurde, wie jene Leute ihn adoptiert hätten, um später an seinem Ruhme Anteil zu nehmen und dergl. mehr. Genau ein solcher Fall war Jesus. Auf die Frage, ob er nicht Josephs und Marias Sohn sei, antwortete er offenbar, daß nicht Joseph, sondern Gott der Herr sein Vater sei, und daß die „Jungfrau“ Maria ihn geboren hätte, wie es vom Propheten Jesaia vorausgesagt sei.

Es ist eine der wesentlichen Eigenheiten der Paranoiker, alle möglichen Dinge, die sie sehen oder die sie lesen, auf sich zu beziehen. Irgend ein Zeitungsartikel, eine Erzählung, ein Buch, das ihnen zufällig in die Hände fällt, ist auf sie gemünzt; sie sind „damit gemeint“ etc. In solcher echt paranoischen Weise bezog Jesus all die Weissagungen der Propheten auf sich. Er war mit dem Könige gemeint, der über die Welt herrschen würde. Er ist der Erlöser des Volkes, von dem bei allen Propheten die Rede ist. Er war das Kind, von dem Jesaia sagte: „Siehe, eine Jungfrau ist schwanger, und wird einen Sohn gebären, den wird sie heißen Immanuel“.[1])

Es ist zweifellos Jesus selber, der in den Zwiegesprächen mit seinen Jüngern zum Urheber von der Sage jener mystischen Vorgänge wurde, die seine Geburt begleitet haben sollen. Offenbar hatte er in späteren Jahren von dem Kometen gehört, der zur Zeit seiner Geburt beobachtet wurde, und

---

[1]) Jes. VII, 14.

wie alles andere, so bezog er auch ihn auf seine Person, und producierte in seinem Wahn die Geschichte von den Weisen des Morgenlandes. Desgleichen bezog er in echt paranoischer Weise die Begebenheit von dem Kindermorde zu Bethlehem auf sich selber.

Angesichts der Wichtigkeit dieses Gegenstandes können wir nicht umhin, nochmals zu betonen, daß es nicht eine einfache Mutmaßung ist, die uns in Jesus den Urheber jener seine Geburt begleitenden mystischen Begebenheiten erblicken läßt. Nein, es ist gar nicht anders denkbar, als daß er jene Sage betreffs seiner Herkunft, d. h. der unbefleckten Empfängnis, sowie die übrigen Begebenheiten selber producierte, nachdem er einmal von dem Größenwahn durchdrungen war, „Gottes Sohn" zu sein.

Einer jener eklatanten Widersprüche, der so recht charakteristisch ist für seine Paranoia, zeigt sich in dem „väterlichen Stammbaum". Ungeachtet der Tatsache, daß Gott sein Vater ist und nicht der Tischlermeister Joseph, mit dem er also jede Verwandtschaft leugnet, führt er doch seinen Stammbaum durch diesen Tischlermeister auf König David zurück, um seine Herkunft von diesem Könige nachzuweisen! Ja, der Stammbaum wird sogar bis auf Abraham zurückgeführt mit einer erstaunlichen architektonischen Symmetrie. „Von Abraham bis auf David sind vierzehn Glieder. Von David bis auf die babylonische Gefangenschaft sind vierzehn Glieder. Von der babylonischen Gefangenschaft bis auf Christum sind vierzehn Glieder".[1]) D. h. bis auf Joseph sind es dreizehn und Jesus ist der vierzehnte. Wo bleibt da mit einem Male die „unbefleckte Empfängnis", wenn Jesus auf diese Weise seine Abstammung von König David nachweist? Was geht uns denn der Stammbaum Josephs an, wenn er nicht Jesu Vater ist? Der biedere Tischlermeister hat sicherlich nicht geahnt, daß man ihn zum direkten Nachkommen König Davids und Papa Abrahams machen würde. Aber in der Paranoia geht alles. Und wenn man mal anfängt zu „glauben", dann gibt es auch da keine Grenze.

---

[1]) Matth. I, 17.

Daß die Freunde Jesu von seiner „göttlichen“ Abstammung und all den wunderbaren Begebenheiten bei seiner Geburt nichts gehört hatten, wurde bereits oben erwähnt. Denn die Freunde riefen erstaunt aus: „Ist dieser nicht Jesus, Josephs Sohn, des Vater und Mutter wir kennen?“ Aber selbst seine eigene Mutter weiß von der „unbefleckten Empfängnis“ nichts und gibt ihrem Erstaunen Ausdruck, da er als Knabe den Tempel „seines Vaters Haus“ nennt.

Für den, der sich nicht gewaltsam der Wahrheit verschließen will, kann es nunmehr keinem Zweifel unterliegen, daß Jesus Christus ein Paranoiker war. Er stellt einen so typischen Fall dieser Krankheit dar, wie man sich ihn nur denken kann. Sämtliche Symptome sind im vollsten Maße vertreten, und sowohl die Entwicklung, als auch der Verlauf dieses Falles entsprechen in jeder Weise dem Krankheitsbilde, das die moderne Psychiatrie, gestützt auf langjährige klinische Erfahrungen, von dieser eigenartigen psychischen Affektion entworfen hat.

Der Zweck der obigen Auseinandersetzungen liegt keineswegs in der Absicht, gewisse Ideale zu zerstören, sondern es ist einzig und allein die Klarstellung der Wahrheit, die hier angestrebt wurde. Die vielen mystischen Vorgänge, um die es sich hier handelt, und die eine so ungeheure Bedeutung für die Welt gewonnen haben, sind auf keine andere Weise befriedigend zu erklären, und diese wahrheitsgemäße Erklärung, die Klarstellung der bedeutendsten historischen Ereignisse bildeten den alleinigen Zweck dieser Auseinandersetzungen.

2. Die Beziehungen Jesu Christi zu seinen Zeitgenossen.

Die Erkenntnis, zu der wir im vorigen Kapitel gelangt sind, darf uns nicht beeinflussen bei der Beurteilung der geschichtlichen Ereignisse, die sich aus der Geisteskrankheit Christi entwickelten. Die einfache Tatsache, daß jemand geisteskrank ist, berechtigt uns keineswegs, seine Handlungen und die sich aus ihnen ergebenden Verhältnisse zu verurteilen. Es kann jemand ein Paranoiker sein und doch dabei Großes leisten, und wir werden daher die Taten und Werke Jesu Christi ganz objektiv, unabhängig von seiner Person, zu beurteilen haben. Die einfache Tatsache, daß jemand ein Paranoiker ist, oder daß selbst ein Werk die Folge einer Paranoia bildet, darf uns bei der Beurteilung desselben nicht beeinflussen. Die Perle ist das Produkt eines Krankheitsprozesses in der Muschel, und ist sie darum weniger schön? Wir sind zwar weit davon entfernt, jene unsinnige Ansicht zu teilen, daß ein Genie geisteskrank sein müsse; aber es kann jemand ein Genie sein trotz einer gleichzeitig bestehenden Geisteskrankheit. Jean Jacques Rousseau war ein Paranoiker. Er war nicht geisteskrank weil — sondern trotzdem er ein Genie war. Ebenso gibt es Maler und Musiker, die trotz geistiger Abnormität Großes leisten.

Durch Jesu Geisteskrankheit haben wir die bis dahin unerklärt gebliebenen Phänomene auf ihre wahre Grundlage zurückgeführt. Nunmehr werden wir in strikt objekti-

ver Weise zu prüfen haben, welcher Art die Lehren Christi waren, die er dem Volke zuteil werden ließ. Wie bei der Beurteilung aller übrigen psychischen Faktoren, so werden wir uns auch hier strikt an die Berichte der Evangelisten halten. Denn es sind nicht die mannigfachen im Laufe der Jahrhunderte entstandenen und unter der Flagge „Christentum“ segelnden Lehren, die uns vor der Hand interessieren, sondern wir haben uns für unsere psychologischen und historischen Studien lediglich an die direkten Aussprüche Christi zu halten, deren einzige Uebermittelung die Evangelisten bilden.

In der Regel verbindet man mit der Person Christi die allergrößte Menschenliebe, die höchste Hingabe für andere, die Selbstlosigkeit in ihrer höchsten Potenz. Der Grund hierfür liegt erstens in der von ihm selber herrührenden Idee, daß er die Sünden der Welt auf sich genommen habe, indem er sein Leben für die ganze Menschheit geopfert hätte, und in seiner Lehre von der Liebe zum Nächsten, die sich auch auf die Feinde erstrecken und mithin keine Grenze haben soll. Was den ersteren Punkt anbelangt, so bedarf es wohl kaum der Versicherung, daß Christus weder freiwillig gestorben ist, noch die Sünden der Menschheit auf sich nehmen konnte (!). Es beruht dies auf einer seiner vielen paranoischen Wahnideen, auf die wir hier nicht nochmals zurückkommen wollen. Wie aber verhält es sich mit der Lehre der Nächstenliebe, auf die das Christentum so stolz ist?

Jede Lehre, die darauf hingerichtet ist, seinen Mitmenschen zu nützen, die persönlichen Interessen der Allgemeinheit unterzuordnen und seinen Lebenszweck darin zu erblicken, für andere zu wirken und zu streben, kann nur den Beifall jedes gebildeten Menschen für sich haben. Es ist dies der Kernpunkt und die Triebfeder jedes gesitteten Gemeinwesens, jeder wahren Civilisation. Wenn die Lehre Christi dazu beigetragen hätte, dieses Princip zu fördern, so wäre die Welt ihm zu ewigem Danke verpflichtet, gleichviel ob Paranoiker oder nicht.

Ein gewisses Prinzip des Altruismus hat allen Kulturvölkern des Altertums als Ideal vorgeschwebt. Die Pflichten, die der Grieche dem Vaterlande schuldete, galten ihm weit

mehr als alle persönlichen Interessen. „Dulce et decorum est pro patria mori“ [1]) singt der Dichter, indem er das Gefühl seines Volkes wiedergibt. Auch bei den Juden lautete eines ihrer Hauptgesetze: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“.[2])

Was hat nun Christus getan, um dieses Princip zu fördern? In seiner Bergpredigt [3]) spricht er freilich viel von der Nächstenliebe, aber seine Uebertreibung zieht die Sache fast ins Lächerliche. Daß man gegen seine Feinde gerecht sein und dieselben menschlich behandeln soll, ist sicherlich eine lobenswerte Ermahnung. So heißt es auch im jüdischen Gesetz: „Du sollst nicht rachgierig sein“.[4]) Wenn man aber die Sache so übertreibt, daß man dem Volke lehrt, jemandem, der einem auf die rechte Backe schlägt, auch die linke darzubieten, dann zieht man die so wichtige Lehre nicht nur in das Lächerliche, sondern wird zum Urheber verächtlicher Principien. Einem Dieb, der einem den Rock nimmt, „auch den Mantel“ zu geben, ist absurd. Dem Volke zu lehren, daß jemand, der zu seinem Bruder sagt: „Du Narr!“ „des höllischen Feuers schuldig“ sein soll, ist reinster Blödsinn.

Nichtsdestoweniger würden wir diese maßlosen Uebertreibungen und Excentricitäten ruhig mit in den Kauf nehmen, wenn seine Lehre einen gesunden Kern hätte, welcher der Menschheit einen wirklichen Nutzen brächte. Es wäre ja möglich, daß Jesus, trotz seiner Paranoia, neue ethische Principien oder nutzbringende sociale Einrichtungen gelehrt hätte. Aber — wo sind solche Lehren, worin besteht seine Ethik? Was sagt er dem Volke, daß es tun solle?

Aus allen seinen Reden und Lehren klingt immer nur die eine Forderung heraus: „Ihr müßt mich verehren, denn ich bin euer Gott!“ Alles Uebrige ist ihm vollkommen gleichgültig. Wie die Leute leben, was sie tun und treiben; ob sie

---

[1]) Horatius Od. III, 2, 13.
[2]) 3. Mos. XIX, 18.
[3]) Matth. V—VII.
[4]) 3. Mos. XIX, 18.

arbeiten oder nicht — alles dies ist gleichgültig, nur müssen sie an ihn glauben. Ja, er geht so weit, daß er ihnen die rechtschaffene Arbeit und die Sorge um die Zukunft — also die notwendigsten, fundamentalen Bedingungen jedes geordneten Gemeinwesens — direkt verbietet. „Sorget nicht für euer Leben was ihr essen und trinken werdet: auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. — Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nähret sie doch. — Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allem trachten die Heiden“.[1]) Was für eine perniciöse Lehre ist dies! Was für ein Gemeinwesen würde es sein, wo solche Principien Verwirklichung fänden! Ein Rückschritt zum Urzustand der Menschen! Die Negierung aller Civilisation!

Wieder und immer wieder versichert er dem Volke, daß alles was nötig sei „um selig zu werden“ im Leben der Glaube an ihn sei. „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden“.[2])

Während also einerseits die höchste Seligkeit allein durch den Glauben an ihn erlangt wird, gleichviel einen wie schlechten Lebenswandel ein Mensch im Uebrigen geführt hat, so wird der Unglaube ihm gegenüber mit „ewiger Verdammnis“ bestraft, selbst wenn der Betreffende ein musterhafter Mensch gewesen ist. „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater“.[3])

„Wer der Kleinen Einen ärgert, die an mich glauben, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein an seinen Hals gehänget würde und in das Meer geworfen würde“.[4])

Das ist freilich sehr edel! Sehr „christlich“!! Wo bleiben denn hier die schönen Lehren der Nächstenliebe, der

---

[1]) Matth. VI, 25—32. Luk. XII, 22—30.
[2]) Mark. XVI, 16.
[3]) Matth. X, 32, 33.
[4]) Mark. IX, 42.

Liebe zum Feinde? Wie verträgt sich dies mit dem Gebot, daß man jemandem, der einem einen Backenstreich versetzt, die andere Backe hinhalten solle? Ah! Es ist leicht genug zu predigen, aber wie verhält es sich mit den eigenen Taten? Jesus sagt zwar von den Pharisäern: „Richtet euch nach ihren Worten, aber nicht nach ihren Taten".[1]) Genau dasselbe kann man aber von ihm sagen. Niemand ist intoleranter seinen Gegnern gegenüber, als er. Nicht nur seine „Feinde", sondern jeden, der ihm nicht all seine Excentricitäten glaubt, will er mit „ewiger Verdammnis" gestraft wissen und ihn mit einem Mühlstein um den Hals ins Wasser werfen.

Alle jene Städte, in denen er nicht als „König" und „Messias" gefeiert wurde, verflucht er in Bausch und Bogen. „Wehe dir Choradzin! Wehe dir Bethsaida! Es wird Tyro und Sidon erträglicher ergehen am jüngsten Gericht, denn euch. Und du' Kapernaum, — du wirst bis in die Hölle hinunter gestoßen werden. — Es wird der Sodomer Lande erträglicher ergehen am jüngsten Gericht, denn dir".[2])

Vergeblich sehen wir uns hier nach der „christlichen Liebe" um, die dem Feinde nur Gutes tut. Oder gelten seine Lehren für alle Leute, nur nicht für ihn?

Wie er einerseits jeden verflucht und zu ewiger Verdammnis in der Hölle verurteilt, der nicht an ihn glaubt, so verspricht er andererseits jedem das „Paradies" und das „ewige Leben im Himmelreich", der an ihn glaubt, selbst wenn dies nur im letzten Augenblick des Lebens eines Verbrechers geschieht. So verspricht er dem einen der Mörder, die mit ihm zusammen gekreuzigt waren, daß er noch „heute mit ihm im Paradiese" sein würde, nur weil jener ihn bat, „seiner zu gedenken", wenn er in „sein Reich" käme".[3])

In blindem „Glauben" besteht also seine ganze Ethik. Wer blindlings „glaubt" und betet, kann alles erreichen wonach er strebt. Weder Klugheit noch Fleiß gereichen dem Menschen zum Nutzen, sondern einzig und allein der „Glaube", der alles vermag. „So ihr Glauben habt, und

---

[1]) Matth. XXIII, 3.
[2]) Matth. XI, 21—24.
[3]) Luk. XXIII, 42, 43.

nicht zweifelt, so werdet ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich auf und wirf dich ins Meer! so wird es geschehen. Und alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, so werdet ihr es empfangen".[1])

Ist dies nicht die verderblichste Lehre, die man sich nur denken kann? Heißt dies nicht, das Volk gewaltsam verdummen und von rechtschaffenem Fleiß und solider Arbeit abhalten? In der Tat spricht es ja Jesus wiederholt aus, daß nur die Dummen, die „Armen im Geiste", die „Unmündigen" selig werden können, während dies den „Weisen" und „Klugen" vorenthalten ist. Was für eine unsinnige und perniciöse Lehre!

Als er seine Apostel auf Reisen schickt, um in den verschiedenen Städten für ihn Propaganda zu machen, da sagt er ihnen: „Sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt; denn es soll euch zu jeder Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet".[2]) Also das krasse Gegenteil von dem, was Sinn und Verstand gebietet. Sie sollen nicht nachdenken über das, was sie reden werden, sondern sollen dies dem heiligen Geiste überlassen. Genau so würden Idioten handeln.

Der blinde Glaube an ihn ist die einzige Tugend des Menschen. Nichts auf der Welt ist heilig, nichts ist der Liebe wert, als einzig und allein — Er. Ja, selbst die allen Völkern als heilig geltende Liebe und Ehrfurcht vor den Eltern muß verschwinden vor der Liebe zu — Ihm. Jenes wichtigste Gesetz des alten Testaments: „Du sollst Vater und Mutter ehren etc." hat nunmehr seine Gültigkeit verloren. Denn Jesus sagt: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht wert. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht wert.[3]) Bei einer ananderen Gelegenheit sagt er sogar: „So jemand zu mir kommt, und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann

---

1) Matth. XXI, 21—22.
2) Matth. X, 19, 20.
3) Matth. X, 37.

nicht mein Jünger sein".[1]) Bei einem Ausspruch wie dieser wirkt die Diagnose einer Geisteskrankheit wohltätig. Denn es wäre menschenentwürdigend, zu denken, daß ein geistig gesunder Mensch eine solche Gemeinheit aussprechen könnte. Und das ist der Gott der Menschheit!

Als Jesus mit seinen Jüngern über das Meer fahren wollte, und einer derselben ihn bat, seinen Vater begraben zu dürfen, gab er ihm die brutale Antwort: „Folg du mir, und laß die Toten ihre Toten begraben".[2])

Uebrigens benahm er sich gegen seine eigene Mutter nicht minder rücksichtslos und hochmütig. Als ihm einst gesagt wurde: „Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit dir reden", antwortete er: „Wer ist meine Mutter? Und wer sind meine Brüder?" Und reckte die Hand aus über seine Jünger und sprach: „Sieh da, das ist meine Mutter und meine Brüder. Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter!"[3]) Wie vorher kann auch hier nur Geisteskrankheit als Entschuldigung gelten. Andernfalls wäre eine solche Handlungsweise verabscheuungswert.

Bei einer anderen Gelegenheit weist er seine Mutter ab mit den Worten: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?"[4]) Fürwahr! ein liebevoller Sohn! Daß übrigens die Mitglieder der eigenen Familie ihn für geisteskrank hielten, wird ja ganz offen ausgesprochen, indem sie direkt sagten, er sei von Sinnen.[5])

Die Anmaßung und Rücksichtslosigkeit, mit der er, der einfache Tischlersohn, allen jenen gegenübertrat, die nicht zu dem ihm zujauchzenden Pöbel gehörten, kannte keine Grenzen.

Die menschliche Natur bleibt sich in ihren Hauptzügen überall gleich. Die Licht- und Schattenseiten des Menschengeschlechts haben sich zu allen Zeiten der Geschichte und

---

[1]) Luk. XIV, 26.
[2]) Matth. VIII, 21, 22.
[3]) Matth. XII, 47—50. Mark. III, 32—35.
[4]) Joh. II, 4.
[5]) Mark. III, 21.

bei allen Völkern in analoger Weise gezeigt. Bei den wenigen Männern, denen es gelang, sich in der jeweiligen Zeitperiode an die Spitze ihrer Mitmenschen emporzuarbeiten und sich zu Herrschern und Führern des Volkes zu machen, begegnen wir überall denselben geistigen Vorzügen, aber auch denselben Schwächen. Einerseits Klugheit, Umsicht, die Fähigkeit zu befehlen und zu leiten, und andererseits Eitelkeit, Neid und Ehrgeiz; dies sind Eigenschaften, die wir überall antreffen, bei den wilden Stämmen Asiens so gut wie bei den hochzivilisierten Griechen und Römern.

Die Führer und Machthaber der Juden zur Zeit Christi sind jedenfalls nicht besser und nicht schlechter gewesen als die entsprechenden Leiter bei anderen Völkern und zu anderen Zeiten der Geschichte.

Aber Jesus, der schlichte Tischlersohn, der bisher im Leben nichts geleistet hatte, der dreißig Jahre lang in Zurückgezogenheit in der Werkstatt seines Vaters gearbeitet hatte, der tritt plötzlich vor die Machthaber und Führer des Volkes und schimpft sie aus, als wären sie eine Herde allerniedrigsten und gemeinsten Gesindels. Ja, die Ausdrücke, deren er sich bedient, sind derart, wie man sie unter gesitteten und anständigen Menschen überhaupt nicht zu hören bekommt. Er nennt sie nicht nur unaufhörlich „Heuchler, Hypocriten, Narren, Blinde, Diebe, Räuber", sondern legt ihnen so schöne Titel bei, wie: „Schlangen, Otterngezücht, das der höllischen Verdammnis nicht entrinnen werde" und dergl. mehr.[1])

Und was haben die Leute ihm getan, daß er sie mit so „christlicher Liebe" behandelt? Garnichts. Er schreit ihnen bereits entgegen, daß sie ein Otterngezücht seien, als sie zum ersten Male kamen, um zu sehen, was dort vor sich ging, als Johannes das Volk mit Jordanwasser taufte.[2])

Wer nicht unbedingt an ihn glaubte, d. h. ihn als Gott verehrte, den beschimpfte er in der unglaublichsten Weise. „Die Zöllner" (dies war der verachtetste Beruf unter den Juden) „und Huren mögen wohl eher ins Himmelreich

---

1) Matth. XXIII, 33.
2) Matth. III, 7.

kommen, denn ihr",[1]) sagt er zu den „Hohenpriestern" und „Aeltesten im Volke" ohne die geringste Provokation.

Wie verträgt sich dieses maßlose Geschimpfe — noch dazu ohne jeden Grund — mit seinen überschwenglichen Lehren der Nächstenliebe, wie z. B. „daß jemand, der zu seinem Bruder sagt: „Du Narr", „des höllischen Feuers schuldig" sein solle?

Wie alle Paranoiker, so hegt auch er einen glühenden Haß gegen jeden, der ihm nicht unbedingt beistimmt und ihn in seinen Wahnideen bestärkt. Es ist dies der Umstand, aus dem einzig und allein sein ungebührliches und unanständiges Betragen gegen Autoritäten des Volkes, sowie gegen seine eigene Mutter und Geschwister erklärt werden kann.

Sein Haß erstreckt sich diesem Umstande zufolge auf die ganze Klasse der Gebildeten und Besitzenden, und nur zum ignoranten Pöbel fühlt er sich hingezogen. Die aus diesen Gefühlen resultierenden paranoischen Vorstellungen finden ihren Ausdruck in den oben erwähnten Worten: „Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbart".[2])

Der eklatante Widerspruch, der darin liegt, daß einerseits der „Vater und Herr des Himmels und der Erde" den „Weisen und Klugen" „solches verborgen hat", und daß andererseits jene „Weisen und Klugen" darum, weil ihnen der Vater und Herr solches verborgen hat, „Diebe, Räuber, Schlangen und Otterngezücht" tituliert werden und ihnen mitgeteilt wird, daß die „Huren" eher ins Himmelreich kommen würden als sie, — dieser eklatante Widerspruch fiel natürlich dem Paranoiker nicht auf; denn solche Widersprüche sind äußerst charakteristisch für diese geistige Erkrankung.

Der Haß, den er auf die besitzende Klasse hatte, führte, was seine Lehre anbelangte, zu den größten Absurditäten. Er lehrte nicht, wie Kommunisten oder Sozialdemokraten,

---

[1]) Matth. XXI, 31.
[2]) Matth. XXI, 25. Luk. X, 21.

gleichmäßige Verteilung der Arbeit und des Besitzes oder Abschaffung des persönlichen Eigentums und Einführung allgemeiner Gütergemeinschaft, — nein, er hatte überhaupt gar keine Vorstellung irgend eines Systems, irgend einer sozialen Einrichtung. In naivester Weise, gerade wie ein Kind, predigte er den Leuten, daß alle Besitzenden in die Hölle, alle Armen aber in den Himmel kommen würden, ohne Rücksicht auf irgend welche sonstigen Verdienste. So erzählte er ihnen die Geschichte von dem reichen Mann, der sich in Purpur und köstliche Leinwand kleidete und in herrlichen Freuden lebte, und von dem armen Lazarus, der sich von den Brosamen ernährte, die von des Reichen Tische fielen. Da nun beide Männer starben, kam der Reiche in die Hölle, wo er gar arge Qualen zu erdulden hatte, der Arme aber ward von den Engeln in Abrahams Schoß getragen zu ewiger Glückseligkeit. Der Reiche hatte, dieser Erzählung gemäß, kein anderes Verbrechen begangen, als daß er reich war, und des Armen einziges Verdienst bestand in seiner Armut. Aber Abraham sprach zu dem Reichen: „Gedenke, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böses empfangen“, nun aber wird er getröstet, und du wirst gepeinigt.

Was für eine verderbenbringende Lehre liegt hierin! Wie dazu geschaffen, das Proletariat im Nichtstun und der Faulheit zu bestärken!

Es fehlte nicht an solchen unter den Wohlhabenden, die trotz aller seiner widersinnigen Reden an ihn glaubten, indem sie sich durch „seine Wunder“ bestimmen ließen und das Widersinnige vielleicht ihrem eigenen Mangel an Verständnis zuschrieben.

So kam zu ihm ein „Oberster“, der offenbar viel von seiner Lehre des „ewigen Lebens“ gehört hatte, und fragte ihn naiv: „Guter Meister, was muß ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe?“ Da sprach Jesus: „Verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm und folge mir nach“. Man stelle sich nur einmal ein Gemeinwesen vor, in welchem jeder nach diesem Prinzip handelte! Wovon wollten Jesus und alle, die ihm „nachfolgten“, leben? Doch von den Gaben der

Wohlhabenden. Wenn aber die Wohlhabenden sämtlich in die Hölle kommen, so sollte es keine Wohlhabenden geben — und dann? Als der „Oberste“ den Rat, seine Habe fortzugeben nicht befolgte, tat Jesus jenen berühmten Ausspruch: „Es ist leichter, daß ein Kameel gehe durch ein Nadelöhr, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme“.[1])

Das Perniciöse und Absurde seiner Lehre liegt darin, daß er den Armen alle möglichen Versprechungen macht, lediglich weil sie arm sind, und die Reichen nur ihres Besitzes wegen verdammt.

„Selig seid ihr Armen; denn das Reich Gottes ist euer. Selig seid ihr, die ihr hungert, denn ihr sollt satt werden. Selig seid ihr, die ihr weinet, denn ihr werdet lachen“.

Deßgleichen heißt es dann natürlich:

„Wehe euch Reichen — wehe euch, die ihr satt seid, wehe euch, die ihr lachet — denn ihr werdet hungern, weinen etc.“.[2])

Wenn er den Armen, die Ungerechtes erdulden, Trost zusprechen würde, wenn er den Reichen sagte, daß wenn sie Schlechtes tun, sie trotz ihres Reichtums bestraft würden, dann hätte die Sache wenigstens einen moralischen Sinn, aber die Reichen in die Hölle zu schicken, weil sie reich sind, und den Armen das Himmelreich zu versprechen, lediglich weil sie arm sind, das ist ebenso sinnlos wie verderbenbringend.

Wie dies in Anbetracht seines Geisteszustandes nicht anders zu erwarten ist, befindet er sich in fortwährendem Widerspruch mit seiner eigenen Lehre. Nachdem er wieder und immer wieder gepredigt hatte, daß nur die Armen in den Himmel, die Reichen aber in die Hölle kommen würden, erzählte er ihnen folgendes Gleichnis: Ein Herr, der sich auf Reisen begeben wollte, übergab seinen Knechten seine Habe. Dem ersten Knechte übergab er fünf Talente, dem zweiten zwei und dem dritten eines. Der erste handelte mit den fünf Talenten und gewann andere fünf; und der zweite gewann andere zwei; der dritte aber verbarg seines Herrn Geld

---

[1]) Luk. XVIII, 18—25.
[2]) Luk. VI, 21—25.

in einer Grube, die er in der Erde gemacht hatte. Als nun der Herr zurückkehrte und von den ersten beiden das doppelte Kapital zurückerhielt, lobte er sie sehr und machte ihnen große Versprechungen. Den dritten Knecht aber, der ihm sein eines Talent zurückerstattete, schalt er einen Schalk und einen faulen Knecht und sprach zu ihm: „Du solltest mein Geld zu den Wechslern getan haben, und wenn ich gekommen wäre, hätte ich das meine zu mir genommen mit Wucher. Darum nehmet von ihm das Talent und gebet es dem, der zehn Talente hat. Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und wird die Fülle haben, wer aber nicht hat, dem wird auch, das er hat, genommen werden. Und den unnützen Knecht werfet in die äußerste Finsternis hinaus, da wird sein Heulen und Zähneklappern".[1])

Man möchte seinen Augen kaum trauen! Ist das die „christliche Liebe?" Fast macht es den Eindruck, als wolle er sich über seine eigene Lehre lustig machen. Also ein Shylock muß man sein, der hundert Prozent Wucherzinsen nimmt? O nein, wir tun ihm Unrecht, — nämlich dem Shylock; der hat einen solchen Wucher denn doch nicht getrieben. Und dieser Wucher wird dadurch belohnt, daß man dem, „der nichts hat", das Wenige nimmt und es dem Reichen gibt! Und den Armen wirft man in die äußerste Finsternis, „da wird sein Heulen und Zähneklappern".

In den Tausenden von Kommentaren, die über die Evangelien geschrieben sind, hat natürlich auch diese Stelle ihre „Deutung" erhalten. Aber was hat das für einen Sinn, wenn man durch Kommentare und Deutungen alles Mögliche hineininterpretiert und die Dinge, die da sind, auf den Kopf stellt. Wer diese absurden Widersprüche hinfort „deutet", und wer einen Sinn in solche Aussprüche hineininterpretiert, der kann auch beweisen, daß weiß — schwarz ist und schwarz — weiß. Auf solche Diskussionen können wir uns hier nicht einlassen. Wer da sehen will, der muß sehen, daß die einzig richtige „Deutung" in der Diagnose der Geisteskrankheit liegt.

Jesu Reden sind voll von solchen Widersprüchen, die

---

[1]) Matth. XXV, 14—30.

sämtlich aufzuzählen, hier der Raum nicht ist. Wir wollen uns nur auf wenige Beispiele beschränken. Bei einer anderen Gelegenheit sagt er, der sich immer damit brüstete, der Menschheit Heil und Erlösung gebracht zu haben: „Meint ihr, daß ich hierher gekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage: Nein, sondern Zwietracht. Denn von nun an werden fünf in einem Hause uneins sein, drei wider eins, und zwei wider drei. Es wird sein der Vater wider den Sohn, und der Sohn wider den Vater; die Mutter wider die Töchter, die Töchter wider die Mutter; die Schwieger wider die Schnur und die Schnur wider die Schwieger“.[1])

Die Erzählung von dem „barmherzigen Samariter“ ist sicherlich schön und erhebend. Es ist darin die reinste Menschenliebe geschildert ohne Rücksicht auf Herkunft, Stand und Religion. Nachdem sowohl ein Priester als auch ein Levit teilnahmslos an dem schwer Verwundeten vorüberzogen, kommt ein Fremder, ein Samariter, den keinerlei Beziehungen mit dem Leidenden verbanden. Aus reinster Nächstenliebe, aus Mitgefühl mit dem leidenden Menschen, läßt er ihm jede Hülfe, deren er fähig ist, zuteil werden. Es ist eine schöne Lehre, die in dieser Erzählung enthalten ist.

Wie aber handelt Jesus? Ist er selber ein barmherziger Samariter? Als ein cananäisches Weib, die an seine Wunder glaubte, ihn anflehte, ihre kranke Tochter zu heilen, würdigte er sie zuerst keines Wortes. Als seine Jünger ihn ihrethalben baten, erwiderte er, daß er nur gesandt sei zu dem Volke, dem er selber angehörte, zu den Kindern Israels. Da die Frau aber sich vor ihm auf die Knie warf und demütigst flehte, entgegnete er ihr hochmütig, daß es nicht recht sei, „den Kindern ihr Brot zu nehmen und es vor die Hunde zu werfen“. Leute also, die weiter nichts verschuldet hatten, als daß sie keine Juden waren, nannte er „Hunde“ und weigerte sich, ihnen zu helfen. Das ist sicherlich der Moral, die in der Erzählung des barmherzigen Samariters enthalten ist, gerade zuwidergehandelt. Wenn er auch noch so stolz auf sein Judentum war, auf seine Abstammung von

---

[1]) Luk. XII, 51—53.

König David und Abraham, so hätte er doch dieser armen Frau gegenüber etwas „christlicher“ handeln sollen. Erst als die Frau seiner Eitelkeit schmeichelte, indem sie sagte: „Herr, aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tisch fallen“, antwortete er herablassend: „Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe wie du willst“.[1])

Als er seine Apostel aussandte, um die Ankunft des Himmelreiches zu verkünden und „Kranke gesund zu machen, Aussätzige zu reinigen, Tote aufzuwecken und Teufel auszutreiben“, befahl er ihnen ausdrücklich, nicht zu den Heiden zu gehen und die Städte der Samariter nicht zu besuchen, sondern ihre Wohltaten auf die Juden zu beschränken.[2]) Er ist also kein barmherziger Samariter, seine Taten richten sich nicht nach seinen Worten.

Einer der eklatantesten Widersprüche liegt in seiner ganzen Leidensgeschichte und seinem Tode. Einerseits ist fortwährend davon die Rede, daß er von seinem „Vater“ in die Welt gesandt sei, um durch seinen Märtyrertod die Sünden der Menschheit auf sich zu nehmen; er selber „prophezeit“ seine Kreuzigung und die darauf erfolgende „Auferstehung“; er teilt seinen Jüngern mit, wer ihn den Feinden verraten würde, — alles dies ist demnach eine im Rate der Vorsehung beschlossene Tatsache, an der der menschliche Wille nichts zu ändern vermochte. Andererseits werden diejenigen, die an seinem Tode Schuld tragen, zu ewiger Verdammnis verurteilt. Wo bleibt da die Logik? Wenn die Art seines Todes eine vorher bestimmte Tatsache war, so bilden diejenigen, welche die Tat vollbrachten, doch nur das Werkzeug der Vorsehung, ohne selber irgend welche Verantwortung zu tragen. Er selber sagt: „Des Menschen Sohn gehet zwar dahin, wie von ihm geschrieben stehet; doch wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verraten wird! Es wäre ihm besser, daß derselbe Mensch noch nie geboren wäre“.[3])

---

[1]) Matth. XV, 22—28.
[2]) Matth. X, 5—8.
[3]) Matth. XXVI, 24. Joh. VI, 64.

Da er, wie ausdrücklich betont wird, von Anfang wußte, wer ihn verraten werde, so hätte er es ja sehr leicht verhindern können; er hätte doch den Betreffenden überhaupt nicht zu seinem Apostel zu machen brauchen. Er selber sagt ja ausdrücklich, daß sein Tod nur von seinem eigenen Willen abhängt. „Darum liebet mich mein Vater, daß ich mein Leben lasse, auf daß ich es wiedernehme. Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es von mir selber. Ich habe es Macht zu lassen und habe es Macht wiederzunehmen. Solches Gebot habe ich empfangen von meinem Vater“.[1]) Wenn also „niemand es von ihm nimmt“, sondern er es absichtlich läßt, warum werden dann diejenigen, die ihm lediglich als Werkzeug dienten, zu ewiger Verdammnis verurteilt?

Wie läßt sich ferner mit dem Ausspruche, daß er Macht habe, das Leben zu lassen, und daß niemand es von ihm nehmen könne, die Tatsache vereinbaren, daß er vor seiner Gefangennahme anfing, „zu zittern und zu zagen“ und zu Gott betete, ihn „dieses Kelches zu überheben?“[2]) Wie vertragen sich mit der Annahme seines freiwilligen Märtyrertodes seine letzten Worte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“[3])

Wie die reinste Ironie klingt aus seinem Munde sein Lieblingsspruch: „Wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden“.[4]) Das sagt der schlichte Tischlersohn, der sich selber macht zum König der Juden — zum Messias — zu Gottes Sohn — zu Gott.

Wir könnten noch eine ganze Fülle von Beispielen anführen als Beleg für die oben ausgesprochene Ansicht. Aber wozu? Wer willens ist, seinen Verstand walten zu lassen, der muß durch obige Auseinandersetzungen die außer allem Zweifel stehende Tatsache erkannt haben, daß Jesus Christus ein Paranoiker war, und daß sein gesamtes Tun und Handeln

---

[1]) Joh. X, 17—18.
[2]) Mark. XIV, 33, 36.
[3]) Mark. XIV, 34.
[4]) Luk. XIV, 2. Matth. XXIII, 12. Luk. XIII, 14 etc.

auf Wahnideen und Hallucinationen basierte. Er muß ferner die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die ethischen Prinzipien, wie sie sich aus den Worten Jesu ergeben, teils so exzentrisch sind, daß sie jedes praktischen Wertes entbehren, teils aber geradezu das Gegenteil dessen darstellen, was man von jeher bis auf den heutigen Tag als Grundpfeiler aller Kultur und Zivilisation betrachtet hat. Außerdem sind seine Lehren so voll der krassesten Widersprüche, daß man sich je nach Bedürfnis auf dieselben beziehen kann, gleichviel was auch immer man für recht oder unrecht halten mag.

Wer aber andererseits von dem althergebrachten Glauben erfüllt ist und sich teils bewußt teils unbewußt gegen alle vernünftigen Beweisgründe verschließt, den werden wir ja doch nicht überzeugen können. Wie der Esel nach der Mühle trabt, so wird der Glaubensselige fortfahren zu glauben, und jeder logische Denkprozeß wird ihm als Verbrechen gelten. Sagt ja doch Christus selber, daß er sich nicht an die „Weisen und Klugen“ wende, sondern an die „Unmündigen“.

Wie alle übrigen Religionslehren, so gab auch die jüdische Religion Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten unter den Priestern und Gelehrten, die zur Formierung verschiedener Sekten führten. Die Evangelisten erwähnen nur zwei, Josephus hingegen beschreibt vier solcher Sekten, die zur Zeit Christi bei den Juden bestanden.

Diejenige Sekte, die weitaus die meisten Mitglieder aufzuweisen hatte, war die der Pharisäer. Durch Christus ist der Name „Pharisäer“ gar arg in Verruf gekommen. Durch sein maßloses Geschimpfe, durch alle die widerwärtigen Beinamen, die er ihnen gab, ist das Wort „Pharisäer“ selber zum Schimpfwort geworden. In der Tat aber waren die Pharisäer zwar nicht besser, aber auch nicht schlechter als Männer in ihrer Stellung bei anderen Völkern und zu anderen Zeiten der Geschichte. Ihre Tendenzen waren folgende:

Außer den schriftlichen, in den Büchern Moses niedergelegten Gesetzen waren sie im Besitz einer mündlichen Tradition, die sich von Generation auf Generation vererbt hatte, und der sie dieselbe Bedeutung zugeschrieben wie den schriftlichen Gesetzen. Sie nahmen die sämtlichen auf sie über-

kommenen Sitten und Gebräuche in den Begriff der „Frömmigkeit“ auf und konstruierten daher eine gewisse Norm für das ganze Leben, das sich auf die gesamte Tätigkeit von morgens bis abends, von der Geburt bis zum Grabe erstreckte. Daher wurde das äußerliche Ceremonial wie Fasten, Beten, Reinigungen und dergl., vielfach zur Hauptsache erhoben auf Kosten des inneren Kerns der Religion. Sie glaubten an die Existenz von Engeln, an die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung der Toten und Belohnung und Bestrafung im „Jenseits“. In politischer Hinsicht bildeten die Pharisäer die eigentlich nationale Partei. Sie waren Theokraten in dem von alters hergebrachten Sinne, daß Gott allein Herrscher sei über „sein Volk“. Daher erstrebten sie volle Unabhängigkeit ihres Volkes und waren heftige Gegner der Herodianer.

Der Hauptgrundsatz der zweiten Sekte, der Saducäer, lag in der strikten Durchführung des Monotheismus. Jehova galt ihnen nicht nur als der „einzige, ewige Gott“, sondern auch als das einzige spirituelle Wesen. Daher glaubten sie weder an Engel noch an Teufel. Sie glaubten an keine Auferstehung und an kein Jenseits. Mit dem Tode war das individuelle Leben des Menschen beschlossen. Daher war ihre Verehrung Gottes frei von sklavischer Furcht vor Strafe sowie von egoistischer Hoffnung auf Belohnung. Sie waren keine Fatalisten, sondern glaubten an eine volle Verantwortlichkeit des Individuums für jede seiner Handlungen.

Die übrigen beiden Sekten, die Galiläer und die Essäer (oder richtiger Essener), hatten teilweise eine rein politische Bedeutung wie die ersteren, oder bestanden wie die letzteren aus einer besonderen Verbrüderung nach Art der vielen später im Christentum entstandenen Orden. Ihre Lebensaufgabe bestand in der Reinigung des Geistes von sinnlichen Genüssen durch Abgeschlossenheit in der Welt, in Gebeten und Andacht. Sie hatten ähnlich wie die Pharisäer ein strenges Ceremonial, dessen strikte Befolgung zu ihren Hauptpflichten gehörte. Sie verabscheuten den Handel sowie überhaupt allen persönlichen Besitz. Sie bildeten eine Art kommunistischer Gemeinde und wohnten in Dörfern und Kolonieen, fern von den Städten, deren profane Herrlichkeit sie abschreckte.

Christus kam nur mit den ersten beiden Sekten, mit den Pharisäern und Saducäern, in Berührung, woher auch sie allein von den Evangelisten erwähnt wurden. Besonders waren es die ersteren, die Pharisäer, mit denen er in Konflikt geriet. Was er am meisten an ihnen tadelte, war ihr umfangreiches Ceremonial. Nicht die Art des Ceremonials, nicht diese oder jene Sitte, nicht die Natur ihrer Gebräuche war es, die er ihnen zum Vorwurf machte, sondern die Ceremonieen als solche erregten seinen Unwillen. In der Ausführung irgend eines Gebotes, in der Betätigung irgend welcher Sitte erblickte er eine Heuchelei, wenn sich die betreffenden Handlungen auf Aeußerlichkeiten erstreckten.

Als man ihm Vorwürfe darüber machte, daß er das Gebot, sich vor dem Essen die Hände zu waschen, außer Acht ließ, schalt er sie „Heuchler", die da glauben, durch äußerliche Waschungen rein zu werden. Die Reinheit des Menschen bestehe in der Reinheit der Seele. „Nicht was zum Munde hineingehet, sondern was zum Munde heraus gehet, verunreinigt den Menschen".[1])

Mit den Bemerkungen, die er hier machte, daß äußerliche Waschungen kein Zeichen innerlicher Reinheit seien, wird selbstverständlich jeder vernünftige Mensch übereinstimmen. Andererseits wird aber niemand die Sitte tadeln können, sich vor dem Essen die Hände zu waschen, ein Gebot, das bei den orientalischen Völkern sicherlich seine gute Ursache hatte.

Was den Konflikt zwischen ihm und den Pharisäern in einem Falle wie diesem bildete, war der Umstand, daß er ohne weiteres annahm, daß das Befolgen eines äußeren Ceremonials unbedingt auf Kosten wirklicher Rechtschaffenheit vor sich gehen müsse. Warum konnte man nicht ein Gesetz wie dieses, nämlich sich die Hände zu waschen, befolgen, und trotzdem ein anständiger Mensch sein? Daß er in diesen Dingen eine notwendige Gegensätzlichkeit erblickte, liegt bei ihm wiederum im Charakter seines geistigen Zustandes, seiner Paranoia.

Das Waschen der Hände ist, wie wohl niemand in Ab-

---

[1]) Matth. XV, 17, 18.

rede stellen wird, noch dazu eine durchaus nützliche, ja zur Hygiene notwendige Sitte. Es gibt aber eine Unmenge ceremonieller Vorschriften, die eine derartige nützliche Grundlage nicht haben. Trotzdem wäre es töricht, wollte man allen denen, die an einem Ceremonial festhalten, unbedingt Heuchelei zum Vorwurf machen. Ceremonieen bilden eine durch die innerste Natur der Menschheit bedingte Notwendigkeit. Es ist vollkommen richtig, daß Ceremonieen als solche nichtig und eitel sind und keinen wahren Wert besitzen. Sie sind aus der Schwäche des menschlichen Geistes hervorgegangen, aus dem Unvermögen, den geistigen Kern einer Sache vollkommen zu erfassen ohne reale Versinnlichung. Sie beruhen auf der Notwendigkeit, auf die große Masse der Menschheit durch sinnliche Darstellung suggestiv einzuwirken. Daher begegnen wir einem Ceremonial nicht nur in der Ausübung der Religion, sondern auf allen Gebieten menschlichen Schaffens. Im politischen und socialen Leben, in der Oeffentlichkeit sowohl als in den privaten Vereinigungen von Männern; in den höchsten Kreisen der Gesellschaft wie in der Klasse der Arbeiter, überall sehen wir, wie den Ceremonieen die größte Bedeutung beigemessen wird, ohne jedoch dem Charakter der Sache Abbruch zu tun.

In der Religion läßt sich das Ceremonial überhaupt nicht fortdenken. Ohne Ceremonieen gibt es keine religiöse Ausübung. Das religiöse Ceremonial verhält sich zum religiösen Denken, wie in der Psychologie das Wort zum Begriff. Tatsache ist, daß es bis auf den heutigen Tag keine Religion ohne Ceremonial gegeben hat.

Das Ceremonial der katholischen Kirche ist sicherlich mindestens ebenso umfangreich wie das der Pharisäer; ja, in seinen Hauptzügen ist es mit jenem fast identisch. Wir finden hier sowohl wie dort die Waschungen mit geweihtem Wasser, das Fasten, die vielen Gebete, das Innehalten der Feiertage etc. etc. Was Schmuck und Prunk anbelangt, so ist die katholische Kirche allem, was vorher war, bei weitem überlegen, und man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß das Ceremonial der katholischen Kirche eine in jeder Hinsicht höhere Potenz als das der Pharisäer dar-

stelle. Aber auch die protestantischen Länder haben ihr Ceremonial. Die Heilighaltung des Sabbaths konnte bei den Pharisäern keine striktere Befolgung haben, als dies in England, Schottland und Norwegen der Fall ist.

Bei den Juden hatten die Ceremonieen eine höhere, heiligere Bedeutung als bei irgend einem anderen Volke. Wie in den vorangegangenen Kapiteln wiederholt betont wurde, hatten die Juden im striktesten Sinne des Wortes eine Theokratie. Sie hielten sich für das „auserwählte Volk“, an dessen Spitze Gott selber stand, und das er selber regierte. Der Inhalt der Sinnestäuschungen Moses', die den Ursprung aller jener Gesetze bildeten, bestand zum größten Teil aus Anordnungen Gottes, die sich auf alle Sitten und Gebräuche des ganzen Lebens bezogen. Das Ceremonial der Juden bildete daher nicht wie bei anderen Völkern eine Versinnlichung göttlicher Ideen, sondern stellte die direkten Gebote und Gesetze dar, die von Gott selber seinem Volke erteilt worden waren. Hatte doch Gott auf dem Berge Sinai ganz genau angegeben, aus was für Zeug die Gewänder der Priester gemacht werden sollen, wie die Knöpfe und Ornamentierungen anzubringen seien u. s. w. In dieser Weise verlieh Gott selber ein bis in die kleinsten Details ausgeführtes Ceremonial, dessen unbedingte Befolgung einen Teil der Religion bildete. Man muß diesen Umstand im Auge behalten, wenn man das übertriebene Festhalten an ceremoniellen Dingen, das den Juden von jeher zueigen war, richtig beurteilen will.

Die Pharisäer waren die speciellen Vertreter des theokratischen Princips, und ihnen waren daher die von Gott gegebenen ceremoniellen Bestimmungen doppelt heilig. Nun stelle man sich vor, was für eine Wirkung es auf sie ausgeübt haben muß, als der schlichte Tischlersohn eines Tages vor sie hintrat und ihre heiligsten Gebräuche verspottete und sie wegen der Befolgung derselben öffentlich beschimpfte.

Eines ihrer höchsten Gesetze war die Heilighaltung des Sabbaths. Als sie Jesus wegen Verletzung diesbezüglicher Gesetze interpellierten, antwortete er ihnen: „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch

um des Sabbaths willen“.[1]) Diese Bemerkung klingt zweifellos sehr zutreffend und verständig. Aber dasselbe läßt sich von allen andern ceremoniellen Gesetzen und Gebräuchen sagen. Wie verträgt sich dieser Ausspruch ferner mit der gleich darauf folgenden Bemerkung: „Des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbaths“. Hier kam sein Größenwahn wieder zur Geltung, indem er den Sabbath als etwas ihm Gehöriges betrachtete, über das er als sein Eigentum verfügen konnte. Er durfte seiner Ansicht nach Leute von den betreffenden Gesetzen entbinden, da er „Herr des Sabbaths“ war.

Diese Rede wirkte natürlich doppelt empörend auf die Pharisäer; erstens als Verletzung des Gebotes, und zweitens als Blasphemie.

Um sich einen Begriff davon zu machen, was für eine Wirkung das Verhalten und die Reden Jesu auf die Oberpriester und Pharisäer ausgeübt haben müssen, versetze man jene Vorgänge einmal in die Gegenwart. Man stelle sich vor, ein Mensch im Alter von dreißig Jahren aus der niederen Klasse des Volkes, dem Handwerkerstande angehörig, dränge sich plötzlich vor die höchsten Würdenträger des Reiches; in katholischen Ländern vor Bischöfe und Kardinäle oder gar vor den Papst selber und beschimpfte diese in Gegenwart des Volkes, weil sie sich in seidene Gewänder kleiden, weil sie die ceremoniellen Gebote und Satzungen strikt befolgen, weil sie den Sabbath heilig halten. Man stelle sich vor, daß er sie „Heuchler“, „Diebe“, „Mörder“ nenne, daß er sie „Schlangen“ und „Ottergezücht“ tituliere, weil sie all die rituellen Vorschriften gewissenhaft befolgen, weil sie sich mit Weihwasser waschen. Man stelle sich vor, daß er, der Sohn eines Handwerkers, der bis dahin in Verborgenheit gelebt hatte, den ersten Männern des Staates, wie etwa Fürsten oder Königen, zurufe, daß Huren und Wucherer eher in das Himmelreich kommen würden als sie. Man stelle sich nur einmal eine solche Situation vor. Was jene Männer, die Leiter des Volkes, anbelangt, so besteht absolut kein Unterschied zwischen damals und jetzt. Die Oberpriester

---

[1]) Mark. II, 22.

und Pharisäer waren nicht besser und nicht schlechter wie die Bischöfe und Kardinäle oder wie Grafen und Fürsten von heute — c'est tout à fait la même chose! Was würden die Kardinäle tun, wie würden die Fürsten handeln, wenn sie heute von einem Menschen aus der Arbeiterklasse öffentlich beschimpft würden? Ja, was würden sie tun? Man versäume nicht, sich diese Frage vorzulegen und sie ehrlich zu beantworten, bevor man sich ein Urteil über den bedeutungsvollsten Vorgang der gesamten Weltgeschichte erlaubt.

Wie überall so zeigt sich auch hier wiederum ein markanter Widerspruch zwischen den verschiedenen Aussprüchen und Handlungen Jesu. Einerseits verurteilt er die Ceremonieen und beschimpft die Pharisäer, weil sie denselben zu viel Wichtigkeit beimessen, andererseits stellt er die Taufe als das Höchste, Heiligste des Lebens hin, ohne die kein Mensch „selig" werden könne. Was aber ist denn die Taufe anderes als die Waschungen der Pharisäer? Beide Ceremonieen bilden ein Symbol der Reinigung von den Sünden. Warum soll aber das eine ignoriert oder gar verspottet, das andere aber in den Himmel gehoben werden? Wo bleibt da Logik und Gerechtigkeit? Das Waschen der Hände vor dem Essen hat dabei noch einen praktisch hygienischen Zweck, während ein solcher der Taufe vollkommen abgeht.

Uebrigens gab es trotz alledem Leute unter den Pharisäern, auf die seine „Wunder" einen solchen Eindruck machten, daß sie an ihn glaubten. So begab sich Nicodemus zu ihm, um sich direkt aus seinem Munde Aufklärung zu holen. Aber armer Nicodemus! Jesus hielt ihm einen Vortrag über den Inhalt seiner Wahnideen, bei welchem dem Zuhörer wurde, als ging ihm ein Mühlrad im Kopfe herum. Jesus sprach über das große Mysterium der Wiedergeburt durch Wasser und den Heiligen Geist. „Wie kann das sein?" „Wie mag solches zugehen?" war alles was der glaubensbereite Zuhörer in seinem Dilemma zu erwidern vermochte. Aber gerade das Unverständliche, das Mystische der Sache hat von jeher viele Menschen angezogen und „bekehrt". Gibt es doch stets eine große Anzahl von Menschen, die vor allem, was sie nicht verstehen, einen heillosen Respekt haben. „Dahinter muß eine tiefe Weisheit verborgen sein", sagen sie sich

in ihrem Unverständnis und geben dabei dem Mystischen, wie man im Englischen sagt, „the benefit of the doubt“.

Während die christliche Religion mit Ausnahme der Christus selber betreffenden Lehre der Anschauung der Pharisäer entnommen ist, indem diese wie jene an die Auferstehung der Toten, an die Unsterblichkeit der Seele, an Himmel und Hölle, Engel und Teufel glauben, stand die Lehre der Saducäer alledem durchaus feindlich gegenüber. Für sie gab es nur ein einziges spirituelles Wesen, nämlich Gott. Sie kannten weder Engel noch Teufel, weder Himmel noch Hölle und glaubten an keine Auferstehung nach dem Tode. Ihr Gott konnte daher unmöglich einen Sohn haben, und noch viel weniger konnte ein solcher Sohn ein jüngstes Gericht abhalten. Die ganze Lehre Jesu widersprach dem innersten Kern ihrer Ueberzeugung.

Die Juden sahen zwar sämtlich ohne Unterschied ihres religiösen Glaubens dem von den Propheten angekündigten Erlöser entgegen. Aber dieser hatte für sie, wie auch für die Propheten selber, eine rein politische Bedeutung. Sie erwarteten einen großen Helden, der sie von der Unterdrückung eines „heidnischen“ Volkes, von dem Joche der Römer „erlösen“ würde. Sie erwarteten einen mächtigen König, der das auserwählte Volk wieder auf die Höhe bringen würde, auf der es einstmals stand, und der alle übrigen Nationen der Erde diesem Volke untertänig machen würde. Nur durch die theokratischen Vorstellungen der Juden gewann diese rein politische Idee eine gewisse religiöse Bedeutung, wie ja bei ihnen auch in anderer Hinsicht Politik und Religion ineinander aufgingen.

Mit einem Messias im Sinne Christi konnten sich daher die Saducäer noch weit weniger versöhnen als die Pharisäer. Ihnen mußte sowohl die Person Jesu als auch seine Lehre als etwas Unmögliches, Undenkbares erscheinen. An ihn zu glauben war für sie ein Ding absolutester Unmöglichkeit.

Trotz alledem! Trotz dieser unglaublichen Verhältnisse! Trotz der öffentlichen Beleidigung und Beschimpfung der Führer und Machthaber des Volkes hätte man offenbar Jesus gegenüber keine gewaltsamen Schritte getan, wenn es sich

um weiter nichts als religiöse Ansichten gehandelt hätte, selbst wenn dieselben noch so sehr von dem allgemein herrschenden Glauben abgewichen wären.

Aber leider wurde Jesus — ohne sich selber dessen bewußt zu sein — zu einer der allergrößten Gefahren des Staates. Er wandte sich, wie er das ja selber stets hervorhob, nicht an die „Weisen und Klugen", sondern an die „Unmündigen". Diesen „Unmündigen", oder mit anderen Worten, der niedrigsten Klasse der Bevölkerung, dem Pöbel, predigte er nicht nur religiöse Ideen, sondern hetzte sie auf gegen die oberen Klassen in einer wahrhaft erschreckenden Weise. Er suchte die Autoritäten und Führer des Volkes in jeder Hinsicht in dessen Augen herabzusetzen. Er klagte sie öffentlich an; beleidigte und beschimpfte sie; ja, er ließ kein gutes Haar an ihnen. Das Schlimmste dabei war, daß er nicht, wie die vielen stets Unheil stiftenden Demagogen, irgend ein politisches oder sociales Princip vertrat und die Führer des Volkes daher ihres Systems wegen angriff, sondern daß er vielmehr die besitzende Klasse verdammte, einfach weil sie Besitz hatte und nicht zum Pöbel gehörte. Er versuchte dem Pöbel einzureden, daß die Reichen zu ewiger Verdammnis verurteilt seien, weil sie reich waren, und daß dem Pöbel — gleichviel ob gut oder schlecht — das ewige Himmelreich gehöre.

Gegen alles, was die Priester und Schriftgelehrten taten, hetzte er den Pöbel auf, gleichviel ob es Dinge von Bedeutung waren oder nicht. Die einfache Tatsache, daß es sich um die obere Klasse des Volkes handelte, war genügend, um jede ihrer Handlungen, jede ihrer Sitten und Gebräuche öffentlich zu verurteilen; er verschmähte es nicht, sich jenes von Volksaufwieglern so oft gebrauchten Argumentes „Eure Führer befehlen euch zu arbeiten, und sie selber rühren keine Hand" — bei seinen Hetzereien zu bedienen. „Sie binden aber schwere und unerträgliche Bürden, und legen sie den Menschen auf den Hals; aber sie wollen dieselbigen nicht mit einem Finger regen".[1]) Ihre Werke täten sie nur deshalb, um von den Leuten gesehen zu werden.

---

[1]) Matth. XXIII, 4.

Daß sie der damaligen Sitte gemäß breite Säume an den Kleidern trugen, und daß sie, wie dies die mosaischen Gesetze vorschrieben, gewisse „Läpplein“ trugen, um „aller Gebote des Herrn zu gedenken“[1]), — alles dessen klagt er sie beim Pöbel an, als hätten sie das größte Verbrechen begangen. Daß sie „gerne obenan sitzen bei Tische und in den Schulen“, und daß sie es gern haben, wenn man sie auf der Straße grüße und sie Rabbi nenne,[2]) — das alles benutzt er, um damit den Pöbel gegen sie aufzuhetzen. Er befiehlt den Leuten geradezu, ihre Priester mit Verachtung zu behandeln und sie nicht Rabbi — Vater — Meister — Herr u. s. w. zu nennen, denn einer nur sei ihr Rabbi — Vater — Meister — und Herr, und das sei er selber.[3]) Sie seien untereinander alle gleich. Die „Meister“, die „Herren“ und der Pöbel, sie hätten untereinander keine Vorrechte, denn nur einer sei ihr Herr — „Er“! Und dann kommt sofort danach wie ein immer wiederkehrender Refrain: „Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet“. Welchen Platz „Er“ nur bekommen mag?! Er, der einzig und allein „Herr“ und „Meister“ ist. Eine schöne Karriere, vom Tischlergesellen innerhalb eines Jahres zum alleinigen Herrn. Wie verträgt sich dies mit dem „Sichselbsterhöhen“?

Wir müssen an den geehrten Leser, dem es ernstlich zu tun ist, ein objektives und korrektes Urteil über den wichtigsten Vorgang der Geschichte zu gewinnen, noch einmal die Bitte ergehen lassen, mit Hülfe seiner Phantasie die geschilderten Vorgänge in die gegenwärtige Zeit zu verlegen. Es ist dies nicht schwer. Zwar sind fast zweitausend Jahre seitdem vergangen, aber die Natur der Menschen war dieselbe damals wie heute. Wir haben heute Dampf und Elektrizität; wir haben Eisenbahnen, Telegrafen, sogar drahtloser Natur, wir beginnen selbst die Luft zu bemeistern, aber — die Menschen sind doch dieselben geblieben. Sie lieben und hassen, sie weinen und lachen, sie sind himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt: heute so wie vor zweitausend Jahren.

---

[1]) 4. Mos. XV, 39.
[2]) Matth. XXIII, 6, 7.
[3]) Matth. XXIII, 8—10.

An der menschlichen Natur hat sich nichts verändert und wird sich sobald nichts verändern.

Mithin — andere Kostüme — andere Dekorationen — und der Vorhang darf dreist in die Höhe gehen. Die Darsteller werden dieselben Gesetze befolgen wie vor zweitausend Jahren. Anstatt Jerusalem heiße der Ort der Handlung jetzt Rom, Paris, London, Berlin oder Washington. Ein Mann aus der Arbeiterklasse drängt sich vor die höchsten Persönlichkeiten des betreffenden Ortes, wie etwa vor den Papst oder den Kaiser oder den Präsidenten der Republik. Sowohl ihn wie seine Umgebung, seine Minister und seine Mitarbeiter beschimpft er auf das allergröblichste. Er ruft auf der Straße den Pöbel zusammen und hetzt ihn nicht nur gegen ihre Führer auf, sondern sagt ihnen, daß sie selber weit besser seien als jene Männer der Regierung. Alles, was letztere tun, ihre Sitten und Gebräuche, beschimpft er auf das rückhaltloseste und verbietet dem Pöbel, ihre Oberen fortan zu grüßen oder sonstwie zu ehren; denn einer nur sei ihr Herr und König, und das sei er selber; er, den Gott zu den Menschen gesandt habe. Fortan brauche niemand mehr zu arbeiten, keiner solle sich um die Zukunft kümmern, denn er werde dafür sorgen, daß alle, die ihm folgten, reichlich versorgt würden mit allem, dessen sie bedürften. Er macht dem Pöbel die großartigsten Versprechungen und verheißt jedem, der den Machthabern den Gehorsam versage und ihm folge, ewige Glückseligkeit.

Der Pöbel jauchzt ihm zu und verehrt ihn als den Retter und Erlöser des Volkes. Dadurch, daß die Leute unbedingt an ihn glauben, ist er in der Lage einen enormen suggestiven Einfluß auf sie auszuüben. Er benutzt dies, um als göttlicher Heiler aufzutreten und Kranke von ihren Leiden zu befreien. Zu Tausenden strömt das Volk ihm zu. Je größer die Zahl seiner Verehrer und Anhänger, um so erstaunlicher werden die wunderbaren Heilungen, die er vollzieht.

Nunmehr setzt er sich auf einen Esel und hält, von dem ihm zujauchzenden Pöbel umgeben, seinen feierlichen Einzug in Rom, respektive in Washington oder Berlin. Die

an Tausende zählende Menschenmasse brüllt ihm begeistert zu und proklamiert ihn als ihren König.

Was würde in einem solchen Falle der ruhige, besonnene Teil der Bevölkerung tun? Wie würden die Gebildeten sich verhalten? Welche Maßregeln würde die Regierung gegenüber einer solchen Demonstration ergreifen?

Selbstverständlich würde man es heute überhaupt nicht so weit kommen lassen. Man würde nicht so lange warten wie seiner Zeit in Jerusalem. Bei der ersten öffentlichen Störung würde der Betreffende von der Polizei ergriffen und unschädlich gemacht werden. Ja, in monarchischen Ländern wäre das erste beleidigende Wort genügend, den „Erretter der Menschheit“ wegen Majestätsbeleidigung einzusperren.

Was erwartet man nun von den damaligen Autoritäten in Jerusalem? Was hätten sie tun sollen? Man versetze sich nur einmal in ihre Lage und urteile dann unparteiisch, was hätten sie tun sollen und können? Ein ruhiges, passives Verhalten, wie sie es offenbar schon zu lange befolgt hatten, hätte zunächst zu einer Pöbelherrschaft geführt, dem dann von anderer Seite, nämlich von dem Eingreifen der römischen Soldaten ein Ende gemacht worden wäre; eine Prozedur, bei der es sich jedenfalls um nichts anderes als ein allgemeines Judenmassakrieren gehandelt hätte, das sich bereits zu jener Zeit großer Beliebtheit erfreute.

Bevor man Jesus gegenüber Gewaltmaßregeln anwendete, ließ man offenbar kein Mittel unversucht, die drohende Gefahr einer Erhebung des Pöbels auf friedlichem Wege zu verhüten. Die Pharisäer versuchten, ihn zu bewegen, das Land zu verlassen, indem sie vorgaben, Herodes beabsichtige ihn zu töten.[1]) Aber in echt paranoischer Weise erblickte er in diesem Rate nur eine neue Verschwörung gegen sich.

Wie zwischen Scylla und Charybdis befanden sich die Leiter des Volkes zwischen der drohenden Gefahr des von einem Phantasten aufgehetzten Pöbels und zwischen dem scharfen Schwerte der römischen Armee. Was konnten sie

---

1) Luk. XIII, 31.

in einer solchen Lage tun, deren Gefahr und Schwierigkeit nicht unterschätzt werden darf? Ein ferneres laisser aller wäre selbst im Interesse des Volkes ein Verbrechen gewesen. Wohin hätte die Betörung des Pöbels führen müssen? Man male sich einmal die Situation aus, zu der es geführt haben würde, wenn man Jesus in allen Stücken hätte gewähren lassen, wenn ihm das gesamte Volk als gläubige Schafsherde gefolgt wäre! Er hatte dem Volke befohlen, nicht zu arbeiten, sich nicht um die Zukunft zu kümmern, keine Sorge zu tragen wegen Nahrung und Kleidung. Alles, was er von ihnen forderte, war der Glaube an ihn, den Gott. Falls sie an ihn glaubten, würden sie alles, dessen sie bedurften, erhalten. Wäre nun das Volk diesem Befehle gefolgt, hätten die Wohlhabenden ihren Besitz fortgegeben, hätte sich das gesamte Volk vor dem großen „Messias" auf die Knie gelegt, ohne zu arbeiten, ohne sich um die Bedürfnisse des Lebens zu kümmern, was wäre daraus entstanden? Die entsetzlichste Not, das größte Elend, das die Welt jemals gesehen hat. Vom Beten wäre die Masse des Volkes sicherlich nicht satt geworden. Mit Taufen und Beten hätten die Mütter den Hunger ihrer schreienden Kinder nicht stillen können. Wir wollen es der Phantasie des Lesers überlassen, sich die Situation auszumalen, zu der es hätte kommen müssen, wenn das gesamte jüdische Volk diesem geisteskranken Menschen gefolgt wäre und seine Anordnungen befolgt hätte.

Was für Dimensionen die Gefahr seitens des Pöbels bereits angenommen hatte, geht daraus hervor, daß man Christus heimlich bei Nacht gefangen nahm, um einen Aufstand des Volkes zu verhüten. Vor den Oberpriester gebracht, sagte er, daß er der Sohn Gottes sei und von jetzt an werde „sitzen zur Rechten der Kraft, und kommen in den Wolken des Himmels".[1]) Der damaligen Sitte gemäß zerriß der Oberpriester sein Gewand, um sein Entsetzen vor dieser „Blasphemie" zu bezeugen.

Was würde heute der Papst oder ein hoher Geistlicher oder ein regierender Fürst tun, wenn ein Handwerkers-

---

[1]) **Matth. XXVI, 64. Mark. XIV, 62.**

sohn vor ihn träte und sagte, er sei der Sohn Gottes und werde zu seiner Rechten in den Wolken sitzen? Man muß sich immer wieder klar machen, daß in dieser Hinsicht absolut kein Unterschied besteht zwischen heute und vor zweitausend Jahren. Ebenso gut wie „Gott" damals einen „Sohn" in die Welt sandte, könnte er dies heute tun, denn er könnte ja denselben Sohn noch einmal senden. Tatsächlich gibt es genug Leute, die sich mit derselben Ueberzeugung, wie Jesus es damals tat, für Christus ausgeben und von ihrem himmlischen Vater gesandt zu sein glauben. Aber heute tut man solche Leute ohne weiteres in eine Irrenanstalt. Jeder Laie ist heute bereit, einen angeblichen „Christus" für geisteskrank zu erklären.

Der damalige Hohepriester, der nichts von Geisteskrankheiten wußte, da es einen Lehrstuhl für Psychiatrie in Jerusalem nicht gab, konnte natürlich nur eine Blasphemie in dem Ausspruch erblicken und rief daher entsetzt aus: „Er hat Gott gelästert".[1])

Gotteslästerung galt bei den Juden als das allerschwerste Verbrechen, das, wie auch bis vor nicht langer Zeit bei den Christen, mit dem Tode bestraft wurde. Trotzdem hätte man die Tötung Jesu offenbar gern vermieden, wie aus der Tatsache hervorgeht, daß man versuchte, ihn zu veranlassen, von dannen zu ziehen. Aber sein Einfluß auf das Volk war zu gefährlich, um die Sache noch länger ruhig mitanzusehen. Seine Verhaftung war eine Notwendigkeit und wäre, wie bereits oben erwähnt, in heutiger Zeit bereits viel früher erfolgt. Ihn gefangen zu halten, war offenbar wegen des aufgeregten und betörten Pöbels unmöglich. Was blieb daher zu tun übrig?

Die grausame Todesweise des Kreuzigens wird selbstverständlich jeden Menschen mit Ekel erfüllen. Dieselbe ist jedoch nicht, wie bereits an einer früheren Stelle bemerkt wurde, eine jüdische Institution gewesen, sondern bildete eine bei den Römern übliche Todesstrafe. Die eigentlichen Exekutoren Jesu waren daher die Römer, allerdings auf Drängen der Juden, die ihn der Gotteslästerung anklagten.

---

[1]) Matth. XXVI, 65.

So endete denn dieses große Drama, das hinsichtlich seiner Wirkung auf die Nachwelt ganz einzig in der Weltgeschichte dasteht, mit dem grausamen Martertode jenes armen geisteskranken Menschen. Wäre Ruhm und Ehre nach dem Tode ein Aequivalent für die Leiden des Lebens, dann wäre allerdings Jesus Christus reichlich entschädigt worden für den grausamen Tod, der ihm von seinen Zeitgenossen bereitet wurde, weit mehr als die Hunderttausende von Menschen, die in späteren Jahrhunderten „im Namen Jesu Christi“ von seinen fanatischen Anhängern zu Tode gefoltert oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden.

Was die „Auferstehung“ und „Himmelfahrt“ Jesu anbelangt, so hat es kaum einen Zweck, viele Worte darüber zu verlieren. Wer an die Legende „glaubt“, wer heute noch von der Vorstellung erfüllt ist, daß ein vor zweitausend Jahren gekreuzigter Jude im „Himmel“ sitzt und dort über die Menschheit Gericht abhält, der wird ja doch allen Vernunftgründen und allen logischen Argumenten gegenüber verschlossen bleiben. Wer andererseits die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu als einen Mythus erkennt, für den wird es sich ja gleich bleiben, wie derselbe entstanden ist, zumal dies mit Sicherheit heute nicht nachweisbar ist. Hinsichtlich der Einzelheiten dieser Erzählung weichen die vier Evangelisten voneinander ab. Nur in den Hauptzügen stimmen sie miteinander überein. Der Leichnam Jesu wurde von einem reichen Manne, Joseph von Arimathia, mit Erlaubnis von Pilatus in eine Gruft gelegt, die sich in der Nähe der Kreuzigungsstätte befand. Am anderen Morgen fand man die Gruft, deren Eingang von einem großen Stein verschlossen war, leer. Offenbar war der Leichnam während der Nacht entfernt worden; möglicher Weise hatte man ihn überhaupt garnicht erst hineingelegt. Wie sich dieser Punkt verhalten hat, und wer dafür verantwortlich war, läßt sich heute unmöglich ermitteln.

Die Erste, der Jesus am folgenden Tage „erschien“, war Maria Magdalena, „von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte“.[1]) Letzteres heißt in unsere heutige Sprache über-

---

[1]) **Mark. XVI, 9.**

setzt, daß Maria Magdalena eine durch und durch hysterische Person war, die an hystero-epileptischen Anfällen litt, die je nachdem mit und auch ohne Teufelsaustreibungsprocesse vorübergingen. Daß ein derartig veranlagtes Individuum in einem so excessiven Erregungszustand, wie er bei jener Gelegenheit vorhanden gewesen sein muß, Hallucinationen bekommen mag, ist durchaus annehmbar.

Christus hatte zu seinen Jüngern unaufhörlich von seiner Auferstehung gesprochen, so daß, besonders als die Grabstätte leer gefunden wurde, für psychopathisch disponierte Individuen wie Maria Magdalena reichliche Veranlassung für dementsprechende Sinnestäuschungen gegeben war.

Man kann sich leicht vorstellen wie dann darauf die junge Dame in echt hysterischer Weise herumlief und allen Leuten erzählte, welch ein Wunder ihr begegnet sei; daß sie, und sie allein den auferstandenen Heiland erblickt habe. Aber trotz seiner eigenen Prophezeiungen von seiner Auferstehung und trotz der Versicherung Maria Magdalenas, daß er ihr erschienen sei, glaubte ihr niemand, weder seine Jünger noch die leidtragenden Freunde.[1])

In der Erzählung, wie später Jesus seinen Jüngern erschienen sei, weichen die Evangelisten erheblich von einander ab. Nur darin stimmen sie überein, daß die Jünger ihn nicht erkannten. Im Ev. Marci heißt es sogar direkt, Jesus hätte sich ihnen „unter einer anderen Gestalt“ offenbart.[2])

Höchst wahrscheinlich bildete sich irgend ein anderer Paranoiker ein, Jesus Christus zu sein, wie dies ja Paranoiker bis auf den heutigen Tag zu tun pflegen. Es ist daher durchaus möglich, daß solch ein Pseudo-Jesus sich den Jüngern „unter anderer Gestalt offenbarte“ und ihnen dann Vorwürfe darüber machte, daß sie nicht ohne weiteres an ihn glaubten. Die Stigmata haben sich ja paranoische und hysterische „Heilige“ zu allen Zeiten der Geschichte selber beigebracht, und es war zweifellos ein solches Individuum, in dessen Wunden „der ungläubige Thomas“ seine Finger

---

[1]) Mark. XVI, 11.
[2]) Mark. XVI, 12.

legte. Ist es denn überhaupt denkbar, daß die Jünger, die mehrere Jahre lang fortwährend um Jesus waren, ihn nicht erkannt haben sollen oder besonderer Beweise bedurften, daß er es wirklich war, der unter ihnen weilte?

Sowohl zum besseren Verständnis dieser Impersonification Jesu seitens eines anderen Paranoikers, wie der Persönlichkeit Jesu, wird es ratsam sein, einen flüchtigen Blick auf die vielen, sogenannten „falschen Messiasse" zu werfen, die im Laufe der Jahrhunderte bekannt geworden sind. Man bezeichnet diese Leute heute insgesamt als Betrüger, obwohl man ihnen damit Unrecht tut. Sie waren ebensowenig Betrüger wie Moses, die Propheten und Jesus Christus. Sie gehörten vielmehr zu derselben Klasse von Paranoikern und waren daher vollkommen überzeugt von ihrer göttlichen Mission.

Der erste „Messias" dieser Art, der nach Jesus zu Ansehen und Bedeutung gelangte, war Barchorab, der, unterstützt von Rabbi Akiba, einen Aufstand gegen den Kaiser Hadrian veranstaltete.

Im fünften Jahrhundert erschien auf der Insel Creta ein „Messias", der unter dem Namen „Moses Cretensis" bekannt wurde. Er gab sich als „Moses" aus, der vom Himmel herabgekommen sei, um die Juden zu befreien und durch das Meer nach dem gelobten Lande zu führen. (Wie echt paranoisch!) Er gewann einen enormen Einfluß auf die Masse des Volkes, sodaß Tausende von Menschen seine begeisterten Anhänger wurden. Als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, versammelte er das gesamte Volk, das ihm zugetan war, auf einer felsigen Anhöhe am Meere und ließ Männer, Weiber und Kinder hinabspringen in die brausenden Fluten von denen sie eine wunderbare Rettung erwarteten. Tausende von Menschen kamen auf diese Weise ums Leben im blinden Glauben an den sie erlösenden „Messias".

Unter der Regierung des Kaisers Justinian erschien ein „Messias" namens Julianus, den die Juden und Samariter zum Könige machten. Justinian jedoch bekriegte die Aufständischen, nahm ihren Messias gefangen und ließ ihn enthaupten.

Im Anfang des siebenten Jahrhunderts betrat Muhamed die Bühne der Weltgeschichte. Er gehört in dieselbe Kate-

gorie wie seine Kollegen Moses, Elias, Jesus, Barchorhab und wie die Herren Paranoiker alle heißen mögen. Seine Geschichte und sein enormer Einfluß auf seine Mitmenschen ist zu bekannt, um hier besonders geschildert zu werden.

Da die Paranoia eine weit verbreitete, bei allen Völkern auftretende Krankheit ist, so mußte sich auch die zu „Propheten“ und „Messiassen“ disponierende psychische Veranlagung überall finden, und wir begegnen daher solchen Leuten tatsächlich bei allen Völkern und zu allen Zeiten der Geschichte. In Spanien war es ein gewisser Serenus, der im achten Jahrhundert als Messias auftrat. Im Jahre 1137 traten gleichzeitig in Frankreich und in Persien zwei Messiasse auf, die ungeheures Aufsehen erregten und großen Anhang fanden, schließlich jedoch, wie alle übrigen, getötet wurden.

Die Geschichte der Juden von der Zerstörung Jerusalems an gerechnet hat nicht weniger als vierundsechzig solcher Messiasse aufzuweisen. Der interessanteste unter ihnen war ein gewisser Sabbathai Seri aus Smyrna, der im Jahre 1648 öffentlich auftrat und sich als „Messias vom Hause David“ ausgab, der gekommen sei, um Israel von der Herrschaft der Christen und Muselmänner zu befreien. Folgende Verkündigung ließ er unter dem Volke verbreiten: „Der Messias ist gekommen und wird binnen Kurzem den Turban und die Krone des Sultans an sich nehmen. Dann wird er sich auf einige Zeit entfernen, um gemeinschaftlich mit Moses die zehn Stämme zu suchen, die jenseits des Flusses Sabbation verborgen sind, um sie zurückzubringen. Dann wird er, auf einem Löwen reitend, der vom Himmel gestiegen ist, und dessen Zunge einer siebenköpfigen Schlange gleicht, in feierlichem Triumphzuge in Jerusalem einziehen, nachdem er eine Menge seiner Feinde durch den Atem seines Mundes zerstört hat. Dann wird Jerusalem von der Höhe herabsteigen, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, und der Messias wird selber Opfer darbringen. Dann wird die Auferstehung der Toten erfolgen in Verbindung mit vielen anderen Ereignissen, die jedoch jetzt noch nicht erfüllt werden können“.

Der Verfasser dieser Proklamation ist nie und nimmermehr ein Betrüger, wie man die „falschen Messiasse“ zu bezeichnen pflegt. Er ist vielmehr ein so typischer Paranoiker,

daß fast jeder Laie ohne Schwierigkeit die Diagnose stellen könnte. Nichtsdestoweniger — oder vielleicht gerade darum — wurde auch er der Begründer einer Sekte, der Sabbathaisten, die sich über ein Jahrhundert lang erhalten haben.

Man muß nicht etwa glauben, daß wir heutzutage gegen die paranoischen Propheten und Messiasse immun sind. Allerdings wissen wir, daß diese Leute geisteskrank sind, daß ihr Denken und Handeln durch Wahnideen und Hallucinationen bedingt ist; ja wir, d. h. Psychiater vom Fach, wissen dies und versuchen, das Publikum in dieser Hinsicht zu belehren, — und trotzdem, — man möchte fast erröten, die Wahrheit einzugestehen, — gelingt es heute in dem „aufgeklärten Zeitalter“ in dem Lande, das sich gerne „das Land der Zukunft“ nennen läßt, einem Paranoiker namens Dowey, der sich für den Propheten Elias II. ausgibt, nicht nur eine eigene Gemeinde sondern eine ganze Stadt zu gründen, wo er, „der gottgesandte Prophet“, alleiniger Herrscher ist. Jahrelang hat sich diese Prophetenstadt erhalten und sich eines stetig neuen Zuwachses erfreut. Der „Prophet“ stand wie Moses, Elias und Christus in permanentem Verkehr mit „Gott“ und regierte sein Volk nach dessen Willen. Auch seine Mission war, wie die Jesu Christi, die ganze Welt von ihren Sünden zu heilen und der Menschheit ewige Seligkeit zu verschaffen. Wie Jesus seinen feierlichen Einzug in Jerusalem hielt, so zog Elias der Zweite, d. h. Mr. Dowey, eines schönen Tages in New-York ein, allerdings nicht auf einem Esel reitend, sondern auf einem luxuriösen Sonderzuge, aus einer langen Reihe von Pullmancars bestehend, umgeben von der großen Schar seiner Jünger und Beamten. Das Prophetengeschäft bezahlte sich offenbar recht gut, sodaß so manche malitiöse Neider nur den guten Geschäftsmann in ihm erblicken wollten. Darin taten sie jedoch dem Propheten unrecht. Er glaubte an seine göttliche Mission ebenso fest wie Christus und die Propheten des Altertums an die ihrige.

Als der Zug in den New-Yorker Bahnhof einlief, stand der Prophet auf dem vorderen Perron seines Wagens und rief, indem er die Arme ausstreckte: „So ergreife ich dich denn, New-York, du sündhafte Stadt“. Zwar zog er nicht, wie Christus auf den Oelberg, um dort seine große Predigt

zu halten, wohl aber predigte er in den größten Sälen der Stadt zu einer nach Tausenden zählenden Menschenmasse; denn die Neugier des Volkes war auf das höchste gespannt.

Vorfälle wie diese wären allerdings komisch und erheiternd, wenn sie nicht gleichzeitig eine so tief tragische Seite darböten. Die Tatsache, daß alle wissenschaftlichen Errungenschaften, deren wir uns heute erfreuen, nicht imstande sind, den Aberglauben der großen Masse des Volkes zu beherrschen, daß ein Individuum, von dem wir heute wissen, daß es geisteskrank ist, trotzdem einen fast ebenso großen Einfluß auf die Masse des Volkes erlangen kann, wie vor zweitausend Jahren, als an ein wissenschaftliches Erkennen von Geisteskrankheiten noch nicht zu denken war, das ist betrübend.

Fragen wir uns aber, woran es liegt, daß das Volk auch heute noch nicht frei von Aberglauben ist, fragen wir uns, wie es möglich ist, daß einzelne geisteskranke Individuen auch heute noch imstande sind, mit den unsinnigsten Wahnideen das Volk zu betören, fragen wir uns, wieso nicht nur der Pöbel sondern gerade die sogenannten Gebildeten in einem Lande wie Amerika von einem einzigen geisteskranken Frauenzimmer dem „Christian science“-Schwindel in die Arme getrieben werden, — dann müssen wir zugestehen, daß es nicht das Volk als solches, nicht eine angeborene Schwäche der menschlichen Natur ist, die den Aberglauben unausgesetzt erhält und ernährt, sondern daß die Ursache des Aberglaubens in der Erziehung des Volkes liegt, daß die Lehren, die wir dem Kinde in der Schule und dem Volke von der Kanzel herab zuteil werden lassen, verantwortlich sind für den verhängnisvollen Aberglauben, der heute denselben Nährboden liefert für wahnsinnige Irrlehren wie vor zweitausend Jahren.

Denn was ist der Unterschied, ob ich an einen vor zweitausend Jahren von Gott gesandten Propheten oder Messias glaube, oder ob ich bereit bin zu glauben, daß heute ein Prophet von Gott auf die Welt gesandt sei? Das gesamte Christentum betet einen vor zweitausend Jahren gekreuzigten geisteskranken Juden als Gott an, und das gesamte Judentum schaut immer noch in sehnsüchtiger Erwartung

dem ihm von den geisteskranken Propheten verheißenen Messias entgegen.

Solange solche unsinnigen, auf purer Geisteskrankheit basierenden Lehren den Kindern in der Schule und dem Volke in der Kirche weisgemacht werden, wie kann man sich da wundern, wenn das Volk diesen Aberglauben auch auf die Gegenwart überträgt? Warum sollen die angeblichen Gottheiten sich heute anders verhalten als vor zwei- oder viertausend Jahren? Es ist in der Tat erstaunlich, wie viele Menschen sich heute jedem übernatürlichen Vorgang gegenüber, wie göttlichen Offenbarungen und dergl., absolut skeptisch verhalten und nichtsdestoweniger jenen wunderbaren Vorgängen, die in den Evangelien und im alten Testament beschrieben sind, unbedingten Glauben schenken. Wird denn ein aller Vernunft widersprechender Unsinn dadurch vernünftiger, daß eine lange Spanne Zeit darüber verflossen ist? Die Welt ist und bleibt heute dieselbe wie sie vor einigen tausend Jahren war, und dem sich nach Wahrheit sehnenden Menschen wird eine wissenschaftliche Erkenntnis jener Vorgänge des Altertums, die die gesamte Civilisation auf Jahrtausende hin beeinflussen sollten, ein absolutes Bedürfnis sein.

VIII. Die Begründung des Christentums.

1. Die Jünger Christi.

Wie am Schluß des vorigen Kapitels hervorgehoben wurde, war Christus durchaus nicht der einzige Mensch, der sich für den Sohn Gottes und den Messias hielt, und als solcher einen enormen Einfluß über seine Mitmenschen erlangte. Hätte sich das Phänomen „Christus" einige Zeit nach seinem Tode im Sande verlaufen, so würde es sich in keiner Hinsicht von den oben erwähnten Beispielen anderer Messiasse unterscheiden. Was daher dieses Phänomen zu dem einzigen in seiner Art macht, was es von allen anderen analogen Erscheinungen auszeichnet, ist die Tatsache, daß sich der Glaube an die göttliche Herkunft Jesu Christi über die ganze Welt verbreitet hat und bis auf den heutigen Tag den Hauptpunkt der Religion fast aller civilisierten Völker bildet. Das „Christentum", so lehrt man den Kindern in der Schule, hat den Sieg über das „Heidentum" der alten Völker davongetragen. Dem Christentum verdankt die Menschheit ihre höchsten Ideale, und die gesamte moderne Civilisation schuldet ihre graduelle Entwicklung und ihr ständiges Emporschreiten einzig und allein dem Christentum.

Im vorigen Kapitel haben wir eine psychologische Analyse der Person Christi entworfen. Wir konnten dabei nicht umhin, auf die großen Widersprüche hinzuweisen, die in seiner Lehre enthalten sind. Wir werden uns daher zuvörderst darüber klar werden müssen, was wir unter „Christentum“ zu verstehen haben. Seine Lehren sind teils so widerspruchsvoll, teils so unpraktisch und unausführbar, daß ein auf ihnen beruhendes ethisches System undenkbar ist. Es haben sich ferner die socialen und ethischen Anschauungen bei den verschiedenen christlichen Völkern im Laufe der Jahrhunderte so sehr verändert, daß von einer einheitlichen für alle Zeiten und alle Völker gültigen Lehre, die man als Christentum bezeichnen könnte, nicht die Rede sein kann. Der einzige Punkt, in welchem alle christlichen Völker und Sekten zu allen Zeiten der Geschichte übereinstimmten, ist der Glaube an die göttliche Natur Jesu Christi, sowie an die mystische Lehre der Dreieinigkeit, — Vater, Sohn und heiliger Geist.

In neuester Zeit hat sich allerdings eine Sekte, die Unitarier, gebildet, die auch diesen Punkt nicht mehr aufrecht hält. In allem übrigen, in ethischer sowohl als dogmatischer Hinsicht, werden die heterogensten Dinge unter der Bezeichnung „Christentum“ zusammengefaßt. Je nach dem Bedürfnis momentaner Machthaber sind die verschiedenartigsten ethischen Anschauungen als „christliche Lehre“ verkündet worden, und man kann dreist behaupten, daß die christliche Kirche kein einziges moralisches Princip vertreten hat, dessen krasses Gegenteil nicht mit demselben Eifer zu anderen Zeiten oder von anderen Sekten befürwortet worden wäre. Die entsetzlichsten Verbrechen, sowohl legaler als moralischer Art, — Lug und Trug, Bestechung, Raub, Mord, ja die undenkbarsten Grausamkeiten, die unmenschlichsten Torturen der Mitmenschen, — alles dieses wurde nicht nur von den christlichen Völkern verübt, sondern es wurden diese Verbrechen von den Leitern der christlichen Kirche als gottgefällige Werke befohlen, und wer es wagte, sich diesen Verbrechen zu widersetzen, ja dieselben nur zu kritisieren, fiel selber zum Opfer dieser Irrlehren auf dem Scheiterhaufen oder in der Folterkammer, — und alles dieses

geschah „im Namen unseres Herrn und Heilands Jesu Christi“. Das Christentum stellt mithin keineswegs einen einheitlichen Begriff dar, sondern bildet lediglich den Ausdruck jeweiliger Anschauungen und Verhältnisse.

Um so schwieriger, aber auch um so wichtiger ist die Beantwortung der Frage nach dem Nutzen, den das Christentum der Menschheit gebracht hat. Denn gleichviel, was man über Christus denken mag, gleichviel, ob Christus ein Gott oder ein geisteskranker Jude war, gleichviel, was man unter der Bezeichnung „Christentum“ verstehen mag: sobald man den einwandfreien Beweis bringen kann, daß das Christentum die Menschheit veredelt hat, daß wir diesem Christentume wirklich unsere moderne Civilisation zu verdanken haben, daß die Menschheit ohne dasselbe im Zustand der Barbarei verblieben wäre, — nun wohl — dann wäre das „Christentum“ allerdings der größte Segen, den die Menschheit je empfangen hat, und die Erhaltung und Pflege des „Christentums“ wäre die heiligste Pflicht eines jeden Menschen, dem die Veredelung des Menschengeschlechts am Herzen liegt. Aber — der Beweis!

Den großen Erfolg, den Christus bereits zu Lebzeiten beim jüdischen Volke gehabt hat, verdankte er ausschließlich der niedrigsten Klasse, dem Pöbel. Die Gebildeten hielten den Tischlersohn, der sich als Sohn Gottes ausgab, der sich als König aller Völker der Erde aufspielte, für einen Schwindler; gerade so, wie dies in einem ähnlichen Falle die heutige Welt tun würde. Während sie zuerst mit Gleichgültigkeit und Verachtung auf ihn herabsahen, erblickten sie allmählich eine sociale Gefahr in ihm, die sich auf das höchste zu steigern schien, als er, vom jauchzenden Pöbel umringt, auf einem Esel seinen feierlichen Einzug in Jerusalem hielt.

Die Besorgnis, die sich fortan bei der besitzenden Klasse und den gebildeten Ständen geltend machte, war sicherlich nicht unbegründet. Ist doch zu allen Zeiten der Geschichte der Pöbel gern bereit gewesen, einem Aufrührer Gehör zu schenken und sich gegen die obere Klasse zu empören. Philosophisch-religiöse Erwägungen oder ethische Lehren haben Christus schwerlich die Herzen des Proletariats erobert. Was den Pöbel für ihn in Begeisterung versetzte, waren seine

Versprechungen von dem neuen Reich, in welchem „die Letzten die Ersten sein würden“, in welchem die Reichen darben müßten, die Armen aber, wie Lazarus, im Uebermaße schwelgen würden. Sein unerbittlicher Haß gegen alle Besitzenden, seine Schmähungen und Angriffe gegen die Häupter des Staats, gegen die hohen Priester und alle Vornehmen des Landes mußten ihm die Sympathieen des gemeinen Volkes erwecken, wie dies stets in der Geschichte bei Demagogen der Fall war.

Was seinen excentrischen Versprechungen als Garantie diente, was ihn als Gottgesandten, als Messias beim Volke accreditierte, waren seine vielen Wunderkuren, deren natürliche Basis im vorigen Kapitel erklärt wurde. Kein Mittel ist imstande, die Sympathie des jüdischen Volkes so schnell zu gewinnen, als Wunderkuren schmerzhafter Leiden und Gebrechen. Sehen wir doch heute die orthodoxen Juden in New-York mit demselben Enthusiasmus in die Christian science Kirchen laufen, mit dem der Pöbel vor zweitausend Jahren dem auf einem Esel reitenden Paranoiker zujauchzte.

Christus, der sehr bald erkannte, daß nur der Pöbel an ihn glaubte, ging in seiner paranoischen Naivität so weit, auszurufen: „Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen, und hast es geoffenbart den Unmündigen“.[1]) Solche „Unmündigen“ oder mit anderen Worten ignorante, rohe Burschen aus der Hefe des Volkes machte Christus zu seinen Aposteln, um das „Reich Gottes“ über die Welt zu verbreiten. Man vergegenwärtige sich nur einmal die Situation. Ein Tischlersohn umgibt sich plötzlich mit einer Schar von Fischersknechten und ähnlichem Proletariat, das auf der allerniedrigsten Stufe der damaligen Civilisation steht, und beschimpft jeden, der nicht an seine göttliche Herkunft und das von ihm zu begründende Königreich glaubt! Die biederen Fischersknechte, die Christus durch einen ungewöhnlich guten Fischfang für sich gewonnen hatte, sind natürlich von Stolz und Selbstbewußtsein erfüllt, die ersten in dem neuen, die Welt beherrschenden Königreiche zu sein.

---

[1]) Luk. X, 21.

Sie stellten sich unter diesem „Reiche Gottes" nicht etwa irgend etwas Bildliches vor, sondern glaubten, wie Christus selber, an ein mächtiges Reich, auf dessen Thron er sitzen würde, um die Welt zu regieren. Der brave Petrus, dem Christus die Schlüssel des Reiches versprochen hatte, kam sich ungeheuer wichtig in seinem Amte als Pförtner vor und war vollkommen davon überzeugt, daß er das mächtige Tor des Reiches auf- und zuzuschließen haben werde. Die Mutter seiner beiden Kollegen Jacobus und Johannes begab sich selbst als Fürsprecherin zu Jesus, um ihn fußfällig zu bitten, ihren Söhnen gute Plätze in dem neuen Reiche zu reservieren. „Lasse diese meine zweien Söhne sitzen in deinem Reich, einen zu deiner Rechten und den andern zu deiner Linken".[1]) Wahrscheinlich hielt sie sich durch ihr verwandtschaftliches Verhältnis zur „Jungfrau" Maria zu dieser Auszeichnung berechtigt.

Diese naiven, simplen Fischersknechte, die auf der niedrigsten Stufe intellektueller Entwicklung standen, sollten die Verkünder und Verbreiter der weltbeherrschenden Religion werden!

Bereits Christus sandte zu seinen Lebzeiten nicht nur seine zwölf Apostel, sondern siebzig seiner Anhänger in die verschiedenen Städte und Ortschaften, um seinen Ruf unter dem Volke zu verbreiten. Ueberall sind es jene zwei Faktoren, denen die Herolde Christi ihren Erfolg zu verdanken haben: Die Heilung von Kranken und die Verheissungen, die den Besitzlosen gemacht wurden. Zu Scharen strömte das Volk herbei, um alle möglichen hysterischen Gebrechen heilen zu lassen. Hysterische Lähmungen, Blindheit, Stummheit, psychische Depressionszustände, hysteroepileptische Anfälle, alles dies wurde von den Jüngern Christi mit verblüffender Promptheit geheilt. Weit entfernt davon, den wahren Charakter der Krankheit und die wissenschaftliche Begründung des Heilerfolges zu erkennen, erblickte Christus in diesen Erfolgen seine göttliche Macht, und sowohl seine Jünger als die große Masse des Volkes war von demselben Glauben erfüllt. Die epileptiformen Anfälle für Teufel und

---

[1]) Matth. XX, 20.

böse Geister haltend glaubten die Jünger, durch die ihnen verliehene Kraft Himmel und Hölle zu beherrschen. „Herr“, riefen sie begeistert aus, „es sind uns auch die Teufel untertan in deinem Namen“. „Sehet“, antwortete Christus, „ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Scorpionen und über alle Gewalt des Feindes, und nichts wird euch beschädigen“.[1])

Was die dem Pöbel gemachten Verheißungen anbelangt, so beschränkten sich dieselben durchaus nicht mehr auf ein „besseres Dasein in der anderen Welt“, sondern befürworteten social-kommunistische Ideen, wie sie zu allen Zeiten der Geschichte die Lockspeise der Demagogen bildeten. Der Kommunismus Christi war aber nicht auf socialen Principien basiert, die wenigstens theoretisch ausführbar wären, sondern er verlangte in naiver Weise die Teilung alles Besitzes, unbekümmert darum, wer für die Herbeischaffung neuer Lebensmittel sorgen würde. Es war dies ein Kommunismus des Genießens ohne irgendwelche Rücksicht auf die Produktion. Heutzutage könnte man nicht einmal dem Pöbel mit solchen Ideen imponieren. Jeder Arbeiter weiß heutzutage, daß zum Leben Arbeit geleistet werden muß, und das Problem des modernen Socialismus beruht auf einer wissenschaftlichen Verteilung der Arbeit. Kein geistig gesunder Mensch glaubt heute, daß die Menschheit in dauerndem Genuß dahinleben kann, ohne daß irgend jemand die erforderliche Arbeit leistete. Christus jedoch befahl seinen Jüngern ausdrücklich: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen wollt, auch nicht für euern Leib, was ihr antun sollt. Nehmet wahr der Raben. Sie säen nicht, sie ernten auch nicht, sie haben auch keinen Keller noch Scheune, und Gott nährt sie doch. Wie viel aber seid ihr besser denn die Vögel!“[2])

Ein Kommunismus, der damit beginnt, daß niemand arbeiten soll, ein socialer Zustand, in welchem die Menschheit gedeihen soll, „wie die Lilien auf dem Felde“, die „nicht arbeiten, nicht spinnen“; ein Leben, in dem es keine anderen Pflichten gibt als allein den Glauben, ein solches

---

[1]) Ev. Luk. X, 17, 19.
[2]) Luk. XII, 22, 24.

Dasein mußte allerdings dem schwer bedrückten Proletariate der damaligen Zeit als höchstes Ideal imponieren. Zu Scharen strömten sie zu den Fahnen des „Messias“. Und als nun gar der Held des Volkes, der „Sohn Gottes“, der „Erlöser der Menschheit“, den grausamen Tod am Kreuze sterben mußte, da wurde das glimmende Feuer zur lodernden Flamme angefacht, die sich nunmehr über die ganze Welt verbreiten sollte.

Die Idee der Gütergemeinschaft war auch den Juden der damaligen Zeit nicht neu. So berichtet Josephus[1]) von einer philosophischen Sekte, den Essenern, die bereits hundert Jahre vor Christi Geburt eine Art von Kommunismus unter sich bildeten. Alle, die dieser Gemeinschaft beitreten wollten, mußten ihren gesamten Besitz zum gemeinsamen Gebrauch darreichen, sodaß niemand weder Mangel noch Ueberfluß haben konnte. Es war dieser Bund über eine große Anzahl von Städten verbreitet, sodaß, wenn seine Mitglieder von einem Orte zum anderen zogen, sie nichts mitzunehmen brauchten, da ihnen überall die Güter der Brüder zur Verfügung standen.

Der Kommunismus des Genießens ohne Rücksicht auf die Produktion der Genußmittel bildete den Kern der Lehre, die von den Jüngern Christi nach seinem Tode verbreitet wurde. Selbstverständlich strömten die Besitzlosen, die dabei nichts zu verlieren hatten, denen aber andererseits ein sorgenloses Leben in Aussicht gestellt wurde, scharenweise dieser neuen Lehre zu. „Dreitausend Seelen“ gewann Petrus an einem einzigen Tage.[2]) Diejenigen, die der begüterten Klasse angehörten, mußten „ihre Güter und Habe verkaufen“, damit dieselbe unter den Brüdern gleichmäßig verteilt werden konnte. Das völlige Aufgeben jeglichen persönlichen Besitztums war die Hauptbedingung zur Aufnahme in den neuen Bund. „Es war keiner unter ihnen der Mangel hatte, denn wie viele ihrer waren, die da Aecker oder Häuser hatten, verkauften sie dieselben und brachten das Geld des verkauften Guts und legten es den Aposteln zu

---

[1]) Josephus, Geschichte des jüdischen Krieges II, 8.
[2]) Apostelgeschichte II, 41.

Füßen. Und man gab einem Jeglichen was ihm not war".[1]) Dieses Gesetz wurde mit großer Strenge durchgeführt. Als Petrus erfuhr, daß Ananias und sein Weib Saphira heimlich etwas von ihrer Habe zurückbehalten hatten, wurden sie beide mit dem Tode bestraft „von Gott, dem Herrn!"

Dieser neue kommunistische Bund, der den persönlichen Besitz auf das entschiedenste verdammte, und der namentlich durch seine scheinbaren Wunderkuren auch zahlreiche Anhänger aus den besseren und besitzenden Ständen erhielt, mußte natürlich den Regierungsbehörden äußerst gefährlich erscheinen. Selbstverständlich! Mußte sich doch jeder ruhig und klar denkende Mensch fragen: Was soll aus dieser großen Gemeinde werden, wenn die gemeinsamen Genußmittel aufgezehrt sind? Es war immer nur von einer Teilung des Besitztums die Rede; um die zu leistende Arbeit aber kümmerte sich niemand. Nur durch die Erwerbung neuer, namentlich wohlhabender Mitglieder konnte sich der Bund weiterhin erhalten. Was anders aber war dies, als ein Hinausschieben einer unausbleiblichen Katastrophe, die um so unheilvoller enden mußte, je größere Dimensionen die Verbrüderung erreicht hatte. Die Einsichtsvolleren erkannten sehr wohl die Gefahr und versuchten, da es auf andere Weise nicht ging, der Sache gewaltsam ein Ende zu machen, indem sie die Apostel verhaften ließen. Religiöse Bedenken haben sicherlich nicht den Anlaß zu einem derartigen Vorgehen gegeben. Ließ man doch die verschiedenen philosophischen Sekten wie die Pharisäer und Saducäer unbelästigt, obwohl sich ihre Lehren schroff gegenüberstanden. Ja, selbst die schon erwähnten kommunistischen Essener ließ man ruhig gewähren, da ihr System, so sehr es sich auch in seinen Lehren und Gebräuchen vom eigentlichen Judentum unterschied, keinerlei Gefahr für das öffentliche Gemeinwesen darbot. Hier aber hatte man es mit einer aggressiven, die bestehende Ordnung der Dinge schwer bedrohenden Bewegung zu tun, deren revolutionärer Charakter unverkennbar war.

Der Bund hatte aber bereits zu große Dimensionen angenommen, um sich ohne die allerenergischsten Maßregeln

---

[1]) Apostelgeschichte IV, 34, 35.

auflösen zu lassen. Die verhafteten Führer wurden aus dem Gefängnis befreit, angeblich durch „den Engel des Herrn“, und der *nach ihnen ausgesandte Hauptmann wagte nicht*, mit seinen Leuten Gewalt anzuwenden, „denn sie fürchteten sich vor dem Volk, daß sie nicht gesteinigt würden“.[1])

Zwei ganz entgegengesetzte Eigenschaften des ursprünglichen Judentums und des aus ihm hervorgegangenen Christentums sind merkwürdigerweise aus demselben psychischen Phänomen hervorgegangen, nämlich dem Größenwahn. Die Juden hielten sich den Wahnideen und Hallucinationen Abrahams gemäß für das auserwählte Volk, das der „einzige, ewige Gott“ zu seinem Volke gemacht habe, und das daher hoch über allen anderen Völkern dastehe. Dieser Größenwahn hat sich während all der Jahrhunderte als Volksglaube erhalten, und auf ihn ist die Exclusivität des jüdischen Volkes, die Abneigung sich mit anderen Völkern zu vermischen, zurückzuführen. Der Größenwahn Christi aber, der ihn zum Könige des auserwählten Volkes machte, steigerte sich allmählich derart, daß er zunächst der Sohn Gottes, dann der Gott des auserwählten Volkes und schließlich der Herr und Gott aller Völker des Himmels und der Erde wurde. Auf diesen Größenwahn haben wir das Bestreben seiner Nachfolger zurückzuführen, seine Lehren über die Grenzen des jüdischen Reiches hinaus, ja über die ganze Welt zu verbreiten. So führte in diesen beiden Fällen derselbe Größenwahn zu zwei entgegengesetzten Bestrebungen.

Christus hat ursprünglich nicht nur eine entschiedene Abneigung gegen fremde Nationen gehabt, sondern da, wo er mit Nichtjuden in Berührung kam, dieselben recht rücksichtslos behandelt. *Als ein armes Weib vor Canaa ihn anflehte, ihre kranke Tochter zu heilen, zeigte er ihr seine* Verachtung und betonte ausdrücklich, daß er nur zu den Israeliten gesandt sei. Ja, er ging so weit, die Leute, nur weil sie keine Juden waren, „Hunde“ zu nennen. Hier zeigt sich der Größenwahn noch in der Form, daß er das Volk, dem er angehörte, so hoch über alle anderen Völker stellt,

---

[1]) Apostelgeschichte V, 26.

daß er letztere als Hunde zu bezeichnen sich für berechtigt hält. Erst später steigert sich der Wahn und macht ihn zum Gott aller Völker.

Dementsprechend waren auch seine Apostel ursprünglich nur darauf bedacht, das jüdische Volk zu der neuen Lehre zu bekehren, und erst später „tat Petrus seinen Mund auf, und sprach: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm“.[1])

Der Bund, der ursprünglich nur aus Juden bestand, nahm daher nunmehr auch Mitglieder aus den Nachbarvölkern in sich auf. Die Jünger reisten umher, um neue Gemeinden zu gründen und die alten zu befestigen. Es war zu Antiochien, wo die Anhänger der neuen Lehre zuerst als „Christen“ bezeichnet wurden.[2]) Bis dahin nannten sie sich: „Brüder“, „Heilige“, „Jünger“, „Gläubige”. Ihre Gegner nannten sie „Galiläer“, „Nazarener“ und „Männer der Sekte“. Von nun an führten sie den Namen „Christen“, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Zuvörderst bestand der immer größer und stärker werdende Bund zum allergrößten Teil aus Juden. Die ersten Christen bildeten daher lediglich eine Sekte der Juden gerade so wie die Pharisäer und Saducäer. Keiner der Brüder dachte im entferntesten daran, dadurch daß er dem Bunde beiträte, das Judentum aufzugeben. Im Gegenteil, sie „entsetzten“ sich, daß auch über die Heiden die Gabe des heiligen Geistes ausgegossen ward.[3]) Ebensowenig lag es in der Absicht der Apostel, sich von der jüdischen Religion zu trennen. Sie glaubten vielmehr, als „Christen“ das höchste Ideal des Judentums zu repräsentieren.

In religiöser Hinsicht bildeten das Judentum und Christentum nicht etwa Gegensätze, sondern es ist die gesamte Lehre des Judentums im Christentum enthalten. Der

---

[1]) Apostelgeschichte X, 34, 35.
[2]) Apostelgeschichte XI, 26.
[3]) Apostelgeschichte X, 45.

Kern des Judentums, durch welchen sich dieses von allen übrigen Religionen unterschied, war der Monotheismus. Obwohl das Christentum diesem „einzigen, ewigen Gotte“ einen Sohn und heiligen Geist zugesellte, mußte es trotzdem die ganze „Offenbarungsgeschichte“ des einzigen Gottes beibehalten, da mit ihm selbstredend auch der Sohn fallen würde. Um sich aus dem Dilemma dieses Widerspruchs zu ziehen, erfand man die mystische und widersinnige Lehre der Dreieinigkeit, derzufolge es trotz des Sohnes und des heiligen Geistes nur einen einzigen Gott gibt, indem diese drei ein einziges Ganzes bilden.

Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, der Auferstehung der Toten, sowie den Glauben an Engel und Teufel finden wir bei einzelnen Sekten der Juden und sie sind wahrscheinlich der religiösen Anschauung der Pharisäer entnommen.

Die Lehre von dem ewigen Reich Gottes, auf dessen Thron fortan Christus sitzen sollte, und zu dessen Pforten der brave Fischersknecht Petrus die Schlüssel besaß, beruht auf den Schriften der Propheten, die der Wiederherstellung des alten, mächtigen jüdischen Reiches entgegensahen und dasselbe der theokratischen Idee der Juden gemäß das „Reich Gottes“ nannten, geradeso wie sich die Juden von jeher als das Volk Gottes betrachteten. Das Wort „Messias“ bedeutet ursprünglich nur „der Gesalbte“ und wurde von den Propheten auf den erwarteten Helden angewendet, der an der Spitze dieses wiederhergestellten Reiches stehen würde. War doch das Salben der Könige eine wohlbekannte Sitte der Juden des Altertums. Daß Christus diesen Namen auf sich bezog und den Begründer des Reiches Gottes in sich selbst erblickte, war der Ausfluß seines paranoischen Geisteszustandes.

So bilden sämtliche religiöse Anschauungen der „Christen“ ein Produkt des Judentums, und die Christen stellen, wie gesagt eine Sekte der Juden dar.

Das Ceremonial sowie die rituellen Gebräuche sind ebenfalls zunächst jüdischen Ursprungs. Das Waschen mit geweihtem Wasser, besonders als symbolische Darstellung der Reinigung von Sünden, war eine bei allen orientalischen

Völkern bestehende Sitte. Bei den Juden spielten derartige Waschungen eine große Rolle und lassen sich zum Teil bis auf Moses zurückführen. Die feierliche Waschung als Symbol der Purification bei der Aufnahme in die jüdische Gemeinde ist eine Ceremonie, die von Alters her bei den Proselyten angewendet wurde, und es ist dies der Gebrauch, auf den die christliche Taufe zurückzuführen ist.

Die Tatsache, daß viele jüdische Gebräuche abgeschafft, und mit der Zeit fremde Ceremonien und Sitten von den Christen angenommen wurden, hat ihren Grund in rein praktischen Umständen. Selbstverständlich mußte man bei dem Streben, das Christentum so weit als möglich zu verbreiten, darauf bedacht sein, den Leuten den Zutritt zu der Verbrüderung so leicht als möglich zu machen. Wenn dem Proletariat der christliche Kommunismus als Lockspeise diente, so war es andererseits sicherlich nicht leicht, die Wohlhabenden zur Preisgebung ihres Besitztums zu bewegen. Jede unnütze Erschwerung zum Uebertritt mußte daher im Interesse des Gedeihens der neuen Sekte beseitigt werden. Hierher gehören z. B. die aus den Moses'schen Wahnideen hervorgegangenen Speisegesetze. Wie konnte man von fremden Völkern erwarten, daß sie sich all den unsinnigen Anordnungen fügen sollten, wie z. B. Milch und Fleischspeisen nicht zusammen zu genießen; oder sich gewisser Speisen, die ihnen lieb waren, wie Schweinefleisch, gänzlich zu enthalten?

Ein ceremonielles Gesetz, das den Juden als das allerbedeutungsvollste galt, das man aber andererseits seiner Brutalität wegen den Proselyten nicht zumuten konnte, war die Beschneidung. Wenn die Gläubigen sich schon dazu verstanden, Hab und Gut dem gemeinsamen Wohle zu opfern, ein Stück des Geschlechtsteiles herzugeben, schien ihnen denn doch zu viel. So weit ging der Enthusiasmus bei den meisten nicht, und wollte man nicht eine unüberwindliche Barriere bestehen lassen, so mußte man sich dazu entschließen, diese ebenso absurde als brutale Ceremonie abzuschaffen.

Wie Christus, seinem Größenwahn entsprechend, von der Göttlichkeit seiner Person sowie von der Macht und

Größe „seines Reiches“ erfüllt war, und er von seinen Anhängern vor allen Dingen einen unbedingten Glauben an sich und seine göttliche Macht verlangte, so bildete auch der Glaube an ihn und die durch ihn zu erlangende Seligkeit den Kernpunkt der neuen Lehre. „Glaube macht selig!“ Das war das Motto der christlichen Verbrüderung. Gleichviel welcher Art die Taten und Werke eines Menschen waren, er gehörte der sündigen Menschheit an, die einzig und allein durch den Glauben an ihn, den „Erlöser“, Vergebung der Sünden und ewige Seligkeit erhoffen konnte.

Dies waren die religiösen Anschauungen und socialen Principien jener neuen Sekte der Juden. Sie bildeten das „Christentum“ in seiner ursprünglichen Form. Die möglichst weite Verbreitung der neuen Lehre, die „Bekehrung“ von Juden und Heiden zu dem neuen Glauben bildeten einen der wichtigsten Punkte des „Christentums“. Hatte doch Christus selber befohlen, seinen Namen über die ganze Welt zu verbreiten, da er die Sünden der Menschheit auf sich genommen und sein Blut zur Erlösung aller Menschen vergossen habe. Von jener Zeit an, als die Jünger Christi von Ort zu Ort reisten, um die Lehre ihres Meisters zu verkünden, bis auf den heutigen Tag, wo die Missionäre der christlichen Völker Proselyten in Indien und China zu machen versuchen, ist man diesem Streben nach Verbreitung des Christentums treu geblieben.

Der Eifer, mit welchem die Jünger Christi umherreisten, um das Volk zu bekehren und neue Gemeinden zu gründen, ist sicherlich bewundernswert und von nicht geringem Erfolge gekrönt. Trotzdem wäre es Leuten von dem Schlage Petri nicht gelungen, die neue Lehre weit über die Grenzen des jüdischen Reiches hinauszutragen. Trotz der günstigen Verhältnisse, die sich der Aufnahme einer neuen sensationellen Weltanschauung darboten, hätten die simplen Fischersknechte es nicht vermocht, dem Christentum Eingang in die civilisierte Welt der damaligen Zeit zu verschaffen. Dazu bedurfte es einer ungewöhnlichen Erscheinung, eines Fanatismus, wie er gewöhnlichen Sterblichen nicht zueigen ist. Es bedurfte einer Persönlichkeit, welche die Masse des Volkes zu fesseln und zu bezaubern verstand, einer Persönlichkeit,

die, mit fast übermenschlicher Kraft ausgestattet, auf die große Menge einen ähnlichen Einfluß auszuüben vermochte wie der „Messias“ selber, dessen Ruhm und Herrlichkeit zu verkünden sie gekommen war. Ein solcher Mann fand sich im geeigneten Augenblick in — Paulus. Ohne ihn wäre die Sekte der Christen zweifellos ebenso verschwunden wie so viele andere Sekten vor — und nachher. Mit seiner Persönlichkeit und seinen Werken werden wir uns im folgenden Abschnitt zu beschäftigen haben.

2. Paulus.

Wie die Persönlichkeit Christi den Hauptgegenstand des Christentums bildete, so wurde Paulus zum eigentlichen Begründer desselben. Es war nicht allein die Verbreitung der neuen Lehre sein Werk, sondern es war zum größten Teil die Lehre selber, deren Ursprung sich auf Paulus zurückführen läßt. Er, nicht Christus war es, der die alten jüdischen Gebräuche und Ceremonieen abschaffte, wie die mosaischen Speisegesetze und vor allen Dingen die Beschneidung. Es war Paulus, der die vielen christlichen Gemeinden begründete und ihnen ihre innere Organisation gab. (Jede Gemeinde erhielt einen Bischof, resp. einen Presbyter, dem der Dekan untergeordnet war.) Es war Paulus, der den neu begründeten Gemeinden mündlich und schriftlich moralische Vorschriften gab, die nicht selten mit den Aussprüchen Christi in direktem Widerspruch standen. Der Schwerpunkt seiner Lehre bestand im Glauben an Christus, „den Sohn Gottes". Durch diesen Glauben werde der Menschheit ihre Sünden vergeben. Wie Christus, so werden auch diejenigen, die an ihn glauben, vom Tode auferstehen und der Seligkeit in dem ewigen Reiche Christi teilhaftig werden.

Man muß sich in die Verhältnisse der damaligen Zeit versetzen, man muß an die Schwierigkeit der Communicationsmittel denken, man muß sich den Aberglauben des niedrigen Volkes und andererseits den philosophischen Skepticismus der gebildeten Klassen in Griechenland und Italien vergegenwärtigen, um sich eine Vorstellung der fast

übermenschlichen Aufgabe zu machen, die sich Paulus gestellt hatte, und die er mit so glänzendem Erfolge zu Ende führte. Drei große Reisen hat er unternommen durch die civilisierte Welt der damaligen Zeit. Von der Hauptstadt einer der östlichsten römischen Provinzen ausgehend, drang er bis an das westliche „Ende der Welt", bis nach Spanien vor, überall das Wort Christi verkündend und neue Gemeinden begründend. Sein ganzes Leben widmete er dieser Aufgabe, „der Bekehrung von Juden und Heiden". Je größer die Schwierigkeiten waren, die sich ihm in den Weg stellten, um so glühender wurde sein Eifer. Er scheute weder Hunger noch Durst, weder Hitze noch Kälte. Keine physische Anstrengung war zu viel für seinen nur schwächlichen Körper; keinerlei Nachstellungen seiner Gegner vermochten den immer regen Geist zu entmutigen. Tapfer und mutig schritt er unverwandt dem Ziele zu, das ihm vor Augen schwebte, und zu dessen Vollführung er seiner Meinung nach von einer höheren Macht berufen war. Das Leben und Wirken dieses außerordentlichen Mannes ist zu allgemein bekannt, um an dieser Stelle nochmals eingehend geschildert zu werden. Wer sich in dieser Hinsicht besser zu informieren wünscht, sei auf die betreffenden Schriften des neuen Testaments, (Apostelgeschichte, Briefe Pauli), sowie auf die manigfachen Biographieen verwiesen. Für unsere Zwecke genügt es, jene Punkte hervorzuheben, die besonders charakteristisch sind für die Persönlichkeit Pauli, oder die einer besonderen wissenschaftlichen Erklärung bedürfen.

Obwohl Paulus ein Handwerk, nämlich das Teppichmachen,[1]) erlernt hatte, war ihm nichtsdestoweniger eine nach damaligen Begriffen wissenschaftliche Erziehung zuteil geworden. Es war eine allgemeine Sitte der Juden, ihre Söhne ein Handwerk erlernen zu lassen, gleichviel ob sie die professionelle Ausübung desselben nötig hatten oder nicht. „Derjenige", sagt der Rabbi Judah, „der seinem Sohn kein Handwerk lehrt, tut dasselbe, als wenn er ihn lehrte ein Dieb zu sein". Von frühester Jugend auf wurde er in den heiligen Schriften, in der Geschichte seines Volkes

---

[1]) Apostelgeschichte XVIII, 3.

und in den religiösen Gesetzen unterwiesen. Zu den Füßen Gamaliels,[1]) des durch den Talmud berühmten Rabbiners, studierte er die theosophischen Lehren seines Meisters. Er sprach griechisch ebenso fließend wie hebräisch. Gleich seinem Vater trat er in reiferen Jahren der Verbrüderung der Pharisäer bei, „der strengsten Sekte“[2]) des jüdischen Gottesdienstes.

Zum ersten Male sehen wir ihn die Bühne der Welt betreten gelegentlich der vom wilden Pöbel verübten Steinigung Stephans. Nachdem dieser seine letzte Ansprache an das Volk gehalten hatte, zu deren Schluß er sie an die Verfolgung und Tötung der Propheten seitens ihrer Väter erinnerte und sie selber des Mordes des von den Propheten verkündeten Messias anklagte, stürzte die Menge in blinder Wut über ihn her, stieß ihn unter fürchterlichem Geschrei zur Stadt hinaus und steinigte ihn bis er seinen Geist aufgab. Der Aergsten einer aber war Paulus oder, wie er sich damals noch nannte, Saul. Gelegentlich einer sich an jenes Ereignis anschließenden allgemeinen Verfolgung der neuen Gemeinde wütete Paulus auf das allermaßloseste und grausamste. Selbst Weiber und Kinder wurden von seiner Wut nicht verschont. „Mit Drohen und Morden schnaubend“ drang er in die Häuser und schleppte alle, deren er habhaft werden konnte, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, erbarmungslos ins Gefängnis. Selbst damit nicht zufrieden, bat er den Hohepriester um Einführungsbriefe an die Schulen in Damaskus mit der Absicht, Männer und Weiber, die sich zu der neuen Lehre bekennen würden, gebunden nach Jerusalem zu schleppen.

Als er sich aber mit den betreffenden Briefen versehen auf den Weg machte, da ereilte ihn, noch ehe er Damaskus erreichte, folgendes Ereignis: „Es umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel, und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme, die sprach zu ihm: Saul, Saul, was verfolgst du mich? Er aber sprach: Herr wer bist du? Der Herr sprach: Ich bin Jesus, den du verfolgest. Es wird dir schwer werden wider den Stachel zu löcken. Und er

---

[1]) Apostelgeschichte XII, 3.

[2]) Apostelgeschichte XXVI, 5.

sprach mit Zittern und Zagen: „Herr, was willst du, daß ich tun soll?“ Der Herr sprach zu ihm: „Stehe auf, und gehe in die Stadt, da wird man dir sagen, was du tun sollst“.[1]) Von Furcht und Schrecken erfaßt, erhob er sich von der Erde, aber als er die Augen öffnete, war es dunkel um ihn herum; er war mit Blindheit geschlagen. Anstatt, wie er es geplant hatte, wie ein Sieger in Damaskus einzuziehen, in die Häuser einzudringen und Männer, Weiber und Kinder zu binden und als Gefangene nach Jerusalem zu schleppen, schlich er selber wie ein Gefangener durch das Tor in die Stadt, an der Hand geführt von seinen Begleitern. Drei Tage lang blieb er blind, während derer er weder Speise noch Trank zu sich nahm. Da erschien ihm „vom Herrn gesandt“ ein Jünger mit Namen Ananias und legte die Hände auf ihn, „damit er wieder sehend und mit dem heiligen Geist erfüllt werde“. „Und alsobald fiel es von seinen Augen wie Schuppen, und er ward wieder sehend“.[2]) Erst nachdem er sich hatte taufen lassen, nahm er wieder Nahrung zu sich, um seinen von dem dreitägigen Fasten geschwächten Körper zu stärken. Nach wenigen Tagen der Erholung begann er, in den Schulen zu predigen und Christus als den Sohn Gottes zu verkünden. Dieselben Lehren, die er mit fanatischem Eifer und unerhörter Grausamkeit in Jerusalem verfolgt hatte, und zu deren gänzlicher Vertilgung er sich mit den Empfehlungsbriefen vom Hohenpriester versehen nach Damaskus begeben hatte, diese selbige Lehre verkündete er fortan mit demselben fanatischen Eifer und machte es sich zur Lebensaufgabe, sie über die ganze Welt zu verbreiten. Ehe er jedoch das große Werk der Bekehrung begann, ja, selbst ehe er sich mit den obersten Leitern der neuen Sekte in direkte Verbindung setzte, verschwindet er für längere Zeit vom Schauplatz, während derer er sich in Arabien verborgen hielt.[3]) Erst nach Ablauf von drei Jahren begab er sich von Damaskus nach Jerusalem, wo er zum ersten Male mit den Aposteln zusammentraf. Hier hielt er sich nur kurze Zeit auf und begab

---

[1]) Apostelgeschichte IX, 3—6.
[2]) Apostelgeschichte IX, 17, 18.
[3]) Gal. I, 17.

sich alsbald nach Cäsarea und von dort nach Tarius, seinem Geburtsorte.

Es war Antiochien, von wo aus Paulus in Gemeinschaft mit Barnabas und in Begleitung von Johannes seine erste Missionsreise unternahm. Es war ihm vom heiligen Geist verkündet worden, daß er zu diesem Werk berufen sei, und bei allen wichtigen Entscheidungen ist es fortan der heilige Geist oder zuweilen Christus selber, der ihm seine Befehle erteilt. Drei große Reisen, die sich über Kleinasien, Griechenland, Italien und Spanien erstrecken, hat Paulus unternommen und dabei eine Energie an den Tag gelegt, die wahrhaft staunenswert ist. In allen Städten, die er besuchte, predigte er in den Synagogen und zu der „heidnischen Bevölkerung“. Ueberall „bekehrte“ er zahlreiche Juden und „Heiden“ und vereinigte sie zu christlichen Gemeinden. Der Kern seiner Lehre bestand in der Verherrlichung Christi als Sohn Gottes und Erlöser der gläubigen Menschheit von ihren Sünden und in der Auferstehung zu einem ewigen Leben in einer anderen Welt. Wie Christus, so gewann auch Paulus die große Masse des Volkes durch seine Wundertaten, zu denen in erster Linie die Heilung von Kranken gehörte. Da er bei den neu begründeten Gemeinden die alten jüdischen Ceremonieen und Gebräuche abschaffte, so erwuchs ihm naturgemäß eine bittere Feindschaft unter den strenggläubigen Juden, denen die von Generation auf Generation übernommenen Gesetze des Moses als höchstes Heiligtum galten, und denen ihre von den Vätern ererbte Religion auf das innigste an das Herz gewachsen war. Da er überall von dem „Reiche Christi“ sprach und Christum wohl auch des öfteren, wie dieser selber es getan hatte, als König bezeichnete, so war es nicht schwer, ihn politischer Umtriebe wegen anzuklagen. Er selber appellierte dem römischen Gesetz gemäß direkt an den Kaiser, und so wurde er als Gefangener nach Rom geschickt. Dort vor Gericht gestellt, wurde er freigesprochen, sodaß er seine Missionstätigkeit noch eine Zeit lang ausüben konnte. Es währte aber nicht lange, so wurde er abermals angeklagt. Diesmal jedoch fiel der Richterspruch nicht so günstig für ihn aus als zuvor. Er wurde zum Tode verurteilt und zu Rom mit dem Schwerte enthauptet.

Paulus war eine so außergewöhnliche Erscheinung, sein Leben war so voll von mystischen und wunderbaren Vorgängen, daß er bis auf den heutigen Tag nächst Christus den Hauptgegenstand philosophischer und theologischer Erörterungen bildete. Ohne Paulus hätte die neue Lehre niemals die Welt erobert, und wir haben in ihm den eigentlichen Begründer des Christentums zu erblicken. Wie man in Christus die verkörperte Gottheit zu erblicken glaubte, so hielt man Paulus für ein Werkzeug dieses Gottes, dessen er sich bediente, um seinen Willen über die Welt zu verbreiten. Christus war es, der „seinem Apostel“ Kraft und Stärke verlieh, Wunderwerke zu wirken und alle sich ihm entgegenstellenden Hindernisse mit übermenschlicher Ausdauer zu überwinden.

Wer heute noch von demselben naiven Glauben beseelt ist, der die Menschheit nunmehr fast zwei Jahrtausende erfüllte, der bedarf keiner weiteren Erklärungen aller jener Vorgänge. Das an Wundern so reiche apostolische Zeitalter hat für ihn nichts Wunderbareres als die Erscheinung des „Heilands“ selber. Beginnt man einmal an die göttliche Allmacht zu glauben, an eine göttliche Kraft, die nach Belieben in das Schicksal der Menschen einzugreifen vermag, dann sind dem Reiche der Wunder keinerlei Schranken gezogen. „Bei Gott ist alles möglich!“

Wer hingegen auf dem skeptischen Boden der modernen Naturwissenschaften steht, für den gibt es keine Wunder. Er fühlt das dringende Bedürfnis, alle Erscheinungen in der uns umgebenden Natur sowohl, als in der Geschichte der Menschheit in wissenschaftlicher Weise zu erklären. Wie die Erscheinung Christi, so läßt sich auch die Erscheinung Pauli nur auf eine einzige Weise mit unseren modern-wissenschaftlichen Anschauungen in Einklang bringen. Wie Christus, so war auch Paulus ein Paranoiker.

Die Diagnose einer Geisteskrankheit und besonders der Paranoia kann niemals auf einem einzelnen Symptome beruhen. Man muß vielmehr die gesamte psychische Tätigkeit des betreffenden Individuums analysieren und dabei einen möglichst großen Abschnitt seines Lebenslaufs in Erwägung ziehen. Wir wollen daher das Leben Pauli vom rein psy-

chiatrischen Standpunkte aus betrachten, soweit uns dies die historischen Berichte über ihn gestatten.

Ein Charakterzug, der sich bei allen seinen Handlungen zeigt und namentlich gleich zu Anfang seines Auftretens in die Augen springt, ist der Fanatismus, mit dem er seine Ideen zur Ausführung bringt. Die Intensität des Handelns als solche, selbst wenn sie sich bis zum Fanatismus steigert, ist nicht notwendigerweise ein Krankheitssymptom. Es findet sich diese psychische Eigenschaft nicht selten bei großen Männern, die eine neue Entdeckung oder Erfindung gemacht haben und bei deren Anerkennung auf heftigen Widerstand seitens ihrer Zeitgenossen stoßen. Geniale Künstler, die ihre Kunst in neue Bahnen lenken, werden häufig durch Hindernisse und Widerstand zu einem Fanatismus gedrängt, ohne den sie nimmermehr zum Ziele gelangen würden. Andererseits aber ist es eine allbekannte Tatsache, daß Handlungen, die aus systematisierten Wahnideen hervorgehen, häufig äußerst intensiver Art sind und nicht selten den Charakter des Fanatismus zur Schau tragen, sodaß konsequente Fanatiker mit Recht unsern Verdacht auf eine psychische Anomalie erregen.

Versuchen wir nunmehr den Fanatismus des Paulus auf seine psychologische Ursache zurückzuführen.

Wir begegnen ihm zum ersten Male bei der Ermordung Stephans. Ja, Ermordung! Von einem legalen Todesurteil, wie im Falle Christi, kann schon darum nicht die Rede sein, weil nach dem römischen Gesetz die Juden überhaupt kein Recht hatten, die Todesstrafe zu verhängen, ohne die Sanktion des Prokurators. Aber selbst der Hohepriester, bei dem Stephan allerdings von dem Volke angeklagt war, hatte keinen Anteil an seinem Tode. Es war der Pöbel, der sich über ihn herstürzte, ihn zur Stadt hinausstieß und dort steinigte. Man könnte den Vorgang höchstens mit dem Lynchen vergleichen, das leider heute noch in den südlichen Teilen der Vereinigten Staaten zuweilen verübt wird. Eine der Hauptpersonen bei diesem verabscheuungswürdigen Verbrechen war Paulus. Ja, es wird ausdrücklich gesagt, daß er „Wohlgefallen“ an diesem Morde gehabt habe.[1])

[1]) Apostelgeschichte VIII, 1.

Wenn der Pöbel „Wohlgefallen“ am Morden und Brennen zur Schau trägt und sich ein Vergnügen aus den Leiden und Qualen der Mitmenschen macht, so ist dies zwar bedauernswert, kann uns aber weiter nicht wundernehmen, denn der Pöbel ist, wie die Geschichte zeigt, immer so gewesen und wird wohl noch auf lange Zeit hinaus so bleiben. Aber wenn ein Mann von den geistigen Fähigkeiten eines Paulus sich unter einen solchen Pöbel mischt, wenn ein Mensch, der zu Füßen Gamaliels die Wissenschaft einsaugte, den Rädelsführer bei einem solchen mörderischen Tumult spielt, dann muß ein solches Verhalten einen ganz außerordentlichen Grund haben. Paulus begnügte sich auch nicht mit diesem einen Morde. Wie der Leu, der einmal Blut geleckt hat, schien auch er in seiner Mordbegierde keine Grenzen zu kennen. „Mit Drohen und Morden schnaubend“ drang er in die Häuser „und zog hervor Männer und Weiber und überantwortete sie in das Gefängnis“. Unschuldige Menschen, die ihm persönlich nichts zuleide getan hatten, die er wahrscheinlich nicht einmal kannte, Leute, deren vermeintliches Verbrechen lediglich darin bestand, an die Göttlichkeit Jesu Christi zu glauben, die trieb er aus ihrem traulichen Heim, um sie entweder umzubringen, oder ins Gefängnis zu schleppen. Wie soll man sich eine solche Handlungsweise bei einem gebildeten, ja, wissenschaftlich erzogenen Menschen erklären? Aber auch damit gab er sich noch nicht zufrieden. Nicht auf Jerusalem allein beschränkte sich seine Mordgier; sein blutdürstiger Blick richtete sich auch auf die anderen Städte Judäas, wo er die Christen ebenfalls verfolgte und peinigte und dabei half, sie zu „erwürgen“.[1]) Um einen genügenden Vorwand zu haben, die hilflosen Menschen umzubringen, „zwang er sie zu lästern“. Da er keine officielle Stellung einnahm, ließ er sich vom Hohenpriester eine Vollmacht ausstellen, kraft derer er die Leute ins Gefängnis sperren konnte.[2]) Schließlich begab er sich, mit Briefen vom Hohenpriester versehen, nach Damaskus, „auf daß er Männer und Weiber gebunden führte gen Jerusalem“.[3])

---

[1]) Apostelgeschichte XXVI, 10.
[2]) Apostelgeschichte XXVI, 10.
[3]) Apostelgeschichte IX, 2.

Wie soll man sich ein so brutales Verhalten bei einem wissenschaftlich gebildeten Manne erklären? Wie kann man eine psychologische Erklärung finden für einen so grausamen Fanatismus bei einem Menschen, den die Geschichte als einen ihrer größten Helden feiert?

In seiner ablehnenden Haltung gegenüber der christlichen Lehre stand Paulus ja keineswegs allein da. Im Gegenteil; der gebildete Teil der Juden konnte unmöglich den geisteskranken Tischlergesellen als einen Gott anbeten. Der Pöbel allein war es, der einerseits den Kern der neuen Gemeinde bildete, andererseits in offenen Demonstrationen und tätlichen Angriffen gegen dieselbe wütete. Niemand hatte Paulus aufgefordert, an den Angriffen auf die christlichen Gemeinden teilzunehmen. Er bekleidete keinerlei officielle Stellung, kraft derer er berechtigt gewesen wäre, gegen Verletzungen der Religion einzuschreiten. Unaufgefordert, aus freien Stücken drängte er sich dazu, seine Mitmenschen umzubringen oder ins Gefängnis zu schleppen.

Ein solcher Fanatismus ist durch den religiösen Glauben allein kaum zu erklären. Es sind im Laufe der Jahrhunderte zwar unzählig viele Verbrechen aus religiösen Gründen verübt worden; dann aber waren die Verhältnisse doch immer anders als im vorliegenden Falle. Wenn es sich z. B. um die in der Geschichte so beliebten Judenhetzen handelte, so war es doch in der Regel immer nur der Pöbel, der sich an solchem Treiben ergötzte. Wurden derartige Verbrechen, wie dies noch heute in Rußland der Fall ist, von oben herab nicht nur geduldet, sondern gar heimlich unterstützt, so lagen da politische Motive zu Grunde. Die Juden gehören zur liberalen, der Regierung feindlichen Partei. Alles dieses trifft aber bei Paulus nicht zu. Sein Fanatismus ist ganz besonderer Art.

Wäre uns von Paulus weiter nichts bekannt, als diese fanatische Verfolgung der jungen christlichen Gemeinden, dieses „Schnauben mit Drohen und Morden“, diese brutalen Angriffe auf wehrlose Männer und Weiber, so wären wir zwar nicht in der Lage, aus diesem Verhalten allein eine psychiatrische Diagnose seines Geisteszustandes zu stellen, wir wären jedoch berechtigt zu sagen, daß angesichts aller

erwähnten Umstände zum mindesten ein starker Verdacht vorliegt, daß diese Handlungen des Paulus durch Wahnideen bedingt waren. Jedenfalls würde die Annahme eines systematisierten Wahngebäudes sein absonderliches Verhalten vollkommen erklären, während sich andernfalls kaum eine genügende Erklärung für sein fanatisches Morden finden läßt.

Der wichtigste Punkt im Leben des Paulus und gleichzeitig eine der wertvollsten psychischen Betätigungen für eine wissenschaftliche Beurteilung seines Geisteszustandes bilden die Vorgänge, die zu seiner persönlichen Bekehrung zum Christentum führten.

Auf dem Wege nach Damaskus, mit den Briefen des Hohenpriesters in der Tasche, „umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel. Und er fiel auf die Erde und hörete eine Stimme, die sprach zu ihm........“ Diese Begebenheit ist in der Apostelgeschichte an drei verschiedenen Stellen erzählt.[1]) Sie stimmen alle darin überein, daß Paulus plötzlich ein sehr starkes Licht wahrgenommen habe, daß er vor Schreck zu Boden gestürzt sei, und daß eine Stimme zu ihm gesprochen habe, die sich selber als Jesus bezeichnete. Hinsichtlich seiner Begleiter differieren die Angaben in einigen allerdings unwesentlichen Punkten. An einer Stelle heißt es, die Begleiter „standen erstarrt“, an einer anderen fielen sie alle zur Erde. An einer Stelle hörten sie eine Stimme ohne jemanden zu sehen; an einer anderen Stelle sahen sie ein Licht, hörten jedoch nichts. Darin aber, und das ist das Wesentliche, stimmen die Angaben überein, daß von den Begleitern niemand weder eine redende Stimme gehört noch eine Person gesehen habe. Für sie handelte es sich offenbar um irgend ein plötzliches Naturereignis, bestehend entweder aus einem starken Lichteffekt oder aus einem explosionsartigen Getöse oder aber aus beiden. Ein ungewöhnlich heftiger Blitz und Donnerschlag würde die Erscheinung der Begleiter vollkommen erklären. Paulus aber hörte eine Stimme auf hebräisch zu ihm sprechen, sodaß sich folgendes Zwiegespräch entfaltete: „Saul, Saul, was verfolgest du mich? Es wird dir schwer sein, wider den

---

[1]) IX, XXII, XXVI.

Stachel zu löcken". „Ich aber sprach: ‚Herr, wer bist du?' Er sprach: „Ich bin Jesu, den du verfolgst! Aber stehe auf und tritt auf deine Füße. Denn dazu bin ich dir erschienen, daß ich dich ordne zum Diener und Zeugen des, das du gesehen hast, und das ich dir noch will erscheinen lassen. Und will dich erretten von den Heiden, unter welche ich dich jetzt sende aufzutun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsternis zum Licht, und von der Gewalt des Satans zu Gott; zu empfangen Vergebung der Sünden und das Erbe samt denen, die geheilt werden, durch den Glauben an mich".[1])

Tausende von Kommentaren sind gerade über diese Stelle der Bibel im Laufe der Jahrhunderte geschrieben worden. Die „Gelehrten" haben sich die Köpfe darüber zerbrochen, ob Jesus nur hätte seine Stimme ertönen lassen, oder ob er auch in Gestalt erschienen sei; ob es überhaupt Jesus selber war, der Paulus erschienen sei, oder ob er einen Engel gesandt hätte, wie Gott dies im alten Testament häufig getan habe, etc. etc. Das größte Wunder aber sei gerade der Umstand, daß nur Paulus die Worte Jesu vernommen habe; er, für den sie bestimmt waren, während seine Begleiter nichts als einen leeren Schall vernommen hätten.

Wer heute noch an die Göttlichkeit Jesu glaubt und es für möglich hält, daß er nach seinem Tode jemandem „erscheinen" und mit ihm reden konnte, der bedarf keiner weiteren Erklärung. Wer aber logisch denkt anstatt zu glauben, wer frei ist von dem althergebrachten Unsinn religiösen Aberglaubens, der bedarf einer wissenschaftlichen Erklärung für Phänomene wie dieses.

Für uns kann es selbstverständlich nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß Paulus eine Sinnestäuschung hatte, als er glaubte die Stimme Jesu zu vernehmen. Wir unterscheiden Sinnestäuschungen verschiedener Art. Da, wo es sich um die sinnliche Wahrnehmung eines Vorganges handelt, wie die Erscheinung einer Person, oder die Wahrnehmung einer Stimme, ohne daß überhaupt irgend ein äußerer

---

[1]) Apostelgeschichte XXVI, 14—18.

Sinnesreiz der Wahrnehmung zugrunde liegt, sprechen wir von einer Hallucination. Wird jedoch ein äußerer Sinnesreiz, wie etwa das Getöse des Donners, fälschlich interpretiert, sodaß der Betreffende anstatt des Donners eine menschliche oder göttliche Stimme zu hören glaubt, so bezeichnen wir den Vorgang als eine Illusion. Es ist diese letztere Erscheinung, mit der wir es hier zu tun haben. Offenbar fand irgend ein die Reisenden überraschendes Naturereignis statt, wie entweder ein ungewöhnlich heftiges Gewitter, oder eine vulkanische Eruption. Die Gefährten nahmen nichts weiter wahr als den Lichteffekt resp. den Schall. Im Gehirn von Paulus hingegen wurden diese Eindrücke in krankhafter Weise verarbeitet. Zunächst wurde eine so starke Emotion in ihm erregt, daß er zitternd zu Boden fiel. Alsdann vernahm er die Stimme Jesu, woraus sich obiges Zwiegespräch entspann.

Sinnestäuschungen dieser und ähnlicher Art bilden niemals, wie es den Anschein hat, die Ursache der sich auf sie beziehenden Wahnideen, sondern sie repräsentieren gleichsam die Versinnlichung bereits vorher bestandener Gedanken. Auf den vorliegenden Fall angewendet bedeutet dieser Satz: Paulus wurde nicht zum Glauben an Christus bestimmt durch die Sinnestäuschungen, die ihm die Worte Christi verkündeten, sondern es bildete diese vermeintliche Anrede Christi die Versinnlichung bereits vorher formierter Wahnideen.

Die psychischen Vorgänge des Paulus bis zu der „Erscheinung Christi" müssen wir uns mithin etwa folgendermaßen vorstellen: Den Mittelpunkt seines gesamten Denkens bildeten religiöse Vorstellungen. Paulus litt an einem Zustand, den wir heute als religiösen Wahn bezeichnen würden. Die Differenzierung zwischen dem normalen religiösen Glauben und religiösem Wahn ist nicht immer leicht zu treffen, da beide Vorgänge einen wesentlichen Faktor gemeinsam haben. Während sich jede normale Idee aus Sinneswahrnehmungen und logischen Schlußfolgerungen entwickelt, entsteht sowohl der Glaube als die Wahnidee a priori im Gehirn. Beiden fehlt die feste Grundlage der logischen Erkenntnis. Es würde uns zu weit führen, die Differenzierung zwischen Wahn und Glauben eingehend zu erörtern. Es gibt eine große Literatur

über diesen Gegenstand, und auf diese müssen wir den Leser verweisen, der sich näher mit dieser Frage befassen will. Der erfahrene Psychiater wird in der Regel ohne Schwierigkeit unterscheiden können, ob jemand von religiösem Glauben erfüllt ist, oder ob er an religiösen Wahnideen leidet. Letztere sind meistens mit Handlungen verbunden, die das Gepräge des Krankhaften tragen. Dadurch daß Wahnideen stets über alle anderen Vorstellungen dominieren, entsteht jenes intensive auch wohl impulsive Handeln, das so charakteristisch ist für diesen Gehirnvorgang.

Paulus hatte offenbar die Wahnvorstellung, daß er von Gott dazu ausersehen wäre, den religiösen Glauben rein zu halten im jüdischen Volke. Alle, die sich an den von den Vätern ererbten Satzungen vergingen, betrachtete er als Feinde Gottes, und sie zu bestrafen war seine ihm von Gott aufgetragene Pflicht. In welchem Alter er war, als er zuerst von diesem Wahne erfüllt wurde, läßt sich nicht mit Sicherheit konstatieren. Wir wissen, daß er zur Zeit der Steinigung Stephans ein „Jüngling“[1]) war, und es müssen daher die ersten Wahnideen bereits in jugendlichem Alter aufgetreten sein, was vollkommen im Einklang steht mit dem zu besprechenden Krankheitsbilde. Das Auftreten Christi muß einen sehr großen Eindruck auf ihn gemacht haben. Er selber, obwohl nur um wenige Jahre jünger als Christus, hatte ihn nie gesehen, da er seine Jugend in Tarsus verbrachte. Da sein Vater ein gebildeter Mann war, (auch er gehörte zur Sekte der Pharisäer)[2]) und er selber eine wissenschaftliche Erziehung genossen hatte, so war er in Kreisen aufgewachsen, in denen man den sich als Sohn Gottes gerierenden Tischlersohn zuerst verlachte, später aber, als man seinen demagogischen Einfluß auf das Volk fürchtete, zu bekämpfen suchte. Gespräche und Erwägungen dieser Art müssen unaufhörlich in Gegenwart des jungen Paulus stattgefunden haben. Christus und seine Anhänger bildeten zweifellos den Hauptgegenstand der Unterhaltung zu Hause sowohl als auch in der Oeffentlichkeit. Die sich ausbildenden Wahnideen des

---

[1]) Apostelgeschichte VII, 51.
[2]) Apostelgeschichte XXIII, 6.

heranwachsenden Jünglings empfingen durch diesen Gegenstand ihre hauptsächlichste Nahrung.

Als der Jüngling schließlich nach Jerusalem kam und die Stätte kennen lernte, wo jener Mann gelebt und gewirkt hatte, von dem er so viel zu hören erhielt, als ihm das Kreuz gezeigt wurde, an welchem er sein Leben ausgehaucht hatte, den seine Anhänger als den Sohn Gottes anbeteten, als er mit eigenen Worten hörte, wie die „Gläubigen" in ihm den Messias verehrten, der dem jüdischen Volke von den Propheten verheißen war, da wurde das bisher glimmende Feuer des Wahnes zu lodernden Flammen angefacht. Die Gotteslästerer zu verfolgen und zu peinigen hielt er für seine höchste, heiligste Pflicht. Ja, er wollte nicht rasten noch ruhen bis er selber die Frevler alle ausgerottet hatte, die sich an dem Glauben der Väter so schwer vergingen.

Sein Wahn, der ihn zu diesem impulsiven Handeln trieb, hatte bis dahin noch keine Versinnlichung erfahren. Hallucinationen waren bis zu jener Zeit noch nicht bei ihm aufgetreten. Das geht aus seinen eigenen Schilderungen seiner Vergangenheit deutlich hervor. Dieser Umstand aber, das Fehlen von Sinnestäuschungen rief in ihm gewisse Zweifel wach. Seinem Größenwahne gemäß hielt er sich für einen Auserwählten, der dazu berufen war, den „Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs" gegen Lästerungen zu schützen, die Religion der Väter vor feindlichen Angriffen zu bewahren. Warum aber, so fragte er sich, hat Gott sich ihm nicht offenbart, wie er dies den Propheten gegenüber getan hat? Warum hat Gott nicht zu ihm gesprochen und ihm direkte Befehle und Verhaltungsmaßregeln erteilt? Sollte er, der Auserwählte, etwa einen Mißgriff begangen haben? Nein! Das ist unmöglich! Denn wäre Jesus wirklich göttlicher Abkunft, wäre Jesus der von den Propheten verkündete Messias, dann hätte er sich zweifellos ihm gegenüber offenbart, er wäre ihm längst erschienen und hätte ihn, den Auserwählten, zu seinem obersten Apostel gemacht.

Dies ist der Gedankengang, der sich in dem kranken Gehirn abspielte, als Paulus sich mit den Gefährten auf dem Wege nach Damaskus befand. Wieder und immer wieder

gingen ihm diese Gedanken im Kopfe herum. Bald tauchte der Zweck seiner Reise in ihm auf, Männer und Weiber gebunden nach Jerusalem zu schleppen, um sie wegen Gotteslästerung bestrafen zu lassen; bald dachte er an die große Verantwortlichkeit, die er durch seine Handlungsweise auf sich geladen hatte. Zweifel und Ungewißheit mögen sich seiner bemächtigt haben, und in ängstlicher Erwartung blickte er gen Himmel ein Zeichen erwartend von Gott, der ihn zu großen Taten bestimmt hatte.

Da ertönte es mit dumpfem Donnerschall, und „ein Licht vom Himmel heller denn der Sonne Glanz umleuchtete ihn und sie, die mit ihm reisten“.[1]) Von Angst und Schrecken erfaßt stürzt er zu Boden. Jede Faser seines Gehirns vibriert in höchster Erregung. Es schwanden ihm die Sinne und wie in einem fieberhaften Delirium, hört er anstatt des Donners die Stimme Christi, die ihm verkündet, daß er dazu auserkoren sei, die Völker der Erde zu „bekehren von der Finsternis zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott“.[2])

Dies ist ungefähr die Art und Weise, wie der krankhafte Proceß im Gehirn des Paulus sich allmählich steigerte, bis das zufällige Naturphänomen, welcher Art dies auch gewesen sein mochte, den Anstoß dazu gab, die bis dahin vagen Wahnideen zu versinnlichen und ihnen dadurch eine gesicherte Basis zu verleihen. Es ist die Sinnestäuschung die Folge der vorangegangenen Wahnideen. Andererseits aber gewinnen letztere durch ihre Versinnlichung bedeutend an Kraft und Klarheit und werden nunmehr zum Ausgangspunkt für das gesamte Denken und Handeln ihres Trägers.

Wir sind weit davon entfernt, auf den Bericht einer isoliert aufgetretenen Hallucination hin die Diagnose einer Geisteskrankheit zu stellen. Es ist zwar richtig, daß wirkliche Hallucinationen im psychiatrischen Sinne bei Geistesgesunden nicht vorkommen. Aber da, wo es sich in geschichtlichen Beschreibungen oder sonstigen Berichten um vereinzelte Sinnestäuschungen handelt, sind so viele andere

[1]) Apostelgeschichte XXVI, 13.
[2]) Apostelgeschichte XXVI, 18.

Erklärungen möglich wie Traumbilder, hysterische Manifestationen, Unwahrheiten, Täuschungen, daß man sehr vorsichtig sein muß und eine angebliche Sinnestäuschung nur dann als eine solche betrachten darf, wenn das Gesamtbild des betreffenden Individuums damit in Einklang zu bringen ist.

So z. B. hatte auch Petrus eine „Vision", an die sich eine Unterhaltung mit der Stimme des „Herrn" knüpfte. Offenbar hatten die Apostel sich viel mit der Frage beschäftigt, wie weit man die zum Christentum „bekehrten Heiden" zwingen müsse, die jüdischen Gebräuche, insbesondere die Speisegesetze, anzunehmen. Eines Tages stieg Petrus auf den Söller um zu beten, und da er hungrig war, ließ er sich ein Mahl bereiten. Während man aber mit der Zubereitung beschäftigt war, „ward er entzückt und sahe den Himmel aufgetan und herniederfahren zu ihm ein Gefäß wie ein groß leinen Tuch, an vier Zipfeln gebunden, und ward niedergelassen auf die Erde. Darinnen waren allerlei vierfüssige Tiere und Gewürm und Vögel des Himmels. Und geschah eine Stimme zu ihm: ‚Stehe auf Petri, schlachte und iß!' Petrus aber sprach: ‚O nein Herr, denn ich habe noch nie etwas Gemeines und Unreines gegessen'. Und die Stimme sprach zum andern Male zu ihm: ‚Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein'. Und das geschah zu drei Malen, und das Gefäß ward wieder aufgenommen zum Himmel".[1])

Diese beiden Phänomene, die Sinnestäuschung des Paulus und diese „Entzückung" des Petrus, stellen an sich betrachtet scheinbar gleichartige Vorgänge dar. Dem ist jedoch nicht so. Der beiden Erscheinungen zugrunde liegende psychische Mechanismus ist in beiden Fällen ein total verschiedener. Das gesamte psychische Verhalten von Paulus entspricht, wie wir sehen werden, vollkommen der Annahme wirklicher Sinnestäuschungen, während der brave Petrus nichts weniger als geisteskrank war. Er ist der gutmütige, leichtgläubige Fischersknecht, dem man irgend etwas einreden kann, der stolz ist auf die Würde, die ihm Jesus verliehen hat, als Pförtner des Himmelreichs die Schlüssel zu wahren, und

---

[1]) Apostelgeschichte X, 10—16.

der da geduldig „wartet eines neuen Himmels und einer neuen Erde nach seiner Verheißung".[1]) In dem gesamten Leben von Petrus, wie wir es aus den Evangelien, aus der Apostelgeschichte und aus seinen Briefen kennen, ist nichts enthalten, was uns berechtigen würde, eine geistige Erkrankung irgend welcher Art anzunehmen, und wir werden uns daher hinsichtlich obiger „Entzückung" nach einer anderen Erklärung umzusehen haben.

Es bedarf sicherlich keiner großen Einbildungskraft, sich vorzustellen, daß der brave Fischersmann, als er sich „um die sechste Stunde" auf dem Söller gemütlich niedergelassen hatte um zu beten, ein kleines Schläfchen abgehalten habe, und daß ihm alsdann das Tischtuch, „an vier Zipfeln gebunden", „mit wilden Tieren und Würmern" im Traume erschienen sei. Ja, solch ein Traum paßt viel besser in den Rahmen der Fischermanns-Psyche als eine Hallucination im psychiatrischen Sinne.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei Paulus. Wie wir sehen werden, war dies keineswegs die einzige Sinnestäuschung, die sich in seinem Gehirn abspielte. Im Gegenteil. Sein gesamtes Denken und Handeln beruht auf Wahnideen und Hallucinationen, sodaß obige Sinnestäuschung vollkommen im Einklang steht mit seinem sonstigen psychischen Verhalten.

Kehren wir nunmehr zu ihm zurück, da wo wir ihn verlassen haben. Als er sich vor Schrecken zitternd und zagend vom Boden erhob, „sah er niemand — und war drei Tage nicht sehend". Eine Augenkrankheit, die eine dreitägige Blindheit erzeugt, gibt es nicht. Dahingegen kommen solche Erkrankungen nicht selten bei geistigen Erkrankungen besonders bei der Hysterie oder auch bei anderen Psychosen vor. In der Bibel sind Erblindungen dieser Art verhältnismäßig häufig, und es müssen dieselben eine erhebliche Rolle zur damaligen Zeit gespielt haben. Der Blinde, den Christus sehend machte, dadurch, daß er ihm Erde mit Speichel verrührt in die Augen schmierte, gehört selbstverständlich in

---

[1]) 2 Petri III, 13.

dieselbe Kategorie. Ebenso alle übrigen Blindheiten, die durch Wunderkuren geheilt wurden. Eine solche Blindheit, die wir übrigens auch heute nicht allzu selten zu beobachten Gelegenheit haben, beruht nicht auf Veränderungen des Sehapparates sondern auf Wahnideen. Der Kranke hat die Wahnvorstellung, daß er blind sei, und deswegen kann er nicht sehen. Daher kann dieses Symptom auch nur durch psychische Beeinflussung beseitigt werden. Worin die Suggestion in jedem einzelnen Falle zu bestehen hat, ob in Erde mit Speichel vom „Messias" in die Augen geschmiert oder in sonstigen emotionellen Vorgängen, bleibt sich gleich solange die Beeinflussung intensiv genug ist.

Daß jemand zur Strafe „mit Blindheit geschlagen" werde, war eine Vorstellung, die im Altertum weit verbreitet war. Paulus selber straft einen „Zauberer" dadurch, daß er Erblindung über ihn verhängte. Offenbar waren ihm derartige Gedanken in Verbindung mit den Zweifeln, die in ihm auftauchten, im Kopfe herumgegangen. War er wirklich auf falschem Wege, hatte er die vielen Männer und Weiber ungerechter Weise umgebracht, war er, dessen Anhänger er so eifrig verfolgte, dennoch der Sohn des ewigen Gottes, dann konnte seine gerechte Strafe nicht ausbleiben. Gott würde ihn mit Blindheit schlagen und ihn seinem weiteren Schicksal preisgeben. Von solchen Gedanken war er erfüllt, als Jesus ihm erschien unter Donner und Blitz.

Die Erblindung steht also in vollkommenem Einklang mit den übrigen psychischen Erscheinungen. Desgleichen die Tatsache, daß er drei Tage lang weder Speise noch Trank zu sich nahm. Entweder war ihm in einer weiteren Hallucination von Jesus befohlen worden, keine Nahrung zu sich zu nehmen, oder er verhängte selber die Strafe über sich als Sühne für das große Verbrechen, das er an dem Heiland verübt hatte.

Selbstredend mußte der Größenwahn sehr bald den Sieg über diese Selbstanschuldigungen davontragen. Bereits nach drei Tagen erschien ihm „vom Herrn gesandt" ein Jünger, mit Namen Ananias, und legte die Hände auf ihn, damit er wieder „sehend und mit dem heiligen Geiste erfüllt würde". Daß es sich hier um eine weitere Hallucination

handelte, wodurch der Wahn der Erblindung aufgehoben wurde, bedarf wohl kaum der Versicherung. Es fiel „von seinen Augen wie Schuppen, und er ward wieder sehend“.

Daß jemand seine Meinung wechselt, oder daß jemand von einem religiösen Glauben zum anderen „bekehrt“ wird, ist sicherlich nichts Ungewöhnliches. Es könnte wahrlich niemandem einfallen, darin eine psychische Anomalie erblicken zu wollen. Aber für gewöhnlich pflegen sich Meinungs- oder Glaubenswechsel langsam und allmählich zu vollziehen. Ein solcher Wechsel muß motiviert sein. Der Betreffende muß wissen, warum er seinen bisherigen Anschauungen entsagt und sich einer entgegengesetzten Idee zuwendet. Wie aber vollzieht sich dieser Wechsel in Paulus? Nachdem er mit Drohen und Morden gegen die neue Gemeinde gewütet hat, nachdem er sich entschlossen hat, bis nach Damaskus zu reisen, lediglich um Männer und Weiber, die des neuen Glaubens sind, gebunden nach Jerusalem zu schleppen, wird er plötzlich, als er sich auf dem Wege dorthin befand, von einem Extrem zum anderen gerissen. Ohne irgend welche Motivierung wird er der begeistertste Anhänger derer, die er noch eben ihres Glaubens wegen ermorden wollte. Ein solches Verhalten ist mit geistiger Gesundheit unvereinbar und ist allein durch die Annahme von Wahnideen zu erklären.

Wenn man sich in die Lage versetzt, in der sich Paulus damals in Damaskus befand, so kann kaum jemand im Zweifel darüber sein, was er als geistig normaler Mensch unter ähnlichen Umständen demnächst getan haben würde. Nachdem er die Anhänger der neuen Lehre auf das grausamste verfolgt hatte, fühlt Paulus sich dazu berufen, diese Lehre über die ganze Welt zu verbreiten. Was ist zur Ausführung dieses Vorhabens vor allen Dingen erforderlich? Was würde ein normaler Mensch in solcher Lage tun? Zweifellos würde er sich sofort mit den Führern dieses Bundes in Verbindung setzen. Paulus selber hatte Christus nie gesehen, noch konnte er mit seiner Lehre oder der Lehre seiner Apostel vertraut sein. Sowohl um sich hierüber zu informieren als auch um gemeinschaftlich mit ihnen zu handeln, wäre eine solche Zusammenkunft unbedingt erforderlich gewesen.

Was aber tat Paulus, nachdem er seiner Meinung nach von Christus aufgefordert war, den Heiden die Augen zu öffnen und den Glauben an ihn über die ganze Welt zu verbreiten? Er zieht sich auf fast drei Jahre in die arabische Wüste zurück. Kein Wort verlautet über sein Tun und Treiben während dieses Zeitabschnittes. Er war wie verschollen. Wir haben hier eine eklatante Aehnlichkeit seines Verhaltens mit dem von vier Männern der Bibel, Moses, Elijah, Johannes der Täufer und Christus, alle vier ebenfalls Paranoiker. Sämtlich zogen sie sich unmittelbar vor einer neuen Epoche ihres Lebens auf längere Zeit in die Einsamkeit zurück. Dort hielten sie Verkehr mit Gott, der sie zu großen Taten auserkoren hatte. Christus empfing seine Lehren und Unterweisungen von „seinem Vater im Himmel", zu dessen Rechten er auf dem Throne des ewigen Reiches sitzen würde. Dies war die Zeitperiode, zu der sich die Wahnideen systematisierten und versinnlichten. Die kontinuierlichen Hallucinationen hatten den unausgesetzten Verkehr mit Gott zum Inhalt.

In derselben Weise erhielt jedenfalls Paulus seine Lehren und Instruktionen von Christus während der langen Zeit, die er in der arabischen Wüste zubrachte. Bei jeder Gelegenheit rühmt er sich dessen, daß Gott ihn auserkoren hatte, seinen Sohn durch ihn zu offenbaren, und daß er seine Lehren nicht von Menschen empfangen habe, sondern „durch die Offenbarung Jesu Christi".[1]) Er betont ausdrücklich, daß er sich nicht mit „Fleisch und Blut besprochen" habe, und daß er zu jener Zeit absichtlich nicht zu den Aposteln in Jerusalem gegangen sei.[2]) Hierin liegt ein nicht zu verkennender Zug seines Größenwahns. Ja, er spricht in echt paranoischer Weise von Gott, „der mich von meiner Mutter Leibe hat ausgesondert und berufen durch seine Gnade, daß er seinen Sohn offenbarte in mir, daß ich ihn durch das Evangelium verkünden sollte unter den Heiden".[3])

---

[1]) Gal. I, 12.
[2]) Gal. I, 16, 17.
[3]) Gal. I, 15—16.

Ein weiteres Symptom seines Größenwahns ist die eigenmächtige Anmaßung des Titels „Apostel". Dieser Titel war ausschließlich auf die zwölf beschränkt, die Christus selber zu seinen Begleitern und Schülern ernannt hatte. Der einzige, der später diesen Titel rechtmäßig empfing, war Mathias, der an die Stelle von Judas trat.[1]) Nachdem Paulus sich den Titel nun einmal selber beigelegt hatte, nannte St. Lukas nicht nur ihn bei diesem Namen sondern auch Barnabas, da dieser sein Begleiter war. Paulus nannte sich Apostel, weil er seinem Wahne gemäß vollkommen davon überzeugt war, daß er gleich den anderen Aposteln direkt von Christus zu diesem Amt ernannt wäre. Recht charakteristisch sind in dieser Hinsicht die Ueberschriften seiner Briefe, die er stets beginnt mit: „Paulus, berufen zum Apostel Jesu Christi durch den Willen Gottes". Den Brief an die Galater beginnt er sogar folgendermassen: „Paulus ein Apostel, nicht von Menschen, auch nicht durch Menschen, sondern durch Jesum Christum". In diesen wiederholten Versicherungen, daß Christus ihn persönlich zu seinem Apostel gemacht habe, obwohl er ihn in Wahrheit niemals gesehen hatte, zeigen sich unzweideutig die seinem Denken und Handeln zugrunde liegenden Wahnideen und Hallucinationen.

In dem spärlichen Bericht, der uns in der Apostelgeschichte über seinen Lebenslauf gegeben ist, sind natürlich nur die allerwichtigsten Tatsachen enthalten, und wir können daher nicht erwarten, sämtliche Sinnestäuschungen verzeichnet zu sehen, an denen Paulus während seines langen Lebens gelitten hat. Um dies zu tun, wären sicherlich viele Bücher erforderlich gewesen. Trotzdem werden in diesem kurzen Bericht verhältnismäßig so viele Sinnestäuschungen erwähnt, daß es keinem Zweifel unterliegen kann, daß dieselben in kontinuierlicher Weise auftraten.

Bei jedem wichtigen Entschluß, bei jeder Unternehmung ist es stets der „heilige Geist", der ihm dieses oder jenes aufträgt. Er wird stets von einer vermeintlichen Autorität — jedoch nicht von Menschen — „gesandt". Es ist nie-

---

[1]) Apostelgeschichte I, 26.

mals er selber, welcher handelt, sondern die Gottheit, die sich seiner als Werkzeug bedient.

Der Antritt seiner ersten Reise wird folgendermassen geschildert: „Da sie aber dem Herrn dienten und fasteten, sprach der heilige Geist: „Sondert mir aus Barnabam und Saulum zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe“.[1]) Was ist dieser sprechende heilige Geist anderes als eine Hallucination? Gleich darauf heißt es: „Und wie sie ausgesandt waren vom heiligen Geist......“ In dieser Weise geschieht alles auf Geheiß des heiligen Geistes. Als er sich nach vierzehnjähriger Abwesenheit zu den Aposteln nach Jerusalem begab, geschah dies auf Grund einer „Offenbarung“.[2]) Als er durch Phrygien und Galatien zog, „ward ihnen gewehret von dem heiligen Geist, zu reden das Wort in Asien. Als sie aber kamen an Mysien, versuchten sie durch Bithynien zu reisen, und der Geist ließ es ihnen nicht zu“.[3])

Ein wichtiger Entschluß war es, den Paulus fassen mußte, Kleinasien zu verlassen und Macedonien und Griechenland zu bereisen. Auch diesem Entschluß liegt eine Hallucination zugrunde. „Und Paulus erschien ein Gesicht bei der Nacht; das war ein Mann aus Macedonien, der stand und bat ihn und sprach: Komm hernieder in Macedonien und hilf uns!“[4]) Auf dieses „Gesicht“ hin begab er sich unmittelbar nach Macedonien.

Als Paulus, unter Anklage gestellt, sich vor dem Volke verantwortete, erzählte er selber die Geschichte seiner Bekehrung, wie ihm Christus auf dem Felde nach Damaskus erschienen sei u. s. w. Als er sich dann später nach Jerusalem begab und im Tempel betete, geschah es, „daß ich entzückt ward, und sahe ihn“. Da sprach er zu mir: „Eile und mache dich behende von Jerusalem hinaus, denn sie werden nicht aufnehmen dein Zeugnis von mir“. Und ich sprach: „Herr, sie wissen selbst, daß ich gefangen legte und stäupte die, so an dich glaubten, in den Schulen hin und wieder, und

---

[1]) Apostelgeschichte XIII, 2.
[2]) Gal. II, 2.
[3]) Apostelgeschichte XVI, 6, 7.
[4]) Apostelgeschichte XVI, 9.

da das Blut Stephans, deines Zeugen, vergossen ward, stand ich auch daneben und hatte Wohlgefallen an seinem Tode, und verwahrete denen die Kleider, die ihn töteten. Und er sprach zu mir: „Gehe hin, denn ich will dich ferner unter die Heiden senden“.[1])

Stets sind die Hallucinationen, wie vorher bemerkt, versinnlichte Gedanken. Seine fortwährenden Versicherungen, daß er von Christus selber zum Apostel ernannt sei, und daß sich ihm allein die Gottheit offenbart habe, mußte offenbar das Gefühl in ihm erzeugt haben, daß er sich dieser hohen Gnade zu sehr rühme, und daß er dieser Selbstüberhebung wegen bestraft werden könne. Als Folge davon hatte er folgende Hallucination: „Und auf daß ich mich nicht der hohen Offenbarung überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf daß ich mich nicht überhebe. Dafür ich dreimal dem Herrn gefleht habe, daß er von mir wiche. Und er hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist den Schwachen mächtig.[2])

Alle seine Predigten, in den jüdischen Tempeln sowohl als vor den „Heiden“, geschahen auf Veranlassung des „heiligen Geistes“, dessen Stimme er kontinuierlich zu hören glaubte. „Da aber Silas und Timotheus aus Macedonien kamen, drang Paulum der Geist, zu bezeugen den Juden Jesum, daß er der Christ sei“.[3]) Kurz darauf sprach „der Herr“ selber zu ihm: „Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht; denn Ich bin mit dir und niemand soll sich unterstehen dir zu schaden, denn ich habe ein groß’ Volk in dieser Stadt“.[4])

Seine ersten Gedanken, auch nach Rom zu ziehen und den Namen Jesu zu verkünden, drücken sich in Hallucinationen dieser Art aus: „Der Herr stand bei ihm und sprach: Sei getrost Paule! Denn wie du von mir zu Jerusalem gezeuget hast, also mußt du auch zu Rom zeugen“.[5])

---

[1]) Apostelgeschichte XXII, 17—21.
[2]) 2 Cor. XII, 7—9.
[3]) Apostelgeschichte XVIII, 5.
[4]) Apostelgeschichte XVIII, 9, 10.
[5]) Apostelgeschichte XXIII, 11.

Sehr charakteristisch für seine Wahnideen und Hallucinationen ist sein Verhalten auf der Fahrt von Kreta nach der Insel Melite. Er tut, als verstünde er weit mehr von der Schiffahrt als die professionellen Schiffer an Bord. Er teilt Befehle aus, macht ihnen Vorwürfe, seinen Anordnungen nicht gefolgt zu sein, und handelt, als sei er der Kommandant des Schiffes. Hier ist ein Beispiel seines Verhaltens. „Und da man lange nicht gegessen hatte, trat Paulus ins Mittel unter sie und sprach: Lieben Männer, man solle mir gehorchet, und nicht von Kreta aufgebrochen haben. und uns dieses Leidens und Schadens überhoben haben. Und nun ermahne ich euch, daß ihr unverzagt seid; denn Keines Leben aus uns wird umkommen, ohne das Schiff. Denn diese Nacht ist bei mir gestanden der Engel Gottes, deß ich bin und dem ich diene, und sprach: „Fürchte dich nicht, Paule, du mußt vor den Kaiser gestellt werden; und siehe, Gott hat dir geschenkt Alle, die mit dir schiffen". Darum lieben Männer, seid unverzagt; denn ich glaube Gott, es wird also geschehen wie mir gesagt ist".[1])

Da das Dulden zufolge verschiedener Aussprüche Christi von jeher als große Tugend angesehen wurde, so überträgt Paulus seinen Größenwahn selbst auf seine erduldeten Mühen und Verfolgungen. Er spricht in seinen Briefen von diesen Dingen mit einer wahren Genugtuung, sodaß man bei ihm von einem Größenwahn des Duldens sprechen kann. Hier ist eine Probe davon. „Worauf nun jemand kühn ist, darauf bin auch ich kühn. Sie sind Ebräer, sie sind Israeliter, ich auch. Sie sind Abrahams Söhne, ich auch. Sie sind Diener Christi, ich bin wohl mehr. Ich habe mehr gearbeitet, ich habe mehr Schläge erlitten, ich bin öfter gefangen, oft in Todesnöten gewesen. Von den Juden habe ich fünf Mal empfangen vierzig Streiche weniger eins. Ich bin drei Mal gestäupt, ein Mal gesteinigt, drei Mal habe ich Schiffbruch erlitten; Tag und Nacht habe ich zugebracht in der Tiefe des Meeres. Ich habe oft gereiset; ich bin in Gefahr gewesen zu Wasser, in Gefahr unter den Mördern, in Gefahr unter den Juden, in Gefahr unter den Heiden, in

---

[1]) Apostelgeschichte XXVII, 21—25.

Gefahr in den Städten, in Gefahr in der Wüste, in Gefahr auf dem Meer, in Gefahr unter den falschen Brüdern. In Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blöße; ohne was sich sonst zuträgt, daß ich nämlich täglich werde angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinen".[1]) Wer anders als ein Paranoiker könnte eine so naive Selbstverherrlichung in einem Briefe schreiben, der von dem „ersten Apostel" Christi an die christliche Gemeinde in Korinth gerichtet ist? Und dabei beteuert er fortwährend, daß er sich nicht rühmen wolle. „So ich mich je rühmen sollte, will ich mich meiner Schwachheit rühmen". Ja, selbst in der Beteuerung seiner „Schwäche" kann sich der Größenwahn nicht verleugnen. „Darum bin ich guten Mutes in Schwachheiten, in Schmachen, in Nöten, in Verfolgungen, in Aengsten um Christi Willen. Denn wenn ich schwach bin, so bin ich stark".[2])

Es ist recht charakteristisch für seinen Geisteszustand, wie sämtliche Gedanken immer auf den einen Punkt auslaufen, die Erhöhung des Ego. Gleichviel wovon er spricht, immer kommt er auf sich zurück, auf seine Person, auf seine Bedeutung und Größe. Selbst die Schwäche, deren er sich rühmt, führt ihn zu dem Schluß: „Denn wenn ich schwach bin, so bin ich stark". Offenbar schwebt ihm hier der so oft von Christus ausgesprochene Satz vor: „Die Letzten werden die Ersten sein". Er nennt sich der Letzte, der Schwache u. s. w., weil er dadurch der Erste und der Starke sein wird.

In diesem Sinne sagt er an einer anderen Stelle: „Denn ich bin der Geringste unter den Aposteln, als der ich nicht wert bin, daß ich ein Apostel heiße, darum, daß ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe".[3]) Er ist aber weit davon entfernt, sich wirklich für den „Geringsten unter den Aposteln" zu halten oder zu glauben, daß er dieses Titels „nicht wert" sei, den er sich doch selber verliehen hat. Es ist dieser Ausspruch nichts anderes als eine paranoische

---

[1]) 2 Cor. XI, 21—28.
[2]) 2 Cor. XII, 10.
[3]) 1 Cor. XV, 9.

Motivierung seiner eigenen Größe. Denn gleich darauf sagt er auch: „Aber von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet, denn sie alle". An einer anderen Stelle sagt er: „Ich kann niedrig sein, und ich kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides, satt sein und hungern, beides, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus".[1])

Ein Ereignis im Leben Pauli, das die Gelehrten von jeher beschäftigte, und über das die verschiedensten Theorieen aufgestellt wurden, ist der Wechsel seines Namens von Saulus in Paulus. St. Lukas in seiner Geschichte der Apostel nennt ihn Saulus bis zu dem Zeitpunkt, als er den Prokonsul Sergius Paulus zum Glauben an Christus bekehrt. Von dann an nennt er ihn Paulus, sodaß mit Recht vielfach angenommen wird, daß dieses Ereignis mit seinem Namenswechsel in Verbindung steht.

Als Paulus und Barnabas die Insel Cypern durchzogen, kamen sie nach der Stadt Paphos, wo sich der römische Prokonsul Sergius Paulus aufhielt. Dies war ein Mann, welcher der damaligen Zeit gemäß allem möglichen Aberglauben zugeneigt war. Es scheint, daß gerade große Feldherren und Staatsbeamte des römischen Reiches dem Aberglauben besonders huldigten. Marius hielt in seinem Lager eine syrische Wahrsagerin, deren Divinationen großen Einfluß auf die Entschlüsse des Feldherrn ausgeübt haben sollen. Brutus besuchte das Delphische Orakel, um sich dort Rat zu holen. Pompejus, Cassius und Julius Caesar hatten ihre Astrologen, deren Prophezeiungen sie vertrauten.

Die hauptsächlichste Quelle des das römische Reich überflutenden Aberglaubens bildete jenes Land des Mysticismus, die Wiege der ursprünglichen Götterlehre, — der Orient. Aus allen Gegenden Kleinasiens kamen Wahrsager und Sterndeuter, um sich über das ganze römische Reich zu verbreiten. Unter ihnen befanden sich auch Israeliten in nicht

---

[1]) Phil. IV, 12.

geringer Anzahl, sodaß es durchaus nichts Befremdendes an sich hat, daß ein Mann wie Sergius Paulus sich einen jüdischen Wahrsager hielt.

Die Ankunft zweier Männer wie Paulus und Barnabas mußte natürlich in den abgelegenen Plätzen wie die Stadt Paphos großes Aufsehen erregen. Ihre „Wunder", die sie vollbrachten, sowie die neue Lehre, die sie verkündeten, von der Auferstehung der Menschen und dem Reiche Christi, mußte natürlich einen Mann wie Sergius Paulus, der ohnehin zum Mysticismus neigte, auf das höchste interessieren. Er sandte daher nach den beiden Israeliten, damit sie auch ihm ihre Lehre verkündeten. Als sich aber Elimas, der jüdische Wahrsager, den Dingen, die Paulus vortrug, widersetzte, sah ihn Paulus „voll heiligen Geistes an und sprach: O du Kind des Teufels, voll aller List und aller Schalkheit, und Feind aller Gerechtigkeit, du hörest nicht auf abzuwenden die rechten Wege des Herrn, und nun siehe, die Hand des Herrn kommt über dich und sollst blind sein, und die Sonne eine Zeit lang nicht sehen. Und von Stund an fiel auf ihn Dunkelheit und Finsternis".[1])

Man vergegenwärtige sich jene Scene, die, wenn sie heute reproduciert werden könnte, urkomisch wirken würde. Da ist auf der einen Seite der Paranoiker, der, von seiner Macht und Stärke überzeugt, jeden, der sich ihm in den Weg stellt, zu zerschmettern trachtet. Wie Jupiter seine Blitze, so schleudert der „Apostel des Herrn" die Strafe der Blindheit über jenes „Kind des Teufels", das zitternd und zagend vor ihm steht. Was für ein Individuum dieser jüdische „Zauberer Elymas" war, können wir heute nicht ermitteln, da uns nichts über ihn berichtet ist, als diese wenigen Worte. Aber die Tatsache allein, daß der Fluch des Apostels ihn tatsächlich des Augenlichts beraubt, zeigt zur Genüge, daß wir es mit einem degenerierten, hysterischen Individuum zu tun haben, denn um nichts anderes als eine hysterische Blindheit kann es sich hier handeln. Auf den von Aberglauben erfüllten Prokonsul Sergius Paulus, der

---

[1]) Apostelgeschichte XIII, 9—11.

wahrscheinlich nicht an allzu großer Geistesschärfe litt, mußte diese Scene, die sich vor seinen Augen abspielte, einen enormen Eindruck machen. Es lag kein Grund vor, weswegen er den einen Aberglauben nicht ebenso gut acceptieren sollte als den anderen. Und da Paulus ihm seine göttliche Macht ad oculos demonstrierte, so ließ er sich ohne weitere Schwierigkeiten zum Christentum bekehren.

Was die Schlacht bei Philippi für Augustus, was die Schlacht bei Marengo für Napoleon bedeutete, das war für Paulus dieser erste moralische Sieg über einen römischen Würdenträger, den Prokonsul einer römischen Provinz. Die „Bekehrung" einer so hohen und einflußreichen Persönlichkeit mußte dem „Apostel" um so wichtiger erscheinen, als es bisher nur die niedrige Klasse des Volkes war, die sich zu der neuen Lehre bekannte. Es eröffnete diese Bekehrung gleichsam das Tor zu der glänzenden Siegesbahn, die Paulus vor sich liegen sah.

Es war von diesem Zeitpunkte an, daß der „Apostel" sich Paulus nannte. Bis dahin war sein Name Saulus gewesen. Es gibt eine große Anzahl von Theorieen über diese Duplicität der Namen. Viele nahmen an, daß Saul außer einem jüdischen noch einen römischen Beinamen von seinen Eltern empfangen habe, und daß er mithin beide Namen von Jugend auf geführt habe. Das Wahrscheinlichste jedoch ist, daß er sich den Namen Paulus selbst beigelegt hat, geradeso wie den Titel „Apostel", der von ihm selber herrührt. Es war ihm selbstredend nicht unbekannt, daß römische Feldherren für bedeutende Siege, durch welche sie dem römischen Reiche neue Provinzen einverleibten, einen dementsprechenden Beinamen erhielten, wie z. B. Scipio Africanus oder Germanicus, Britannicus etc. In dieser Weise legte er sich selber für die Bekehrung des Prokonsuls Sergius Paulus den Namen Paulus bei. Diese Theorie entspricht den Tatsachen sowohl als dem Geisteszustand des „Apostels" und hat daher weit mehr Wahrscheinlichkeit für sich als alle übrigen Erklärungsversuche seiner beiden Namen.

Aehnlich verhält es sich mit seinem angeblichen römischen Bürgertum. Als er in Philippi vom Volke angeklagt wurde, ließen die Hauptleute ihm und seinem Begleiter die

Kleider abreißen und hießen sie stäupen. Darauf wurden sie ins Gefängnis geworfen, wo der Kerkermeister ihre Füße in den Stock legte. Am folgenden Tage gaben die Hauptleute den Befehl, die Gefangenen frei zu geben. Da aber weigerte sich Paulus, von der Freilassung Gebrauch zu machen. „Sie haben uns ohne Recht und Urteil öffentlich gestäupt, die wir doch Römer sind, und in das Gefängnis geworfen und sollten uns nun heimlich ausstoßen? Nicht also! sondern laßt sie selbst kommen und uns hinausführen.“ [1]) Als die Hauptleute hörten, daß sie römische Bürger seien, gerieten sie in Furcht, denn es war ungesetzlich einen Römer zu binden, oder gar zu stäupen und ohne Richterspruch ins Gefängnis zu werfen. Sie kamen daher selber, „und baten sie, daß sie auszögen aus der Stadt“.

Die Frage, auf welche Weise Paulus das römische Bürgerrecht erlangt habe, hat zu unendlich vielen Kontroversen Anlaß gegeben. Es war allerdings den Leuten in den Provinzen ermöglicht, mit großen Geldsummen das römische Bürgerrecht zu erkaufen. Dies aber hätte sein Vater bereits getan haben müssen, da Paulus vorgab, als Bürger geboren zu sein. Ist dies an und für sich höchst unwahrscheinlich, so verliert es noch mehr an Wahrscheinlichkeit dadurch, daß Paulus sich erst am folgenden Tage als Römer zu erkennen gibt, nachdem er öffentlich gestäupt war und die Nacht im Gefängnis zubringen mußte. So gut die Hauptleute nachher seine Angaben respektierten und sich bei ihm entschuldigten, hätten sie dies auch vorher getan, und ein paar Worte hätten ihm eine Tracht Prügel und öffentliche Schmach erspart. Die Entgegnung hierauf, daß Paulus absichtlich geschwiegen hätte, um Gelegenheit zu haben als Märtyrer für Christus zu dulden, ist absurd. Als er das nächste Mal in Jerusalem gegeißelt werden sollte, war er offenbar durch Erfahrung klüger geworden und ersparte sich die Prügel, indem er vorher angab, römischer Bürger zu sein. Die Tatsache, daß er das römische Bürgerrecht nicht nur für sich selber, sondern

---

[1]) Apostelgeschichte XVI, 37.

auch für seinen Begleiter, Silas, in Anspruch nahm, macht die Sache völlig unwahrscheinlich. Paulus wußte, welche große Bedeutung ein solches Bürgerrecht für den Betreffenden zur damaligen Zeit hatte. „Wie oft“, sagt Cicero, „hat der Ausruf „Ich bin ein römischer Bürger“ Hülfe und Rettung gebracht selbst unter Barbaren in den entlegensten Teilen der Erde“.[1]) Angesichts des Umstandes, daß er voraussehen mußte, was für Gefahren und Nachstellungen er auf seinen Reisen zu erwarten hätte, und welchen Schutz ihm da sein römisches Bürgerrecht eventuell gewähren würde, läßt es sich doch mit Sicherheit annehmen, daß er die dokumentarischen Beweise seines Bürgertums mit sich geführt hätte, wenn er wirklich ein Bürger gewesen wäre.

Alles jedoch spricht dagegen. Mit jedem neuen Versuche, die Echtheit seines Bürgertums zu beweisen, schwindet die Wahrscheinlichkeit seines tatsächlichen Bestehens mehr und mehr dahin. Paulus war ebensowenig ein römischer Bürger, wie er Amerikaner war. In jener Nacht, die er im Gefängnis zubrachte, die Füße in den Stock gelegt, war sicherlich seine Emotion auf das höchste gespannt. Dazu kam dann noch das große Erdbeben, „wodurch sich bewegten alle Grundvesten des Gefängnisses“. Hier waren alle Bedingungen zur Bildung neuer Wahnideen gegeben, und nichts ist wahrscheinlicher unter den gegebenen Verhältnissen, als daß dieses römische Bürgertum nichts anderes darstellt als eine weitere Manifestation seines Größenwahns.

Wie dies stets bei Paranoikern der Fall ist, so zeigte auch Paulus eine hochgradige Intoleranz gegen jeden, der anderer Meinung war als er und sich ihm nicht unbedingt unterordnete. Höchst charakteristisch ist in dieser Hinsicht der Ausspruch: „So ein Engel vom Himmel würde euch Evangelium predigen anders, denn das wir euch geprehaben, der sei verflucht!“[2]) Das Resultat dieser Eigen-

---

[1]) Illa vox et imploratio, Civis Romanus sum, quae saepe multis in ultimis terris opem inter barbaros et salutem tulit. Cicero Vero. V, 57.
[2]) Gal. I, 8.

schaft war der Umstand, daß er sich selbst mit denen, die ihm am nächsten standen, entzweite und schließlich niemanden hatte, der es dauernd bei ihm aushielt.

Petrus, den Christus einen Fels genannt hatte, auf den er seine Kirche aufbauen würde, wurde von Paulus, der Christus niemals von Angesicht gesehen hatte, wie ein Schulknabe ausgezankt. Petrus war der erste gewesen, der dafür eintrat, den „Heiden", die zum Christentum bekehrt wurden, nicht die beschwerlichen jüdischen Gesetze aufzuerlegen wie die Beschneidung und die Speisegesetze. In einer für den Fischersmann wahrhaft rhetorischen Ansprache versuchte er, die Brüder davon zu überzeugen, daß vor Gott alle Menschen gleich seien, gleichviel ob sie beschnitten seien oder nicht. [1]) Bei einer späteren Gelegenheit jedoch, in Antiochien, wollte Petrus, offenbar aus diplomatischen Gründen, die Juden in ihren religiösen Gefühlen nicht verletzen und vermied es daher, vor ihren Augen mit den „Heiden" gemeinsam zu speisen, was er vorher ohne Bedenken getan hatte. Als Paulus dies erfuhr, kanzelte er den armen Petrus ab „vor allen öffentlich", als hätte Petrus das größte Verbrechen begangen. Diese ungebührliche Selbstüberhebung muß für Petrus um so verletzender gewesen sein, als Paulus an einer anderen Stelle sich selber gerade dieses Verhaltens rühmt, wegen dessen er Petrus so rücksichtslos ausgezankt hatte. „Denn", sagt er, „wieviel ich frei bin von jedermann, habe ich mich doch selbst jedermann zum Knecht gemacht, auf daß ich viele gewinne. Den Juden bin ich geworden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne. Denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich geworden als unter dem Gesetz, auf daß ich die, so unter dem Gesetze sind, gewinne. Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich als ohne Gesetz geworden, auf daß ich die, so ohne Gesetz sind, gewinne". [2])

Ebenso war sein Benehmen Barnabas gegenüber in hohem Maße rücksichtslos und verletzend, sodaß „sie kamen scharf aneinander" und sich von einander trennten. Seine

---

[1]) Apostelgeschichte XV, 7—11.
[2]) 1. Cor. IX, 19—31.

Unversöhnlichkeit Marcus gegenüber, dessen Verbrechen lediglich darin bestand, den Strapazen der ersten Reise nicht gewachsen zu sein, ist ebenfalls charakteristisch für seine paranoische Selbstüberhebung.

Schwieriger als den Größenwahn ist es, aus den spärlichen Berichten über sein Leben einen Verfolgungswahn nachzuweisen. Nicht etwa, daß es an Angaben über Verfolgungen und Nachstellungen mangelte! O, nein! Im Gegenteil, dieselben sind so zahlreich, daß man sie sich kaum vermehrt vorstellen kann. Aber da Paulus zweifellos in der Tat viel Nachstellungen hat erdulden müssen, so ist es fast unmöglich, heute zu entscheiden, wieviel von seinen Berichten auf Tatsache und wieviel auf Wahnideen beruht. Das kann man jedenfalls sagen, daß, gleichviel wie groß die Leiden gewesen sind, die ihm von seinen Widersachern bereitet worden sind, ein geistesgesunder Mann, der sein Ideal und seinen Beruf in der Verbreitung einer neuen Religionslehre erblickte, kaum jemals so viel Wesens davon in seinen Briefen gemacht hätte, als er es getan hat. Außerdem aber sind unter den mannigfachen Berichten von Verfolgungen und Mordversuchen recht viele, die zum mindesten recht unwahrscheinlich sind und viel mehr wie Wahnideen aussehen als wie tatsächliche Begebenheiten. Als er z. B. nach seiner dreijährigen Abwesenheit in der arabischen Wüste nach Jerusalem kam und von Barnabas, dem er seine Freundlichkeit schlecht erwiderte, bei den Aposteln vorgestellt wurde, da sollen ihm die Griechen nachgestellt haben, „daß sie ihn töteten“.[1]) Was für ein Interesse können die Griechen an seinem Tode gehabt haben? Stellen wie diese gibt es eine ganze Reihe und es deuten dieselben höchst wahrscheinlich auf Verfolgungsideen hin.

Wer viel mit Paranoikern in Berührung kommt, wird wissen, daß dieselben sehr häufig Besorgnis zeigen, daß man ihnen ihre Wahnideen und Hallucinationen nicht glaubt. Besonders in Fällen, wo es sich um Hallucinationen ungewöhnlicher Art handelt, fügen die Kranken nicht selten ihren Erzählungen unaufgefordert die Versicherung hinzu, daß ihre

---

[1]) Apostelgeschichte IX, 29.

Berichte durchaus wahr sind, und sie nicht etwa die Absicht hätten, jemanden zu täuschen.

Daraus erklärt sich die in Pauli Briefen so häufig vorkommende Versicherung „Ich lüge nicht“ oder „Gott weiß, daß ich nicht lüge“.[1]) Aus dem Munde eines von Gott selber ernannten Apostels muß die immer wiederkehrende Versicherung, daß er nicht lüge, fast komisch wirken.

Nach den obigen Ausführungen kann es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß wir in Paulus einen typischen Fall von Paranoia zu erblicken haben. Es sind in den spärlichen Berichten, die wir über ihn besitzen, sämtliche Symptome, die zum Krankheitsbilde der Paranoia gehören, in charakteristischer Weise geschildert. Seine psychische Tätigkeit war dominiert von Wahnideen und Hallucinationen, und sein gesamtes Handeln wurde bedingt durch diese psychopathischen Vorgänge.

Angesichts der ungeheuren Bedeutung, welche die Persönlichkeit Pauli für das gesamte Christentum gewonnen hat; angesichts der Tatsache, daß wir in ihm den eigentlichen Begründer des Christentums zu erblicken haben, kann es nicht Wunder nehmen, daß im Laufe der Jahrhunderte eine unübersehbare Literatur über ihn entstanden ist. Besonders war es seine plötzliche „Bekehrung“, der jähe Wechsel seiner religiösen Anschauungen, der die gelehrte Welt von jeher beschäftigte und Anlaß zu den abenteuerlichsten Theorieen gab.

Wie im Falle Christi, so glaubte man sich auch hier stets vor der Alternative zu befinden, Paulus entweder für einen Betrüger zu halten oder an die Wahrheit seiner Aussagen, an die tatsächliche Erscheinung Jesu glauben zu müssen. Mit dem Beweise, daß Paulus kein Betrüger, sondern ein ehrlicher Mensch war, schien gleichzeitig der Nachweis von der Göttlichkeit Christi erbracht. Konnte doch dann nicht der geringste Zweifel bestehen, daß Christus seinem „Apostel“ tatsächlich unter Donner und Blitz erschienen sei. Damit war die gesamte christliche Lehre von der Auferstehung, dem ewigen Reiche, der Vergebung der Sünden durch

---

[1]) 2 Cor. XI, 31. Gal. I, 20. Tim. II, 7. 2 Cor. XII, 6 etc.

den Glauben an Christus auf eine feste, unumstößliche Basis gestellt.

Es war daher diese Beweisführung, nämlich daß Paulus kein Schwindler war, mit der sich die gelehrten Theologen auf das eingehendste beschäftigten. Und in der Tat, der Beweis gelang! Ja, es ist sogar nicht einmal schwierig, diesen Beweis zu erbringen. Ein Schwindler, der sein ganzes Leben an eine absichtliche Täuschung setzt, muß vor allen Dingen ein Motiv haben. Welches Motiv konnte Paulus haben, eine solche Täuschung sein ganzes Leben lang aufrecht zu halten? Materieller Gewinn? Davon konnte keine Rede sein. Paulus war und blieb arm. Mehrere Male spricht er selbst von Unterstützungen, die ihm die Macedonier zuteil werden ließen, damit er seine Arbeit fortsetzen konnte. Macht? Bevor er sich zu Christum bekannte, war er mit unumschränkter Macht vom Hohenpriester ausgestattet, während er jetzt höchstens Leiter eines Pöbelhaufens wurde: denn meist aus den unteren Klassen der Bevölkerung setzten sich die ersten Christengemeinden zusammen. Wissenschaftlicher Ehrgeiz? Er war ein Schüler Gamaliels, eines hervorragenden Gelehrten jener Zeit; er gehörte der angesehensten Sekte der Juden an, den Pharisäern. Und alles dieses gab er auf, um den göttlichen Ruhm eines gekreuzigten Tischlergesellen zu verkünden. Was konnte er von diesem Schritte erwarten und erhoffen? Besser als irgend ein anderer wußte er, in was für dringender Lebensgefahr sich die Christen befanden. Sie wurden verjagt, verfolgt, verachtet. Was konnte ihn dazu bestimmen, zu ihnen überzugehen? Und nun erst gar die enorme Aufgabe, der er sich zu unterziehen gewillt war. Mit den schwersten Entbehrungen hatte er zu kämpfen. Hunger und Durst mußte er leiden; von Räubern war er bedroht und verfolgt, und wenn er endlich sein Ziel erreichte und das „Wort“ Christi predigte, dann fiel nicht selten der wütende Pöbel über ihn her und schleppte ihn vor die Behörde, um ihn revolutionärer Reden oder dergl. anzuklagen. Nein! Von einem Motiv, einen Schwindel zu begehen, konnte bei Paulus unmöglich die Rede sein.

Aber auch seine Handlungen als solche waren nicht die

eines Abenteurers. Seine plötzliche „Bekehrung“ auf dem Wege nach Damaskus, die völlig unvorbereitete Sinnestäuschung in Form einer Illusion, die darauf folgende dreitägige Blindheit tragen durchaus den Charakter der Echtheit. Ein Betrüger, der wußte, daß die angebliche Erscheinung Christi keinem seiner Begleiter wahrnehmbar sein konnte, hätte niemals diesen Weg der „Offenbarung“ gewählt. Er hätte seine Erscheinung gerade umgekehrt zu einer Zeit gehabt, als niemand zugegen war. Der Ernst und die Aufrichtigkeit in seinem Auftreten, die absolute Ueberzeugung von seiner eigenen Kraft und Stärke, das unbedingte Vertrauen in die göttliche Macht, die ihn zu ihrem Apostel gemacht hatte, waren so natürlich und ungezwungen, daß es ganz unmöglich scheint, daß ein Mensch ein solches Verhalten sein ganzes Leben lang simulieren könnte.

Darüber war man sich daher zu allen Zeiten klar, daß von einem absichtlichen Betruge bei Paulus ebensowenig die Rede sein konnte, wie bei Christus. Beide Männer waren vollkommen überzeugt von der absoluten Wahrheit aller ihrer Aussagen, und es war gerade diese Ueberzeugung, dieses Selbstvertrauen, das ihren Erfolg herbeiführte.

Bei der Alternative, ob Betrug, ob Wahrheit, mußte man sich daher für letztere entscheiden. Ein Drittes gab es nicht. Wenn Paulus ein redlicher, ordentlicher Mensch war, so mußte man seinen Aussagen unbedingten Glauben schenken. Man mußte ihm die vielen Unterredungen glauben, die er mit Christus und dem heiligen Geist geführt hatte, und damit war die christliche Lehre zur unbedingten Tatsache geworden.

Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß die Paranoia als solche nicht notwendigerweise eine intellektuelle Inferiorität mit sich bringt. Im Gegenteil; es gibt Paranoiker unter Künstlern, Dichtern und Schriftstellern, die trotz ihrer Geisteskrankheit wahrhaft Großes und Geniales geleistet haben. Wir erinnern an dieser Stelle nochmals an Jean Jacques Rousseau. Paulus, der eigentliche Begründer des Christentums, hätte daher trotz seiner Paranoia ethische und religiöse Grundsätze aufstellen können, die der Menschheit zu tatsächlichem Nutzen und Segen gereichten. Wie aber verhält

es sich mit seinen Lehren, die er in den verschiedenen Briefen niedergelegt hat? Gewisse Ermahnungen, wie z. B. sich anständig zu betragen, nicht zu morden oder zu stehlen, sich unter einander zu vertragen, die Eltern zu ehren und zu achten, seine Arbeit fleißig zu verrichten u. s. w., solche Ermahnungen waren ja ganz selbstverständlich und wurden den Leuten jedenfalls von allen einflußreichen Männern gegeben, von „Heiden“ sowohl als auch von Juden und Christen. Worauf es uns hier in erster Linie ankommt, ist seine Lehre das eigentliche Christentum betreffend. In dieser Hinsicht sind seine Ausführungen größtenteils so verworren und unklar, daß sie häufig selber den Charakter der Geisteskrankheit zur Schau tragen. Hier z. B. ist eine Probe seiner Redeweise: „So aber Christus gepredigt wird, daß er sei von den Toten auferstanden; wie sagen denn etliche unter euch, die Auferstehung der Toten sei nichts? Ist aber die Auferstehung der Toten nichts, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich. Wir würden aber auch erfunden falsche Zeugen Gottes, daß wir wider Gott gezeuget hätten, er hätte Christum auferwecket, den er nicht auferwecket hätte, sintemal die Toten nicht auferstehen. Denn so die Toten nicht auferstehen, so ist Christus auch nicht auferstanden. Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden; so sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen. Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten, und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen. Sintemal durch einen Menschen der Tod, und durch einen Menschen die Auferstehung der Toten kommt“.[1])

Dies ist der Stil, der sich in endloser Weise durch seine Briefe zieht. Es ist wahrlich nicht leicht, einen tiefen Sinn dahinein zu legen. Trotzdem hat man dies auf alle mögliche Art und Weise zu tun versucht. Tausende von Abhandlungen und Kommentaren sind über diesen paranoischen Wust geschrieben worden. Je unverständlicher und ver-

---

[1]) 1 Cor. XV, 12—21.

worrener eine Stelle ist, um so „weiser“ ist der „tiefe Sinn“, welcher der Sache zugrunde liegt. Was können sich jene, zumeist aus der niedersten Klasse des Volkes bestehenden Gemeinden, an welche diese Briefe gerichtet waren, bei Worten wie die nachfolgenden gedacht haben: „Der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod; denn er hat ihm alles unter seine Füße getan. Wenn er aber sagt, daß er alles untertan sei, ist es offenbar, daß ausgenommen ist, der ihm Alles untergetan hat. Wenn aber alles ihm untertan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst untertan sein dem, der ihm alles untergetan hat, auf daß Gott sei Alles in Allem. Was machen sonst die sich taufen lassen über den Toten, so allerdings die Toten nicht auferstehen? Was lassen sie sich taufen über den Toten?“[1])

Da man nun einmal davon überzeugt war, daß Paulus kein Betrüger war, und daher sämtliche Offenbarungen, die ihm zuteil wurden, sowie sein Verkehr mit Christus und dem heiligen Geiste auf zweifelloser Wahrheit beruhten, so wurde ein jedes seiner Worte für tiefste Weisheit gehalten. Je unverständlicher und unzusammenhängender seine Schriften waren, um so tiefere Weisheit glaubte man darin zu erblicken. Chrysostom sagt in einer seiner Predigten, daß die Auferstehung Christi auf keine andere Art und Weise so deutlich hätte gezeigt werden können, als durch die Bekehrung des Paulus. Daran knüpft er die Betrachtung, daß Christus absichtlich einen Sünder, der ihn gelästert und verfolgt hätte, zu seinem Apostel gemacht habe, um dadurch seine große Güte und Gnade zu beweisen. In dieser Weise haben die Gelehrten bis auf den heutigen Tag die Ergüsse der Geisteskrankheit als göttliche Offenbarungen verehrt und gepriesen.

Lord Lyttelton sagt in seiner Schrift über Paulus: „Die Bekehrung und das Aposteltum St. Pauls gründlich betrachtet liefert in sich selber den vollkommensten Beweis dafür, daß das Christentum eine göttliche Offenbarung ist“.[2])

---

[1]) 1 Cor. XV, 26—29.

[2]) Lyttelton's Observations on the Conversion and Apostelship of St. Paul. „The conversion and Apostelship of St. Paul alone, duly considered, is of itself a demonstration, sufficient to prove Christianity to be a divine revelation“.

Wenn man bedenkt, daß die Fülle inkohärenter Delirien wie sie in den Briefen St. Pauls enthalten sind, nunmehr fast zwei Jahrtausende lang von der gesamten civilisierten Welt für die größte Weisheit gehalten wurden, und zwar nicht etwa vom Pöbel, sondern von den Vertretern der Wissenschaft; ja, wenn man bedenkt, daß die Menschheit diese Erzeugnisse eines kranken Gehirns zu ihren höchsten Idealen erhoben hat, so ist dies wahrhaftig tragisch. Allein der objektive, die Wahrheit erstrebende Forscher darf sich davon nicht beeinflussen lassen. Gleichviel wie viele Ideale dadurch zertrümmert werden; gleichviel in welchen Abgrund die stolze Civilisation der Gegenwart dadurch hinabgestürzt wird; an der Tatsache läßt sich nichts ändern: Wie Jesus Christus, so war auch Paulus ein Paranoiker, dessen gesamtes Denken und Handeln auf Wahnideen und Hallucinationen beruhte. Seine uns erhaltenen Schriften, welche den Grundstein zur christlichen Religion legten, sind in jeder Weise charakteristisch für den ihnen zugrundeliegenden Wahnsinn.

IX. Der „Sieg“ des Christentums.

Zu jener Zeit als Christus in Jerusalem gekreuzigt wurde, und die Lehre vom auferstandenen Messias anfing, sich über die Welt zu verbreiten, hatte das mächtige römische Reich in seinem äußeren Glanz seinen Höhepunkt erreicht. Vom „Ende der Welt“ im fernen Westen bis zum rohesten Barbarentum des grauen Ostens war alles von den siegreichen Waffen der Römer beherrscht. Nicht mit Unrecht erblickte der römische Kaiser in sich den Herrn der Welt. Und dieses stolze Reich, dessen Legionen kein Volk der Erde zu widerstehen vermochte, sollte moralisch besiegt und erobert werden von jener Lehre des gekreuzigten Messias. Zunächst nur schüchtern im Verborgenen sich regend gleich einem Feuer, das unter der Oberfläche dahinglimmt, fand die neue Lehre immer weitere Verbreitung, bis endlich der religiöse Enthusiasmus gleich einer lodernden Flamme emporschlug und alles um sich herum mit sengender Glut erfüllte. Als schließlich die durch Korruption und innere Unruhen unterminierte Staatsmaschine zusammenbrach, und das morsche Gebäude des mächtigen Kaiserreiches darniederstürzte, da entfaltete sich auf den Trümmern des Kapitols das siegreiche Banner des Christentums, um fortan

die ganze civilisierte Welt bis auf den heutigen Tag zu beherrschen.

Welch wunderbares Schauspiel! Wer würde es für denkbar, wer für möglich halten, wenn diese ganze Begebenheit als Dichtung der menschlichen Phantasie entsprungen wäre! Keine noch so excentrische Schöpfung der Einbildungskraft könnte auch nur annährend Aehnliches zustande bringen wie diese nackte, krasse Wahrheit. Ein schlichter Mann des fernen Ostens wird von dem weltbeherrschenden römischen Reiche und nach dessen Untergange von der gesamten civilisierten Welt als Gott verehrt und angebetet! Und wer ist der Mann, der dies vermochte? Nicht ist's ein Held, der mit dem Schwerte in der Hand sich Ruhm und Ehre auf dem Schlachtfelde erwarb. Kein König ists, kein Kaiser! Auch ist es nicht ein Mann, des Geistesgröße seiner Zeit voraneilte. Kein Philosoph, kein Dichter. Auch nicht ein Künstler, der die Herzen seiner Mitmenschen durch seine edle Kunst gewann. Nein! Nichts von alle dem. Ein schlichter Tagelöhner, eines Tischlers Sohn! Und nun das Volk? Welch Volk war es, von dem die Welt den Gott erhielt? Welches war das Volk, das sich des rühmen konnte, daß ihm allein von allen Völkern des einzigen Gottes Sohn geboren sei? Nicht war's das stolze Römervolk, vor dessen Macht die Welt sich beugte. Nicht war's das Volk der idealen Griechen, dem die Welt Kunst und Wissenschaft verdankte. Nicht mal Aegypten war's, die Wiege der ältesten Kultur der Menschheit. Nein! Keins dieser edlen Völker war's, das den „Erlöser" der gesamten Menschheit zeugte. Ein unscheinbares, unterjochtes Volk, auf das die stolzen Römer mit „Verachtung" blickten. Ein Volk, das von Historikern stets als das verachtetste des Altertums bezeichnet wird. Das Volk der stets gehaßten Juden war's, das Gott von allen Völkern ausersah, ihm seinen einzigen Sohn zu senden.

Wie das ganze Christentum voll der krassesten Widersprüche ist, so stellt bereits diese Verachtung des jüdischen Volkes einen ungeheueren Widerspruch dar. Der Glaube an „Gottes Sohn, Jesus Christus" bedingt notwendigerweise den Glauben an „Gott den Vater", den „einzigen, ewigen Gott". In der Tat hat das Christentum diesen „Jehovah"

angeblich in seiner Stellung der Alleinherrschaft gelassen und nennt sich daher eine monotheistische Religion trotz dieser deistischen Mehrheit. Glaubt man aber an jenen einzigen Gott Jehovah, so muß man auch an die sogenannten „Offenbarungen" dieses Gottes glauben; denn sie bilden die einzige Grundlage seiner angeblichen Existenz. Das israelitische Volk aber war das einzige, auserwählte Volk auf Erden, dem sich Gott offenbarte. Ja, es war sein eigenes Volk, das er persönlich regierte, und das er selber hoch über alle anderen Völker der Welt stellte. Einer von beiden muß daher logischer Weise mit seinem Urteil im Unrecht sein; entweder Gott, der das Volk Israel zu seinem auserwählten Volke machte, oder die übrige Menschheit, die jenem Volke nur Haß und Verachtung zuteil werden ließ.

Dem gegenüber macht man heutzutage Folgendes geltend. Die Israeliten des Altertums zur Zeit Abrahams, Isaacs und Jacobs waren allerdings die von Gott Auserwählten, denen er sich offenbarte, und die er zu seinem Volke machte. Auch Moses war von Gott erkoren, „sein Volk" zu leiten und ihm seinen Willen zu verkünden. Aber im Laufe der Jahrhunderte erwies sich dieses Volk als so undankbar und sündhaft, daß Gott sich schließlich von ihm abwandte und es der Verachtung aller anderen Völker preisgab.

Dies klingt recht schön. Nur muß man darauf erwidern, daß es doch in Gottes Macht liegt, die Worte und Taten der Menschen zu lenken, ja selbst ihre Gedanken zu regulieren. Es ist daher schließlich niemand anders als Gott selber, der für die Sündhaftigkeit seines Volkes verantwortlich ist. Hätte er es doch ebenso gut folgsam und fromm machen können.[1]) Wie soll man glauben, daß Gott sich selber so zuwiderhandeln könne? Würde er sich doch selber lächerlich machen durch solche Widersprüche.

Wie dem aber auch sei, soviel ist doch gewiß, daß Gott trotz aller Sündhaftigkeit der Juden dieselben noch als „sein Volk" betrachtet haben muß zur Zeit von Christi Geburt. Denn wie hätte er sonst diesem Volke seinen einzigen Sohn gesandt? Hätte er ihn doch ebenso gut den stol-

---

[1]) Vergleiche außer vielen anderen Stellen Römer, IX, 16—21.

zen Römern, oder den idealen Griechen, vielleicht auch gar den wilden Urgermanen senden können.

In Anerkennung dieser Tatsache verlängerte man die angebliche Gunst Gottes „seinem Volke“ gegenüber bis zum Tode Jesu Christi. Die grausame Kreuzigung des „Heilands“, die man mit Vorliebe den Juden zur Last legte, bildete dann das Kapitalverbrechen dieses Volkes, für das es von Gott verstoßen, seines Landes beraubt, über die Welt zerstreut und der Verachtung und dem Haß der Menschheit preisgegeben wurde.

Gegenüber dieser Anschauung läßt sich nicht nur die obenerwähnte Verantwortlichkeit Gottes geltend machen, sondern es wird in der „heiligen Schrift“ ausdrücklich betont, daß die Kreuzigung Christi eine im Rat Gottes lange vorher beschlossene Tatsache war. Der Heiland kam ja nur zu diesem Zwecke in menschlicher Gestalt auf die Welt, um durch die Vergießung seines Blutes die Sünden der „Gläubigen“ auf sich zu nehmen. Wenn dem so ist, wie kann man da seinen Henkern einen Vorwurf machen? Bildeten dieselben doch lediglich das notwendige Werkzeug einer „Allweisen Vorsehung“. Wäre die Tötung des Heilands ein Verbrechen gewesen, warum hat die göttliche Allmacht es überhaupt zugegeben? Warum ist Christus nicht vorher gen Himmel gefahren, bevor ihn seine Feinde ans Kreuz schlugen? Christus wußte nicht nur, daß man ihn verraten, sondern auch, wer sein Verräter werden würde. Warum hat er diesen Mann zu seinem Apostel gemacht? Ist alles dieses durch die „göttliche Vorsehung“ geschehen, um die Juden, die bis dahin das auserwählte Volk waren, bei der ganzen Menschheit verhaßt zu machen? Was für eine erbärmliche Vorstellung von einer Gottheit ist es, die absichtlich die Menschen zu Verbrechern macht, um sie der Strafe und Verachtung preiszugeben? Ist es ferner mit der Gerechtigkeit eines Gottes vereinbar, nicht nur ein ganzes Volk, sondern selbst dessen Nachkommen während Tausenden von Jahren verantwortlich zu halten für die Vergehen einiger weniger? Wurden nicht Petrus und Paulus auf Befehl des römischen Kaisers umgebracht? Und wem würde es ein-

fallen, dafür ein ganzes Volk sowie dessen Nachkommen verantwortlich zu machen?

Gesetzt aber, alle diese auf der Hand liegenden Widersprüche ließen sich fort discutieren, und die Sache stünde genau so, wie es die christliche Lehre darstellt; wie läßt sich dann der Haß und die Verachtung rechtfertigen, die den ersten jüdischen Anhängern Christi seitens der „Christen“ aus anderen Völkern zuteil wurde?

Ursprünglich bildete die Christenheit lediglich eine besondere Sekte der Juden. Die ersten fünfzehn Bischöfe Jerusalems waren Juden, und zwar nicht etwa Proselyten benachbarter Völker, sondern beschnittene Juden echtester Gattung. Während dieser ganzen Epoche, die sich bis zu dem Aufstand unter Hadrian erstreckte, also ziemlich das ganze erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung ausfüllte, bestand diese christliche Gemeinde ausschließlich aus „gläubigen“ Juden.[1]) In ähnlicher Weise wurden die meisten anderen christlichen Gemeinden von den Juden begründet, sodaß das Christentum bereits zu beträchtlicher Bedeutung angewachsen war, bevor Nichtjuden sich zu dieser Religion bekannten. Da es einen Teil der neuen Lehre bildete, den Ruhm Christi über die ganze Welt zu verbreiten, so bemühten sich die jungen, noch immer größtenteils aus Juden bestehenden Christengemeinden, so viel „Heiden“ als möglich für den neuen Glauben zu gewinnen.

Um diesen den Beitritt zum Christentum zu erleichtern, entschloß man sich, die von altersher überkommenen Ceremonieen einzuschränken und, soweit es nötig war, gänzlich abzuschaffen. Da man nimmermehr erwarten konnte, daß sich die große Masse der verschiedenen Völker der schmerzhaften Operation der Beschneidung unterziehen würde, so entschloß man sich, auch diese Ceremonie fallen zu lassen, obwohl gerade sie zu den allerheiligsten Gebräuchen des Judentums gehörte.

Sollte man nicht glauben, daß vom rein christlichen Standpunkte aus jene ersten, dem Judentum entstammenden Christen zum mindesten die Achtung ihrer neuen Religionsbrüder genießen würden? Von Geburt gehörten sie dem

---

[1]) Eusebius Pamphilus, Kirchengeschichte LIV, CV.

„auserwählten Volke“ an, dem Gott seinen einzigen Sohn gesandt hatte. Mit dessen Auftreten wurden sie seine begeisterten Anhänger und bemühten sich, allen Weisungen ihres „Meisters“ und „Erlösers“ gerecht zu werden. Dessen ungeachtet zeigten ihnen die vom „Heidentum“ bekehrten Christen denselben Haß, den sie gegen die der alten Religion treu gebliebenen Juden hegten. Während die Abschaffung der jüdischen Ceremonieen ursprünglich nur eine Concession war, um den „Heiden“ den Zutritt zum Christentum zu erleichtern, wurde der Spieß bald umgedreht und die Beibehaltung jener „von Gott eingesetzten“ Gebräuche als Todsünde erklärt. Der selber humane und gerechte Justin Martyr mußte zugeben, daß eine große Anzahl von Kirchenlehrern jenen „judaisierenden“ Christen jede Hoffnung auf Seligkeit absprachen und jegliche Gemeinschaft mit ihnen verboten. Mehr als tausend Jahre später fing man an, „Christen“, die sich nur zu Gunsten irgend welcher mosaischer Gebräuche aussprachen, als Ketzer zu foltern und zu verbrennen. Doch davon später.

Der Umstand, daß trotz aller dieser Tatsachen das von den verhaßten Juden geschaffene Christentum die ganze Welt eroberte, ist und bleibt die wunderbarste Erscheinung der gesamten Geschichte. Der gläubige Christ erklärt dies Phänomen sehr einfach auf seine metaphysische Weise. Der Wille der Gottheit Jesu Christi, seinen Namen über die Welt zu verbreiten und die Menschheit zum Glauben an ihn zu bekehren, genügte selbstverständlich zur Ausführung desselben. Wie Gott einst sprach: „Es werde Licht“, so gewann Christus durch seinen göttlichen Willen den Glauben der Menschheit.

Wir müssen uns freilich diese seltsame Erscheinung auf weniger phantastische und mehr natürliche Weise zu erklären suchen. Wir werden die politischen und socialen Zustände des römischen Reiches sowie die philosophischen und religiösen Anschauungen der damaligen Zeit zu prüfen haben, um uns ein klares Bild davon zu machen, wie und wodurch das Christentum den Sieg über alle anderen Religionen davongetragen hat.

Es ist ein ganz bestimmter Verlauf, den sämtliche

Staaten des Altertums in auffallend gleicher Weise durchlebten. Durch den Kampf ums Dasein und den Trieb der Selbsterhaltung gezwungen, vereinigten sich die nackten und waffenlosen Menschen der Vorzeit zu kleineren und größeren Gemeinwesen, um durch gemeinsame Arbeit jedem Einzelnen Lebensverhältnisse zu schaffen, die er durch alleiniges Handeln nimmermehr zu erlangen vermochte. In Gemeinschaft erwarben sich die Menschen ihren Lebensunterhalt, gemeinsam gingen sie zur Jagd, und gemeinsam verteidigten sie Haus und Herd gegen den sie von außen bedrohenden Feind. Während der primitive Mensch nur an sein persönliches Wohl und das seiner nächsten Angehörigen dachte, wurde nunmehr das Gemeinwesen der Gegenstand seiner hauptsächlichsten Sorge. Die Unterordnung des Ichs unter das allgemeine Interesse, die Aufopferung aller persönlichen Vorteile für das gemeinsame Wohl galt daher als höchste Tugend des Menschen.

Mit dem allmählichen Anwachsen der persönlichen Bedürfnisse und des dadurch entstandenen Privateigentums begann das Verhältnis des Individuums zum Gemeinwesen sich nach und nach zu ändern. Die persönlichen Interessen begannen wieder mehr und mehr in den Vordergrund zu treten. Ganz besonders änderten sich die Verhältnisse durch den sich entwickelnden Privatbesitz des Grund und Bodens. Während die Jagd und Fischerei noch das Gemeineigentum des Grund und Bodens bedingen, gedieh der Ackerbau am besten in der Einzelwirtschaft, die dann den Privatbesitz des Landes zur Folge hatte.

Durch den Kampf mit anderen Völkern und die Unterjochung benachbarter Staaten entstand das Sklaventum, durch das die menschliche Arbeit in direkte Ware verwandelt wurde. Der leichte Erwerb von Sklaven sowie die geringen Kosten zur Unterhaltung derselben setzten den Wert aller Genußmittel bedeutend herab, und als Folge davon steigerte sich der Bedarf derselben. Hieraus entwickelte sich das Streben nach Reichtum und Luxus. Solange der Reichtum nur im Besitz von Genußmitteln bestand, waren demselben natürlich Schranken gezogen. Aber mit der Einführung des Austauschmittels, des Geldes, begannen die enor-

men Kapitalansammlungen in den Händen einzelner Weniger sowie die Entstehung der Armut und des Proletariats. Der Gegensatz zwischen reich und arm wurde immer größer, und das gesamte Verhältnis der Menschen zueinander sowie zu dem Gemeinwesen begann sich zu ändern. Die Hingabe für den Staat, die Selbstaufopferung für das Gemeinwohl war verschwunden. An seine Stelle trat das maßlose Haschen nach Gewinn und Reichtum. Mit dem Wachsen der Armut wurde die Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Dinge wach. Die Armen bedrohten die Reichen, deren Macht des Geldes sie unterdrückte. Immer lockerer wurden die Bande, die das Individuum an das Gemeinwesen fesselten, bis schließlich das nunmehr morsche Staatsgebäude zusammenbrach und einem anderen Volke zur Beute fiel. Das ist der Verlauf, den sämtliche Staaten des Altertums genommen haben.

Am schnellsten und daher am augenfälligsten veranschaulichte diesen Hergang das Volk der Athener. In der kurzen Spanne Zeit von etwa 150 Jahren, nämlich von den Perserkriegen bis zur Eroberung Griechenlands durch Philipp von Macedonien, sehen wir die inneren Verhältnisse sich in ganz ähnlicher Weise ändern, wie wir es oben beschrieben haben. Die Klassenunterschiede, wenn sie auch immerhin existierten, waren doch zur Zeit der Perserkriege noch so wenig ausgeprägt, daß das allgemeine Interesse an dem Gemeinwesen und die Selbstaufopferung für die Erhaltung des Staates nicht darunter litten. Und wie anders gestalteten sich die Dinge anderthalb Jahruhnderte später, als das Streben nach Reichtum und Besitz das Hauptinteresse des Bürgers bildete. Wiederholt weist Demosthenes in seinen Reden auf diesen Wechsel der Verhältnisse hin, den er als Quelle aller socialen Uebel betrachtet, und aus dem er in prophetischer Weise den bevorstehenden Untergang voraussieht.

„Laßt uns“,[1]) sagt er, „einen Blick auf die Handlungen unserer Vorfahren und auf die unseren werfen, auf daß wir durch solchen Vergleich lernen mögen, uns zu bessern. Die

---

[1]) Demosthenes, Rede über die Regulierung des Staates.

Prachtbauten, die sie uns vermacht haben, der reiche Schmuck unserer Stadt, unserer Tempel, unseres Hafens, unserer öffentlichen Gebäude; alles dies ist so mannigfach und großartig, daß ihren Nachkommen kaum etwas übrig blieb hinzuzufügen. Blickt auf jene mächtigen Gewölbe, jene Waffenhäuser, jene Säulenhallen und auf alle die Ehrenbezeugungen unserer Stadt, die sie uns übermachten. Und trotz alledem waren die Wohnhäuser ihrer großen Männer so bescheiden, so bezeichnend für den allgemeinen Sinn der Gleichheit, so charakteristisch für unsere Verfassung. Wer das Haus des Themistokles kennt, oder des Cimon, des Aristides, des Miltiades oder irgend eines ihrer großen Männer, der weiß, daß es nicht durch die geringste Pracht ausgezeichnet ist. Aber jetzt ihr Männer von Athen! Was öffentliche Bauten anbelangt, so begnügt sich der Staat damit, die Landstraßen zu reparieren, für Wasser zu sorgen, oder mit sonstigen geringfügigen Dingen. Im Privatleben aber haben sich Männer, die Eure Angelegenheiten verwalten, Häuser erbaut, die nicht nur an Pracht diejenigen ihrer Mitmenschen übertreffen, sondern selbst alle öffentlichen Gebäude in den Schatten stellen. Andere haben sich Ländereien gekauft, die an Pracht und Größe die extravagantesten Träume ihrer Phantasie übertroffen haben".

Dieses Bild des moralischen Verfalls, das hier noch im Kleinen geschildert ist, zeigt sich in immer ausgeprägterer Weise zuerst in Athen und dann in den übrigen griechischen Staaten, bis ihre innere Haltlosigkeit zum gänzlichen Untergange führte.

Wie alle übrigen Staaten des Altertums, so mußte auch das große, stolze Reich der Römer diesen Entwicklungsgang durchmachen, der sich überall mit eiserner Notwendigkeit vollzog. Auch hier begegnen wir während der Blüte der Republik einer begeisterten Aufopferung des Individuums für die Allgemeinheit. Schritt für Schritt vollzog sich aber in späteren Jahrhunderten der Prozeß der Zersetzung, bis schließlich dieses mächtige Reich mit der gesamten Kultur des Altertums zusammenbrach und den wilden Horden des Nordens zum Opfer fiel. Wie alle übrigen Völker des Altertums, so ging auch das römische Reich lediglich durch seinen

inneren Verfall zugrunde. Der von außen anstürmende Feind bildete höchstens die causa excitans für den im Inneren vorbereiteten Untergang. Kein Attila, kein Alarich hätte das mächtige Reich zerstören können, wenn es auf solider Basis und festem Boden gestanden hätte.

Zur Zeit als Petrus und Paulus nach Rom kamen, und die an Christus glaubenden Juden sich bemühten, die neue Religionslehre über die Welt zu verbreiten, befand sich das römische Reich bereits am Anfang des mit Notwendigkeit nahenden Endes. Von dem einstmals gepriesenen Heldentum des Römers, von der aufopfernden Liebe und Hingabe zum Vaterlande, von der edlen Selbstverneinung zum Wohle der Allgemeinheit war auch nicht die geringste Spur geblieben. Die Republik war zusammengebrochen, weil ihr die Stützen, auf denen sie erbaut war, das tatkräftige römische Bürgertum genommen waren. Das Kaiserreich bildete in politischer Hinsicht den vollkommensten Gegensatz zu der einstmals blühenden Republik. Während dort die große Staatsmaschine, die Regierung des Volkes und die Verwaltung der öffentlichen Aemter, das Wohl der einzelnen Bürger zum Zwecke ihres Daseins hatte, und von der Gewalt der Waffen nur zur Erreichung und Erhaltung dieses Zweckes Gebrauch gemacht wurde, lagen die Dinge hier gerade umgekehrt. Der Kaiser mit seinem großen Hofstaat bildete den Mittelpunkt des Reiches, und die öffentlichen Aemter wurden von seinen Kreaturen bekleidet, auf die sich seine ganze Macht stützte. Die gewaltige Armee, die selber den Kaiser erwählt hatte, erwartete von ihm eine angemessene Belohnung, und somit wurde das Volk gezwungen, für die Erhaltung des Heeres zu sorgen. Während die Leitung der Staatsgeschäfte und die Bekleidung der öffentlichen Aemter zur Zeit der Republik Ehrensache des freien römischen Bürgers war, wurden diese Dinge im Kaiserreich den Sklaven oder allenfalls Freigelassenen übertragen. In den Inhabern aller dieser Stellungen erblickte man nicht wie in der Republik Männer, die ihre Pflicht dem gemeinsamen Wohle gegenüber erfüllten, sondern betrachtete sie als persönliche Diener des Kaisers, für die sich der freie römische Bürger nicht hergab.

Das ganze Streben der römischen Gesellschaft ging auf

die Anhäufung von Reichtümern hinaus, auf die Befriedigung der sinnlichen Gelüste, auf das Schwelgen in übermäßigem Luxus und unerhörter Pracht. Die Moral des Volkes sank immer mehr herab. Wie die degenerierten, geisteskranken Kaiser vor keinem Verbrechen zurückschreckten, um ihre momentanen Wünsche und Begehrungen zu erfüllen, so spiegelte sich diese Sittenlosigkeit und Schwelgerei im ganzen Volke wieder. Es schien als sei jedes Gefühl für Anstand und Sitte aus der Welt verschwunden.

„Rom", schreibt Tacitus,[1]) „war durch Feuer zerstört, seine alten und ehrwürdigen Tempel lagen in Rauch und Asche. Das Kapitol war in Flammen gehüllt durch die Hände fanatischer Bürger. Die heiligen Ceremonieen der Religion wurden verletzt. Ehebruch herrschte ohne jegliche Kontrolle. Die benachbarten Inseln waren überfüllt von Verbannten. Felsen und einsame Plätze waren durch heimlichen Mord befleckt, und Rom selber wurde ein Schauplatz des Schreckens, wo Adel der Geburt oder erworbener Reichtum zum Tode verurteilte, wo das Streben nach öffentlichen Aemtern oder die bescheidene Ablehnung derselben als gleiche Verbrechen galten, wo Tugend ein Verbrechen war, das zu sicherem Verderben führte; wo die Schuld der Ankläger und der Lohn ihrer Bosheit sich in gleich verabscheuenswerter Weise zeigten, wo das Amt des Priesters, die Würde des Konsuls, die Stellung eines Gouverneurs in den Provinzen und sogar der Thron selber von dieser verruchten Rasse als rechtmäßige Beute angestrebt wurde, wo nichts heilig war, nichts sicher vor der ausgestreckten Hand der Habgier, wo Sklaven zu falschem Zeugnis verführt oder gegen ihre eigenen Herren aufgehetzt wurden, wo Freigelassene ihre Herren verrieten, und wo derjenige, der keine Feinde hatte, durch die Verräterei eines Freundes zugrunde ging".

Dies war der moralische Zustand des römischen Reiches. Der innere Zersetzungsprozeß war schon weit fortgeschritten, als das Reich auf seinem äußeren Glanzpunkt anlangte. Ja, die äußeren Siege, die Unterjochung fremder

---

[1]) Tacitus, Geschichte I, 2.

Völker waren das einzige Mittel, den Untergang, wenn auch nicht zu verhüten, so doch hinauszuschieben.

Der wahre, gesunde Kern des Volkes, die freie Bauernschaft war schon längst verkümmert und zum größten Teil gänzlich zugrundegegangen. An ihre Stelle war der Großgrundbesitzer getreten, der sein Land mit Sklavenarbeit bestellte, mit der die freie Bauernschaft nicht zu konkurrieren vermochte. Desgleichen bestand die Industrie in den Städten ausschließlich aus Sklavenarbeit. Sämtliche Kriegsgefangene wurden zu Sklaven gemacht, die entweder dem Großgrundbesitzer das Land bestellen oder in den Fabriken großer Städte arbeiteten. Jeder neue Krieg brachte eine enorme Anzahl neuer Sklaven; ja viele Kriege wurden nur zu dem Zwecke geführt, neue Sklaven zu erwerben. Die Maße der Sklaven stieg auf das Unglaublichste und der Wert derselben wär dementsprechend niedrig. Bereits dreihundert Jahre vor Christus hatte man in Athen 400,000 Sklaven bei 21,000 Bürgern. Aeschines wurde für besonders arm gehalten, weil er nur sieben Sklaven besaß. Der römische Feldherr Lucullus verkaufte im ersten Jahrhundert v. Chr. Kriegsgefangene zu drei Mark das Stück als Sklaven.

Reiche Römer besaßen Tausende von Sklaven, sodaß der Wert aller Genußmittel immer mehr herabsank. Mit der Leichtigkeit aber, mit der Luxusartikel produciert wurden, stieg der Bedarf derselben, sodaß die Extravaganz, die Pracht und Verschwendung, wie sie im römischen Kaiserreich auftrat, wohl kaum jemals wieder weder vorher noch nachher erreicht worden ist.

Die Ueberreste der gigantischen Bauten, der monumentalen Prachtwerke, die noch heute das Staunen der Welt erregen, zeugen allerdings von der Macht und Größe der besitzenden Klasse sowie von einem wohlausgeprägten Kunstsinn und veredeltem Geschmack. Nichtsdestoweniger zeugen jene Riesenbauten von der Tyrannei und Grausamkeit jener Zeit, von der Unmenschlichkeit, mit der man die Sklaven behandelte, die überhaupt nicht als menschliche Wesen betrachtet wurden.

Die enormen Kapitalansammlungen in den Händen einzelner Weniger sowie der Betrieb der Sklavenarbeit auf dem

Gebiete der Industrie und Landwirtschaft führte zur völligen Verarmung der großen Masse des Volkes. Die freie Bauernschaft aus früheren Zeiten war längst vom Lande verschwunden und füllte die großen Städte als Lumpenproletariat. Besonders war Rom der Hauptsammelpunkt für diese „Plebs urbana". Fast eine Million Menschen lebten hier als Bettler und waren auf öffentliche und private Wohltätigkeit angewiesen. Obwohl sie nichts auf der Welt ihr eigen nennen konnten und sich als Nachtlager mit den öffentlichen Plätzen und den Säulenhallen der öffentlichen Gebäude und Tempel begnügen mußten, bewahrten sie ihren Stolz auf ihr römisches Bürgertum und überließen jegliche Arbeit mit Verachtung den Sklaven. Ihre ganzen Bedürfnisse bestanden aus dem bischen Brot, dessen sie für den Lebensunterhalt bedurften, aus den Spielen im Circus und dem rohen Schauspiel der Gladiatoren. Nicht nur aus Italien sondern aus allen Provinzen des mächtigen Reiches strömte die Masse heruntergekommener Existenzen herbei, die nichts auf der Welt zu verlieren hatten und in abenteuerlicher Weise ihr Glück in der Hauptstadt der Welt zu finden hofften.

Die noble Rasse der echten Römer war daher längst verschwunden. An ihre Stelle war das degenerierte Gemisch verschiedenartiger Völker getreten. Die große Masse der Bevölkerung bestand aus Sklaven, die man überhaupt nicht als Menschen betrachtete, und aus heruntergekommenem Gesindel, das ein vollkommen menschenunwürdiges Dasein führte. Die wenigen Reichen, die allen Besitz an sich gerissen hatten, lebten in unerhörter Schwelgerei und Unzucht. Ihnen war jeder Anstand und jedes Ehrgefühl abhanden gekommen. Die Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe erschien ihnen als einziger Zweck des Lebens.

Die Anfänge des moralischen und socialen Unterganges des römischen Reiches reichen weit zurück, bis in die letzten Jahrhunderte der Republik. Von einzelnen Männern wurde die Ursache des socialen Niederganges wenigstens zum Teil richtig beurteilt. Die vielfachen Bemühungen während der letzten Jahrhunderte der Republik, durch Verteilung von Bauerngütern an Proletarier den zugrundegegangenen Bauernstand wiederherzustellen, zeugen deutlich von einer

richtigen Beurteilung der Verhältnisse, waren jedoch nicht imstande, das einmal abwärts rollende Rad zum Stillstand zu bringen. Das verderbenbringende System des Großbetriebes durch Sklavenarbeit hatte bereits das sociale Gebäude zu sehr unterminiert, um es durch derartige Palliativmittel zu retten. Desgleichen mußten die im großartigsten Stile angelegten Reformversuche der beiden Gracchen im zweiten Jahrhundert v. Chr. ihren Zweck verfehlen.

Vergebens hatte sich Julius Caesar bemüht, durch neue Gesetzgebungen und die verschiedenartigsten Reformen die gesunde Basis des Staates wiederherzustellen. So ruhmvoll und glänzend der Erfolg seiner siegreichen Waffen dem Feinde gegenüber war, so wenig vermochte sein großes Genie den Zusammenbruch der Staatsmaschine zu verhüten.

Als endlich die Republik zusammenstürzte, und auf ihren Trümmern das Kaiserreich seine Fahne entfaltete, da war man sich sehr wohl bewußt, daß das alte römische Reich schon längst nicht mehr existierte, daß die Verwandlung der Republik in eine Monarchie weit mehr bedeutete, als einen bloßen Wechsel der Verfassungsform, daß man es mit einer socialen Krankheit, mit einer moralischen und politischen Entartung zu tun hatte.

War diese Krankheit unheilbar? Gab es kein Mittel das Uebel zu beseitigen? Konnte man dem sichtlichen Untergange auf keine Weise steuern? War die Basis des Staates die vor zweihundert Jahren von Ennius mit den Worten charakterisiert wurde: „Moribus antiquis stat res Romana virisque“ auf immer verloren? Mit der Beantwortung dieser Fragen beschäftigten sich Staatsmänner, Philosophen und Dichter, kurz alle, die irgend welches Interesse an der Erhaltung des Staates hatten.

Bald glaubte man auch eine Antwort auf diese Frage gefunden zu haben. Griechenland hatte sich bereits auf derselben Stufe des Verfalls befunden, auf der man jetzt in Rom angelangt war, als die römische Republik noch auf der vollsten Höhe ihrer moralischen und socialen Größe stand. Dieser Unterschied beider Länder gab seiner Zeit den Philosophen viel zu denken, und gar mannigfach waren die Vergleiche, die zwischen den beiden Staaten gemacht wurden.

Um die Lage der Dinge so zu beurteilen, wie wir es heute zu tun vermögen, hatte man noch zu geringe Erfahrungen auf dem socialen und ökonomischen Gebiete. Anstatt zu erkennen, daß der Entwicklungsgang der Staaten, wie wir ihn oben in Kürze darstellten, durch den socialen Mechanismus bedingt war und daher in gleicher Weise alle Staaten des Altertums betreffen mußte, glaubte man, sich den momentanen Unterschied zwischen Griechenland und dem römischen Reiche auf einfachere Weise erklären zu können. „Das“, schreibt Polybius, „worin sich das römische Volk vor allem auszeichnet, ist sein religiöser Glaube; denn das, was man bei anderen Völkern Leuten zum Vorwurf macht, nämlich eine skrupulöse Furcht vor den Göttern, ist meiner Meinung nach gerade das, was dem römischen Staat seine Kraft verleiht“. Polybius selber war offenbar nicht religiös. Aber er war der Ansicht, daß die große Masse des Volkes ohne Furcht vor den Göttern, ohne Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Belohnung nicht existieren könne. „Wenn es möglich wäre“, so fährt er fort, „einen Staat lediglich von Philosophen zu gründen, so hätte man dieses freilich nicht nötig. Bedenkt man aber, daß die Masse des Volkes stets wankelmütig ist und voll von ungesetzlichen Begehrungen, unvernünftigen Zornes und heftiger Leidenschaften, so muß man zugeben, daß das einzige Mittel, sie im Zaume zu halten, in der Furcht vor mystischen Dingen und überirdischen Mächten besteht. Daher haben meiner Ansicht nach die Alten durchaus weise gehandelt, als sie bei dem Volke die Lehre von den Göttern verbreiteten und ihm den Glauben an dereinstige Strafe in der Unterwelt beibrachten. Ja, ich glaube, daß man heutzutage unbedacht und töricht handelt, wenn man diesen Glauben zu vernichten sucht“.

Diese Anschauung, daß man beim Volke den Glauben an eine göttliche Vergeltung, die Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Belohnung nach dem Tode, aufrecht halten müsse, ist bereits sehr alt. Sie findet sich bei Philosophen aller Zeiten und hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Obwohl man vollkommen davon überzeugt war, daß die Sage vom Hades nichts als menschliche Erfindung sei, glaubte man in ihr ein Mittel zu haben, das Volk zu bessern und zu moralisieren. In

diesem Sinne bemühte sich der von den besten Absichten erfüllte Kaiser Augustus, den in Verfall geratenen Götterkultus wieder zur vollen Geltung zu bringen. Er errichtete eine große Anzahl neuer Tempel und hielt auf die strenge Durchführung des religiösen Kultus.

Bei den Gebildeten war der Glaube an die alte Götterlehre, wie sie von Homer und den übrigen Dichtern des klassischen Altertums geschildert wurde, längst verschwunden. An seine Stelle waren die verschiedenen philosophischen Systeme getreten, wie besonders das der Stoiker und Epikuräer. Die vielen Juden, die bereits damals über die ganze Welt verbreitet waren, und unter denen sich viele geistig hochstehende Männer befanden, hatten zweifellos einen nicht unerheblichen Einfluß auf die philosophische Anschauung der damaligen Zeit. Die Juden hatten überall, besonders aber in Rom, viele Proselyten gemacht, und es läßt sich daher mit Sicherheit annehmen, daß ihre religiösen Anschauungen allgemein bekannt waren. Wenn wir daher in dem philosophischen System der Stoiker einem ausgesprochenen Monotheismus begegnen, so läßt sich darin unschwer der „einzige, ewige Gott" der Juden wiedererkennen. „Wir", sagt Seneca, „verstehen unter Jupiter den Wächter und Leiter des Universums, die Seele und den Geist, den Herrn und Erschaffer der Welt, wie man ihn auch immer nennen möge. Wollte man ihn „Fatum" nennen, so würde man nicht fehlen. Von ihm ist alles abhängig, er ist die Ursache der Ursachen. Man könnte ihn daher ebenso gut „Vorsehung" nennen. Er ist es, der mit seiner Weisheit die Welt versieht, sodaß sie unbeschädigt ihren Lauf vollzieht und ihrer Bestimmung nachkommt. Würde man ihn daher „Natur" nennen, so wäre dies nicht minder zutreffend. Er ist es, von dem alles entsproßen ist, durch dessen Geist wir leben. Wollte man ihn daher „Welt" nennen, so wäre auch dies richtig. Er ist in allem was wir sehen; alles ist mit Teilen seiner selbst erfüllt, er selbst erhält sich aus eigener Kraft".[1])

Ist dies nicht ein ganz deutlicher Monotheismus? Ja, der mehr persönliche Gott der Juden ist hier in der Philo-

[1]) Seneca, Nat. Quaest. II, 45.

sophie der Stoiker gewissermaßen idealisiert, und durch die Erweiterung des Begriffes wird der Monotheismus zum Pantheismus, der dann allerdings nicht mehr weit vom Atheismus entfernt ist.

Die Lehre, daß alles, was lebt, einen Teil jener einen großen Gottheit bilde, war dazu angetan, dem verarmten Bürger und selbst dem geknechteten Sklaven einige Menschenwürde zu verleihen. Aus dem Drangsal des Lebens, aus der Not der Entbehrungen, aus der Last der Unterdrückung flüchtete sich der Stoiker in den Gedankenkreis seiner Lehren, wo er selber einen Teil der Gottheit bildete, und selbst der Kaiser nichts vor ihm voraus hatte. Der Stoiker war Monist im modernen Sinne. Für ihn gab es keine Teilung in Körper und Seele. Die Welt als solche war ein rationelles Wesen, dessen Verlauf dem Gesetz der Notwendigkeit unterlag. Die absolute Selbstverneinung, die Negierung aller individuellen Leiden bildeten die Principien seiner Moral. Desgleichen galten ihm Freuden und Vergnügungen als nichtig. Die Unterordnung alles Empfindens und Fühlens unter den Verstand bildete die Richtschnur seines Lebens.

Trotz des philosophischen Skeptizismus gegenüber jeglicher religiösen Anschauung, trotz der Verachtung, die man gegen die alte Götterlehre an den Tag legte, war das gesamte Volk, vom Kaiser bis herab zum Bettler von Aberglauben aller möglichen Art erfüllt. Jenes Land der Wunder, die Wiege der ältesten Götter- und Heroensagen, der graue Osten, überschwemmte auch jetzt das ganze Reich mit seinen Zauberern, Wahrsagern und Sterndeutern. Aus allen Gegenden der östlichen Provinzen strömten die Abenteurer nach dem fernen Westen, um dort ihr Glück zu versuchen. Die Götter Aegyptens fanden ihren Weg nach Italien, Isis und Serapis erfreuten sich ihrer Tempel in Rom bereits vor dem Zusammenbruch der Republik. Aus Chaldäa kamen die sogenannten „Mathematiker", die aus den Sternen die Zukunft prophezeiten. Syrien sandte seine Wahrsager, und auch an israelitischen „Zauberern" und Heilkünstlern fehlte es nicht.

So lagen die Verhältnisse, als Paulus seine Missionsreise durch Griechenland und Italien unternahm und die

ersten Christengemeinden im römischen Reiche gründete. Wie bereits mehrfach betont wurde, waren es zunächst nur Juden, die dem neuen Glauben beitraten. Von den gebildeten Griechen und Römern wurde der reisende Jude mitsamt seinem „Heilande“ selbstredend verlacht. Männer, die sich ernsthaft mit der Philosophie beschäftigt hatten und in ihrer Weltanschauung bereits auf einem Punkte angelangt waren, über den man selbst heute nicht hinaus kann, stellten die Verkündigung der sich in Jerusalem zugetragenen Wunderdinge selbstredend in die gleiche Kategorie mit allen anderen aus dem Morgenlande kommenden Abenteuern. Was für einen Eindruck mußte es auf Männer machen, deren pantheistische Weltanschauung den Glauben an einen persönlichen Gott längst überwunden hatte, wenn ein Mann aus dem fernen Osten behauptete, Gott hätte den Juden seinen einzigen Sohn gesandt? Was mußten sich Männer, deren wissenschaftliche Kenntnis sie längst davon überzeugt hatte, daß die Trennung von Körper und Seele ein Unding sei, dabei denken, wenn dieser „Sohn Gottes“ von den Toten auferstanden sein sollte, und ihnen verkündet wurde, daß die ganze gläubige Menschheit dereinst auferstehen würde? Wie konnten Männer, die jene alten Lehren vom Tartarus längst begraben hatten, es ernst nehmen, wenn ihnen das himmlische Reich mit seinen Engeln sowie die Hölle mit Teufeln und bösen Geistern ausgemalt wurde?

Die Gebildeten hatten, soweit sie sich überhaupt herbeiließen, die neue Lehre anzuhören, nichts als ein mitleidiges Lächeln für dieselbe; enthielt sie doch nicht einmal etwas Neues. Daß Götter in Menschengestalt zur Welt kamen, war ja in der griechischen Mythologie gar nichts Seltenes. Ebenso war die „Auferstehung“, das individuelle Fortleben nach dem Tode, bereits von Homer geschildert. Aber alles dies war längst vergessen und begraben. Kein gebildeter Mensch glaubte an die wirkliche Existenz jener Phantasiegebilde. Wie konnte man es wagen, heute der gebildeten Welt solche Ammenmärchen aufzutischen! In dem aufgeklärten Zeitalter! Heute! Vier Jahrhunderte nachdem Männer wie Sokrates, Plato und Aristoteles die Welt mit ihrer Weisheit bereichert hatten.

Die Juden hatten zähe an ihrem alten Glauben festgehalten. Der alte Jehovah, der Adam und Eva aus dem Paradiese verstieß, der sich Abraham, Isaac und Jacob „offenbarte“, der auf dem Berge Sinai Moses die Gesetzestafeln diktierte, der lebte und regierte nach wie vor. Die Juden sind das einzige Volk, das niemals seinen Glauben änderte. Für sie gab es keinen Mythos. Der von den Vätern ererbte Glaube war ihnen das Heiligste auf der Welt. Aber gerade darum war ihnen alles, was an dieser Lehre rüttelte, ein Greuel, alles was die Majestät Gottes irgendwie verletzte, das schwerste Verbrechen auf Erden.

Sehr bezeichnend für die verschiedene Aufnahme, die Paulus bei den Griechen und Juden fand, ist seine diesbezügliche Bemerkung: „Wir predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Torheit“.[1])

Es lag vollkommen in der Natur der Sache, daß, wie bereits öfters betont wurde, die ersten Christengemeinden ausschließlich aus Leuten der allerniedrigsten Klasse bestanden. Der gebildete Jude betrachtete die Legende Christi als eine Blasphemie und ein Werk des Teufels, während der gebildete Grieche und Römer mit Verachtung auf die Bewegung herabblickte.

Als Paulus in Athen, der Stätte der Kunst und Wissenschaft, anfing, von der „Auferstehung“ zu sprechen, wurde er allgemein verlacht. Für ein Publikum wie die Athener taugten die Reden eines Paulus nicht. In Athen fanden seine Bemühungen keinen fruchtbaren Boden. Obwohl er je zwei Briefe an die Korinther und Thessalonier geschrieben hatte, gibt es deren an die Athener keinen. Auch betrat Paulus Athen nicht wieder, obwohl er nach Griechenland des öfteren zurückkehrte und allein Korinth dreimal besuchte. Die kleine, seiner Zeit in Athen begründete christliche Gemeinde ging sehr schnell zugrunde und wurde erst im Jahre 165 wieder neu begründet.

Wie bereits Christus sich dessen rühmte, daß die „Erkenntnis“ den „Weisen“ und „Klugen“ vorenthalten war, und nur die Törichten an ihn glaubten, so macht auch

---

[1]) 1 Cor. I, 23.

Paulus aus der Not eine Tugend und preist den Umstand, daß seine Gemeinden nur aus dem niedrigsten Volk bestünden. „Sehet an, liebe Brüder“, so schreibt er an die Korinther, „euren Beruf; nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen. Sondern was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß es die Weisen zu Schanden mache, und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da nichts ist, daß er zu nichte mache, was etwas ist“.[1])

Was Paulus hier von seiner Gemeinde in Korinth sagt: daß sie nicht aus Weisen, Gewaltigen und Edlen, sondern aus Törichten, Schwachen und Verachteten bestünde, das gilt von der gesamten ersten Christenheit in allen Teilen der Welt. Diese Hefe des Volkes, das Proletariat in den großen Städten und die enormen Scharen von Sklaven, bildeten aber die große Mehrheit des Volkes. Die Gebildeten bestanden aus einer verschwindenden Minderheit. Jeglicher Mittel beraubt, sich nach Art der Reichen in Vergnügungen zu berauschen, um sich dadurch über das Elend der Zeit hinwegzuhelfen, begannen sie Luftschlösser zu bauen und ein ideales Reich zu erträumen, in dem es keine Not und Armut gäbe, in dem keine Kriege geführt würden, in dem nichts als Freude, Glück und Segen herrsche. Die Dichter nährten die Hoffnung des Volkes durch poetische Schilderungen dieses ersehnten Reiches durch den Hinweis auf die Rückkehr des goldenen Zeitalters.

Da erzählte man ihnen das Wunder, das sich in Jerusalem zugetragen hatte. Jehovah, der mächtige Herrscher der Welt, hätte seinen eigenen Sohn herabgesandt aus den Höhen, um die Menschheit zu erlösen und das so heiß ersehnte Land der Seligkeit zu gründen. Waren schon die für bare Münze genommenen Wahnideen des geisteskranken Jesus an und für sich in hohem Maße excentrisch, so wurden dieselben nunmehr durch die leidenschaftlichen Ergüsse einer dichterischen Phantasie in märchenhafter Weise ausge-

---

[1]) 1 Cor. I, 26—28.

schmückt. Am excentrischsten ist in dieser Hinsicht der Glaube an den sogenannten Chiliasmus, demzufolge Christus und mit ihm alle seine Gläubigen wiederkehren würden, um nach einem fürchterlichen Kampfe, in dem der Satan endgültig erliegen würde, das tausendjährige Reich auf Erden zu gründen. Nach Ablauf dieses Reiches werde ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehen, und auf dieser Erde ein neues Jerusalem, der Sitz vollkommenster Seligkeit, wo der Tod seine Macht verloren hätte.

Wohl gewährten diese Lehren dem schwer bedrückten Volke Trost und Hoffnung; namentlich tröstete man sich in den Zeiten der grausamsten Verfolgungen mit dem Glauben an eine nicht ferne Vergeltung. Trotzdem hätte das Christentum nun und nimmermehr zu jener Bedeutung gelangen können, die schließlich den vollkommenen Sieg davontrug, wenn es dem Volke nicht noch etwas anderes zu geben vermocht hätte als leere Versprechungen für die ferne Zukunft und Hoffnung auf Widervergeltung für die Leiden in dieser Welt. Ein altes Sprichwort sagt, daß der Mensch von „Luft und Liebe“ nicht leben könne, selbst nicht von der Liebe zum „gekreuzigten Messias“. Was das Volk weit mehr bedurfte als Verheißungen auf die Wiederkehr des Heilands und das tausendjährige Reich, war tägliches Brot, sowie Obdach und Kleidung zur Selbsterhaltung in dieser Welt, in der es doch vorderhand noch zu leben hatte. Die christliche Propaganda, die einen so enormen Erfolg aufzuweisen hatte, war weit weniger religiöser als vielmehr in erster Linie socialer Natur. Es wurde bereits in einem der früheren Kapitel erwähnt, daß eine der Hauptbedingungen des Beitritts zum christlichen Bunde der Verzicht auf jeden persönlichen Besitz darstellte. Jede christliche Gemeinde hatte ihre Beamten, an die sämtliche Genußmittel abgeliefert wurden, und die für eine gleichmäßige Verteilung aller Güter sorgten. Diese Art von Kommunismus verdankt ihren Ursprung teils den Aussprüchen Christi, der von dem reichen Jüngling vor allem die Preisgebung seines Besitzes forderte, wenn er selig werden wollte; teils war diese Institution der bereits erwähnten Sekte der Essener nachgebildet.

Ursprünglich bei der Begründung der ersten Christen-

gemeinden ging man, wie bereits früher gesagt, so naiv zu Werke, daß man von jedem Mitgliede die tatsächliche Hergabe jedes Besitztums verlangte und die so gewonnenen Mittel gleichmäßig verteilte. Wie im Falle von Annanias und Saphira wurde jeder, der von seinem Besitze der Gemeinde heimlich etwas vorenthielt, auf das strengste bestraft. Selbstverständlich konnte sich ein solches System auf die Dauer nicht halten. Niemand kümmerte sich um die Art des Producierens oder die Herbeischaffung neuer Mittel ausser denen, die von neuen Proselyten gebracht wurden.

Allmählich ging man dann im Laufe der ersten Jahrhunderte etwas praktischer zu Werke. Offenbar hatte man gelernt, daß es mit dem gemeinsamen Genießen allein nicht getan sei; die Lebensgüter wollten auch produciert sein. Sicherlich waren es auch andere Männer, die nach und nach an die Spitze der Gemeinden traten, als die naiven Fischersknechte aus Jerusalem und der phantastische Paranoiker Paulus.

Man hatte ferner einsehen gelernt, daß man zum Producieren der Mittel bedarf, und daß daher nichts produciert werden konnte, so lange man einen jeden zwang, seine Mittel aufzugeben. Dies führte notwendigerweise zur Wiederherstellung des Privatbesitzes. Wollte man daher den Kommunismus beibehalten, so konnte dies nur in der Weise geschehen, daß man einem jeden die Mittel ließ zum Producieren; das Producierte aber dem Einzelnen zu Gunsten der Allgemeinheit abforderte.

Selbstverständlich wurde dies, den damaligen Verhältnissen gemäß, nicht in strikt wissenschaftlicher Weise durchgeführt. Die Idee war nur die, daß man einem jeden seine Produktionsmittel, wie besonders seinen Grund und Boden als Eigentum überließ, daß er moralisch verpflichtet war, so viel als möglich damit zu erwerben, daß aber die erworbenen Genußmittel nicht als sein persönliches Eigentum betrachtet, sondern der Gemeinde zur Verfügung gestellt werden sollten. Selbst den Gebrauch seines Grund und Bodens mußte er abtreten, soweit er dessen nicht selber bedurfte. Hatte z. B. jemand kein Haus, so konnte er von einem christlichen Bruder, der mehrere Häuser besaß, for-

dern, daß er ihm eine Wohnung gäbe; deswegen blieb letzterer doch im Besitz des Eigentums.

Dieser Eingriff in das sociale Leben des Volkes, dieser für den Augenblick mit Erfolg gekrönte Versuch, die Leiden und Entbehrungen des Volkes zu beseitigen und ihm ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen, diese Gleichheit und Verbrüderung aller Mitglieder der Gemeinde war es, die dem Christentum seinen großen Erfolg und schließlichen Sieg verlieh. Warum sollte auch nur ein einziger Bürger aus dem gemeinen Volke zögern, diesem Bunde beizutreten? Hatte er doch nichts zu verlieren und alles zu gewinnen. Der Umstand, daß sich der Ackerbau ausschließlich in den Händen der reichen Grundbesitzer mit ungeheuren Sklavenmassen befand, erklärt die Tatsache, daß sich das Christentum während der ersten Jahrhunderte lediglich auf die Städte beschränkte. Die Sklaven konnten selbstverständlich ohne Erlaubnis ihres Herrn dem neuen Bunde nicht beitreten, und letzterer als Großkapitalist war natürlich dem neuen Kommunismus feindlich gesinnt. Diese Scheide zwischen Stadt und Land war so markiert, daß man das Wort „Paganus" — Landbewohner —, ohne weiteres für Nichtchristen gebrauchte, woraus später das englische Wort „Pagans" und deutsch „Heiden" entstand.

Wie der verblüffende Erfolg des Christentums, so erklärt sich noch eine andere Erscheinung aus dem urchristlichen Kommunismus, nämlich — die vielen sich über mehrere Jahrhunderte erstreckenden grausamen Verfolgungen der Christen. Warum sollte man diesen neuen Bund seiner religiösen Anschauung wegen verfolgen? Bestanden doch die ersten Christen lediglich aus Juden, sodaß man die Christen ursprünglich als besondere jüdische Sekte betrachtete. Die Juden aber lebten seit einer Reihe von Jahrhunderten in allen Teilen des römischen Reiches, und auch besonders in Rom, ohne irgendwie in der Ausübung ihrer Religion behelligt zu werden. Es bestand allerdings keine besondere Zuneigung zwischen beiden Völkern, und die Juden wurden auch mehrere Male aus Rom ausgewiesen. Dabei handelte es sich aber immer nur um vorübergehende politische Differenzen. Ihrer Religion wegen erfuhren sie keine Anfeindungen, und Ver-

folgungen, wie die der Christen, haben sie zu jener Zeit niemals erlitten.

Warum sollte man also in so fanatischer Weise gegen die christliche Religion vorgehen? Bildete doch die christliche Religion nichts als eine Modifikation des alten längst bekannten Judentums. Warum sollte sich der Kaiser Tiberius darüber ereifern, daß Jehovah einen Sohn bekommen hatte? Seinetwegen hätte er wahrscheinlich Drillinge haben können, ohne daß ihm dies besondere Sorgen bereitet hätte. Dem religiösen Glauben galten daher diese Verfolgungen sicherlich nicht, sondern einzig und allein dem Kommunismus, in welchem die Reichen und momentanen Machthaber mit Recht eine große Gefahr für sich erblickten. Allerdings spielten noch andere Faktoren dabei mit, die ersten Christengemeinden sowohl gefürchtet als verhaßt zu machen.

Das Hauptkontingent der ersten christlichen Gemeinden bildete, wie bereits gesagt, die ungeheure Masse des Proletariats der großen Städte. Es bedurfte keiner großen Ueberredungskunst, um die Tausende von Bettlern dazu zu bewegen, sich „wie die Lilien auf dem Felde“ ernähren zu lassen. Ja, selbst die gemeinsten Verbrecher wurden mit offenen Armen als willkommene „Brüder“ im neuen Bunde aufgenommen. Aber die Gemeinden brauchten Geld. Um die Brüder zu ernähren, zu kleiden und ihnen Wohnung anzuweisen, bedurfte man reichlicher Mittel. Man mußte darauf bedacht sein, auch die Reichen zum Zutritt zu dem neuen Bunde zu bewegen. Dies war nun allerdings lediglich Sache der religiösen Propaganda. Die Lehre von der Auferstehung der Toten und der Begründung eines neuen Reiches, in dem alle Anhänger Christi ewige Glückseligkeit erhielten, konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Ja, man glaubte sogar allgemein, daß der jetzigen Welt der unmittelbare Untergang bevorstünde, und daß das himmlische Reich bereits im Anzuge sei. Vulkanische Ausbrüche des Aetna und Vesuvs bekräftigten diesen Aberglauben. War es nicht natürlich, daß jeder, der einmal diesen Glauben hatte, bereit war alles zu tun, um der ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden? Christus aber hatte ausdrücklich gesagt, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel gelangen würde.

Was Wunder, daß die Reichen in großer Anzahl dem neuen Bunde beitraten und ihr Besitztum bereitwillig aufgaben. Mit solchem Eifer wurde dieser Aufforderung nachgekommen, daß viele Kinder reicher Leute zu Bettlern wurden, weil ihre Eltern alle ihre Habe der Kirche übermacht hatten. Je mehr aber der neue Bund erstarkte, je mehr Mittel ihm zur Verfügung gestellt wurden, und je mehr Gemeinden aus der neuen Lehre hervorgingen, um so größer ward die Gefahr für die bestehende Ordnung der Dinge, die man im Christentum erblickte. Wiederholt versuchte man daher, dasselbe gänzlich auszurotten und so die drohende Gefahr für die besitzende Klasse zu beseitigen.

Im Gegensatz zu der Exklusivität der Juden lag es in dem Charakter der christlichen Lehre, dieselbe möglichst weit zu verbreiten, und es war daher die Erwerbung möglichst vieler Anhänger sowohl aus religiösen als auch aus praktischen Gründen geboten. Infolgedessen trug das Christentum von Anfang an den Charakter der Aggressivität. Während man im Altertum eine gewisse Toleranz für die verschiedenen Religionsformen hatte, indem ein Volk die Götter anderer Völker respektierte, solange man überhaupt an die Existenz von Göttern glaubte, trugen die Christen nunmehr eine tiefe Verachtung zur Schau gegen alles, was nicht zu ihrer eigenen Lehre gehörte. Obwohl das Christentum voll des absurdesten Aberglaubens war, verspotteten und verhöhnten sie nicht nur die Götterlehre der Römer, sondern ihre gesamte Kunst und Wissenschaft. Die verschiedenen „Apologien“ der ersten Kirchenväter sind voll solcher Schmähungen, die natürlich die Ehre und das Selbstgefühl der Römer schwer verletzen mußten.

An die wirkliche Existenz der Götter glaubten die Gebildeten schon lange nicht mehr. Aber sie hatten an Stelle der alten Götterlehre eine philosophische Weltanschauung gestellt, die wenigstens als solche frei von Aberglauben war. Nun kamen die christlichen Kirchenväter mit ihren aggressiven Schmähschriften, in denen sie einerseits die alten Götter verhöhnten, andererseits einen neuen, nicht minder absurden Aberglauben als die absolute Wahrheit anpriesen. Sie stellten sich nicht etwa auf den Standpunkt der Gebil-

deten, die in ihrer alten Götterlehre, wie wir es heute tun, eine poetische Versinnlichung abstrakter Begriffe oder die dichterische Verkörperung der verschiedenen Naturphänomene erblickten, sondern sie, die christlichen „Gelehrten", glaubten an die wirkliche Existenz der „heidnischen Götter"; nur wollten sie dieselben nicht als Götter anerkennen und verehren. Sie hielten sie für Teufel und böse Geister, die den Menschen feindlich gesinnt seien.

Auf öffentlichen Plätzen in Gegenwart großer Volksmengen betrieben sie ihre bekannten Exorcismen. Die betreffenden von Teufeln besessenen Personen waren natürlich hysterische oder geisteskranke Menschen, auch wohl epileptische Individuen, die bei den ceremoniellen Teufelsaustreibungen laut schrieen und brüllten und taten, als sei ihre Sprache die des in sie gefahrenen Teufels. Dieser bekannte dann, daß er einer der alten Götter sei, der unrechtmäßiger Weise die Opfer und Verehrungen des Volkes entgegengenommen habe.

Diese Teufelsaustreibungen bildeten den größten Triumph der christlichen Kirche und wurden in allen Apologien der Kirchenväter, wie z. B. der des Tertullius, als Beweis für die absolute Wahrheit ihrer Lehre angeführt. Apollo und die Musen waren Geister der Hölle; Homer und Virgil standen im Dienste der Hölle und des Teufels.

Mit einer unglaublichen Naivität und Selbstüberhebung blickten sie verächtlich herab auf die Lehren eines Sokrates, auf die Schriften Platos und Aristoteles'. Diese „Heiden", denen die „göttliche Wahrheit" vorenthalten war, konnten keine klare Vorstellung haben von der Welt und dem Leben nach dem Tode. Die Schriften Ciceros, wie besonders Questiones, Tusculanae und De Senectute, wurden verachtet und verspottet. Wenn Cicero und seine ihm geistesverwandten Zeitgenossen heute zu uns sprechen könnten, so würden wir in ihnen geistig hochbedeutenden Männern mit einer rationellen Weltanschauung begegnen, die selbst mit unseren heutigen wissenschaftlichen Vorstellungen durchaus nicht unvereinbar ist. Wer hingegen waren die ersten, auf diese „Heiden" mit Verachtung herabblickenden Christen? Eine Schar ignoranter jüdischer Fischersknechte, Leute, die weder

Bildung noch Erziehung besaßen, Männer, die in dem lächerlichsten, naivsten Aberglauben befangen waren.

Der feste Glaube an das göttliche Himmelreich, in welchem alle diejenigen, die sich zu Christus bekannten, ewige Seligkeit empfangen würden, alle „Heiden“ hingegen ewige Verdammnis zu erwarten hätten, verlieh den Christen jene ungeheure Selbstverherrlichung, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und infolge deren sie mit der größten Geringschätzung auf alle Andersgesinnten herabblickten. In ihrer Verachtung und Verspottung der „Ungläubigen“ kannten sie keine Grenzen, ohne irgend welche Rücksicht auf die Anschauungen und Gefühle anderer Menschen zu nehmen. Mit folgenden Worten wagte Tertullius seine Mitbürger sowie die Regierung zu beleidigen. Nachdem er die Theater und übrigen öffentlichen Vergnügungen gehörig abgekanzelt hatte, sagt er: „Ein Schauspiel bleibt noch zu erwähnen, nämlich jener ewige Tag des jüngsten Gerichts, an den die Völker nicht glauben wollten, den sie vielmehr verspottet haben. Was wird dieses Schauspiel für Dimensionen annehmen? Wie werde ich es anstaunen, wie werde ich lachen, wie werde ich jubeln! Wie werde ich jauchzen, wenn ich wahrnehmen werde, wenn so viele Könige, von denen man dachte, daß sie in den Himmel gelangen würden, mitsamt Jupiter und allen, die an ihn glaubten, im tiefsten Abgrunde der Finsternis stöhnen; wie alle jene Herrscher, die den Namen des Herrn verfolgten, sieden in den verheerenden Flammen des Fegefeuers, das wütender rasen wird gegen sie, als sie selber gegen die Christen rasten; wie jene weisen Philosophen, vor ihren eigenen Schülern errötend, von den Flammen verschlungen werden mitsamt ihnen, die sie zu überzeugen versuchten, daß sich Gott um nichts in der Welt kümmere, denen sie versicherten, daß es überhaupt keine Seele gäbe, oder daß dieselbe nicht zum Körper zurückkehren würde; wie die vielen berühmten Dichter zitterten vor dem Richterstuhle, nicht eines Rhadamanthus oder eines Minos, sondern des verleugneten Herrn Jesus Christus. Dann werden die Tragöden um so natürlicher spielen, da sie aus wirklichen Schmerzen schreien werden, die man ihnen verur-

sachte. Dann werden die Schauspieler um so glühender reden, da sie von der Hitze des Feuers verzehrt werden. Dann wird das rote Gewand der Wagenlenker eingehüllt sein von lodernden Flammen. Dann werden sich die Ringer umherstoßen, aber nicht auf der Bühne, sondern im Feuer, — es sei denn, daß ich sie auch dann nicht zu sehen wünsche und lieber meinen unersättlichen Blick auf jene hefte, die unsern Herrn so eifrig verfolgten".[1])

Das ist die berühmte „christliche Liebe" des biedern Kirchenvaters. Freilich sind die Worte genau im selben Stil gehalten wie die Verwünschungen Christi, wenn er die jüdischen Priester und Schriftgelehrten mit „Nattern" und Schlangengezücht tituliert und ihnen verkündet, daß sie unter „Heulen und Zähneklappern" im Fegefeuer sieden würden. Aber, wie kann man erwarten, daß sich die römischen Behörden solche Schmähungen auf die Dauer gefallen lassen würden?

Diese Art und Weise, den Römern ihre Verachtung zu zeigen und alles, was dem Volke entweder aus religiösem Glauben oder aus althergebrachter Gewohnheit heilig war, öffentlich zu beschimpfen und zu verspotten, war die Pflicht eines jeden braven Christen. Es war eine von alters her überkommene Sitte, an gewissen Festtagen die Türen der Häuser mit Lorbeerzweigen und Lampions zu dekorieren und mit Guirlanden von frischen Blumen das Haupthaar zu schmücken. In diesem unschuldigen und sicherlich schönen Gebrauche erblickten die Christen einen argen Frevel, weil die Türen unter dem Schutze der Hausgötter standen, und sträubten sich daher, die allgemeine Sitte mitzumachen. Diejenigen, die sich überreden ließen, der Anordnung der Behörde Folge zu leisten, lebten in großer Furcht vor der Rache der beleidigten Gottheit.

Das ganze Leben der Christen war von Mysticismus und Aberglauben durchsetzt. Ueberall glaubten sie sich von bösen Geistern verfolgt; in den gewöhnlichsten Naturerscheinungen erblickten sie Zeichen Gottes für diese oder jene Handlung oder als Prophezeiung zukünftiger Ereig-

[1]) Tertullius, De Spectaculis, XXX.

nisse. Sie gaben vor, vielfache Visionen zu haben, in denen Gott ihnen seinen Willen verkündete. Von Krankheiten wurden sie auf die wunderbarste Weise geheilt, und die Auferstehung von Toten gehörte zu den häufigsten Vorkommnissen.

Da man nun einmal fest an den bevorstehenden Untergang der Welt und das Herannahen des ewigen Himmelreiches glaubte, so verlor man auch jegliches Interesse für die Vorgänge im „Diesseits“. Die Christen lebten wie im Traum, indem sie die Gegenwart möglichst ignorierten und bereits mit einem Fuß im göttlichen Reich zu stehen wähnten. Daher galt ihnen auch jede Wissenschaft, jede Kunst, jedes Vergnügen als eitel Blendwerk. Was sich nicht direkt auf die Erlangung des ewigen Heils bezog, war von den Kirchenvätern auf das strengste verpönt und verachtet. Das unschuldigste Vergnügen, ja die bloße Heiterkeit wurde als Sünde betrachtet. Das Tragen farbiger Gewänder, der Genuß der Musik, der Besitz von Gold und Silber, sowie jedweder Luxusartikel war auf das strengste verboten. Auf Federkissen zu schlafen galt ihnen als sündhaft, da Jacob nur einen Stein als Kopfunterlage hatte.

Eine Hauptbedingung des Kommunismus, in welcher Form derselbe auch immer auftreten mag, ist die Aufhebung der Familie, besonders der Einzelehe. Daher begegnen wir überall in der Geschichte, wo entweder theoretische Ausführungen oder praktische Versuche des Kommunismus gemacht werden, einer Abschaffung der Einzelehe. Dies läßt sich auf zweierlei Weise erreichen; entweder durch Gemeinschaft der Weiber und Kinder, oder durch das völlige Verbot des geschlechtlichen Verkehrs. In seinem Buch „Ueber den Staat“ wählt Plato den ersten Weg. Der Kommunismus Platos beschränkt sich überhaupt nur auf die herrschende Klasse. Da diese Klasse in Platos Idealstaat nicht produciert, so bedarf sie weder des Privatbesitzes noch der Familie und konnte daher einen reinen Kommunismus des Genießens bilden. Die arbeitende, producierende Klasse hingegen läßt er die alten Institutionen beibehalten. Die oben erwähnte Sekte der Juden, die dem Kommunismus huldigten, die Essener, hatten den letzteren Weg eingeschlagen.

Die eifrigen Bestrebungen der Kirchenväter, den geschlechtlichen Verkehr möglichst einzuschränken und die völlige Enthaltsamkeit zum höchsten Ideal zu machen, war nicht sowohl durch die kommunistische Verfassung ihrer Gemeinde geboten, als auch durch die religiösen, zum Ascetismus hinneigenden Gesinnungen bedingt. Das Streben, das Familienleben aufzuheben, bekundet sich unter anderm in der Einrichtung der täglichen gemeinsamen Mahlzeiten nach Art der Spartaner und des Platoschen Staates. In religiöser Hinsicht motivierten die Väter das Cölibat mit der Anschauung, daß nur durch Adams Sündenfall der geschlechtliche Verkehr als notwendiges Uebel gestattet worden sei. Hätte sich Adam rein und sündlos gehalten, so hätte sich die Menschheit für immer eines seligen Daseins im Paradiese erfreut, und Gott hätte ihr eine andere, unschuldigere Art der Vervielfältigung verliehen. Daher wurde eine erste Ehe von den Kirchenvätern „geduldet". Zum zweiten oder gar dritten Male zu heiraten war gleichbedeutend mit Ehebruch und wurde auf das strengste bestraft.

Christus selber predigte — allerdings lediglich auf Grund seines paranoischen Größenwahns — die Aufhebung der Familie als Ideal des Christentums. Im Ev. Matth. XIX, 29 sagt er: „Wer verläßt Häuser oder Brüder oder Schwester oder Vater oder Mutter oder Kinder oder Acker um meines Namens willen, der wird hundertfältigen Lohn ernten und das ewige Leben erwerben". Im Evangelium Lucä heißt es: „So jemand zu mir kommt und hasset nicht Vater und Mutter, Weib und Kinder, Brüder und Schwester, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein!"

Der Mangel an Interesse, den die Christen für die Vorgänge im „Diesseits" hegten, indem ihr ganzes Denken und Trachten auf eine imaginäre Zukunft nach dem Tode gerichtet war, mußte sie natürlich auch vollkommen gleichgültig machen gegen alle Institutionen des Staates. Sie weigerten sich daher, irgend welche öffentliche Aemter zu bekleiden oder irgendwie zum Wohle des öffentlichen Gemeinwesens beizutragen. Man ging von dem Grundsatz aus, daß ein wahrer Christ nicht die Stellung eines Beamten, eines Soldaten oder selbst eines Fürsten bekleiden könnte,

ohne wesentlich wichtigere Pflichten zu vernachlässigen. Tertullius ging so weit, den christlichen Soldaten öffentlich anzuraten, zu desertieren.[1])

Kann man sich darüber wundern, wenn die Christen von ihren Mitbürgern gehaßt und verachtet wurden? Was würde man heute von einer stetig wachsenden Vereinigung innerhalb des Staates halten, die sich nicht nur vollkommen gleichgültig gegen alle öffentlichen Interessen verhielt, sondern demselben durch ihre Excentricitäten auf alle mögliche Weise schadete?

Wer die Geschichte des Christentums unparteiisch und unvoreingenommen studiert, der wird zugeben müssen, daß dasselbe eine ungeheure Gefahr für die bestehende Ordnung der Staatsgesellschaft bildete. Ein Staat innerhalb des Staates, wie ihn das Christentum darstellte, bildet stets eine sociale Unmöglichkeit. Jeder normal denkende Mensch wird vor den Greueln des geisteskranken Nero zurückschrecken und die Grausamkeiten, die er an den Christen beging, als die scheußlichsten Brutalitäten verdammen. Aber es gab im Laufe der ersten drei Jahrhunderte auch Kaiser, die in vollem Maße die Achtung der Nachwelt verdienen, und auch sie verfolgten die Christen und versuchten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, das Christentum gänzlich auszurotten. Von jenen sogenannten zehn Christenverfolgungen fielen mehrere unter die Regierung der besten Kaiser wie Trajan und Marcus Aurelius, von denen man sicherlich zugeben muß, daß sie nach bestem Wissen und Gewissen handelten.

Die meisten Geschichtsschreiber schildern diese Christenverfolgungen als reinen Religionsfanatismus. Ihnen zufolge wären die Christen nur deswegen verfolgt worden, weil sie sich dagegen sträubten, den alten Göttern die übliche Ehre zu erweisen. Den Kindern in der Schule lügt man vor, daß das einzige Verbrechen der „armen unschuldigen Christen“ darin bestanden habe, daß sie an den Herrn Jesus Christus, ihren Erlöser, geglaubt hätten, und daß ihre standhafte Weigerung, ihren „Heiland“ zu verleugnen, ihnen einen qualvollen Tod unter den grausamsten Foltern bereitet habe.

[1]) Tertullius, De Corona Militis XI.

Dies ist eine direkte Entstellung der Tatsachen. Es gab in dem großen römischen Reiche eine Unmenge verschiedener Religionen, und nicht eines der vielen unterjochten Völker wurde seiner Religion wegen verfolgt. Man war im Gegenteil in dieser Hinsicht äußerst tolerant. Auch die Juden wurden niemals in der freien Ausübung ihrer Religion behindert. Die Feindseligkeiten gegen die Christen und die vielen Versuche, das Christentum gänzlich auszurotten, geschahen aus politischen und socialen Gründen, nicht aber ihrer Religion halber. Dies sollte man sich ein für alle Mal klar machen, wenn man die Geschichte nicht absichtlich entstellen und die Wahrheit untergraben will.

Wenn man bei den Christen der ersten Jahrhunderte von der Religion gänzlich absieht, so waren ihre Agitationen ihr aggressives Verhalten gegen die besitzende Klasse, ihre offenen Feindseligkeiten, ihre Verhöhnung, ihre Verachtung der dem Volke heiligen Dinge derart, daß man gegen eine solche Tendenzen verfolgende Vereinigung innerhalb des Staates heutzutage mit derselben Strenge, wenn auch nicht mit derselben Brutalität einschreiten würde.

Versucht man nicht in modernen Staaten, kommunistische, ja selbst socialdemokratische Agitationen ebenfalls mit allen möglichen Mitteln zu bekämpfen? Was würde man in den heutigen europäischen Staaten zu einer stetig an Macht und Ausdehnung zunehmenden Verbrüderung von Lumpenproletariern sagen, die die allgemeine Gleichheit als höchstes Princip aufstellen und sich für berechtigt hielten, von jedem wohlhabenden Manne zu fordern, mit ihnen zu teilen, ja die regierenden Fürsten zu ihren gleichgestellten Brüdern zu machen suchten?

Eine Hauptforderung des frühen Christentums war die Abschaffung der Sklaverei. Selbstverständlich! War doch der Heiland zur gesamten Menschheit gekommen. Sollten doch alle Menschen Brüder werden. Wie durfte es da Sklaven geben? Nun bedenke man aber, daß in den durch und durch christlichen Vereinigten Staaten Nord-Amerikas einer der blutigsten Kriege vor weniger als einem halben Jahrhundert geführt wurde, weil sich die Hälfte dieses christlichen Landes zur Beibehaltung der Sklaverei berechtigt glaubte. Im römi-

schen Kaiserreich wäre die plötzliche Abschaffung der Sklaverei gleichbedeutend gewesen mit dem vollständigen Untergange der gesamten besitzenden Klasse und damit des ganzen Reiches. Aber was fragten jene ersten Christen nach der Erhaltung des Reiches? Erwarteten sie doch den unmittelbaren Untergang der Welt und der Beginn des ewigen Reiches Christi. Was kümmerte sie daher das Kaiserreich?

Der absolute Glaube an diese Verheißungen machte die große Masse des Volkes nicht nur gleichgültig gegen die Vorgänge in dieser Welt, sondern auch unempfindlich gegen psychisches Leid und körperlichen Schmerz. Daher die große Masse von Märtyrern, die es vorzogen, die grausamsten Torturen zu ertragen, als sich durch ein Wort der Verleugnung ihre Freiheit zu erkaufen. Die mannigfachen Aussprüche Christi, mit denen er seinen Jüngern versichert, daß für alles Leid, das sie auf Erden ertrügen, sie tausendfach belohnt werden würden in jener anderen Welt, veranlaßte eine große Menge von Fanatikern die Folter und den Feuertod absichtlich aufzusuchen und mit lächelnder Miene die entsetzlichsten Torturen über sich ergehen zu lassen. Dieses „Heldentum" der Märtyrer wirkte daher erst recht als größte Propaganda für das Christentum, sodaß man das Gegenteil von dem erreichte, was man mit jenen harten Maßregeln zu bezwecken suchte.

Der objective Beurteiler wird heute zugeben müssen, daß die römischen Kaiser in dem stetig anwachsenden Christentum mit vollem Recht die größte Gefahr für das Bestehen des Reiches erblickten; er wird ferner zugeben müssen, daß es bei den Bestrebungen, das Christentum zu unterdrücken, sich durchaus nicht um den religiösen Glauben handelte, sondern daß man es geradezu mit einer sich langsam aber um so sicherer entwickelnden Revolution einer kommunistischen Gemeinde zu tun hatte, die bereits über das ganze Reich verbreitet war, und die nichts Geringeres im Auge hatte, als den vollkommenen Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge.

Dies ist der Grund, daß die römische Regierung während der ersten drei Jahrhunderte auf alle mögliche Weise versuchte, diesen inneren Feind des Reiches zu beseitigen.

Freilich bediente man sich vielfach der grausamsten Mittel. Andererseits aber gab es Kaiser, die auf gütlichem und diplomatischem Wege dasselbe Ziel zu erreichen suchten. Hieraus erklären sich die vielen scheinbaren Widersprüche sowohl innerhalb der einzelnen Edikte als auch zwischen der diesbezüglichen Handlungsweise vieler Kaiser mit ihren sonstigen Charakteren. In seiner Eigenschaft als Prokonsul schreibt der jüngere Plinius an den Kaiser Trajan, indem er ihn um Instruktionen ersucht, wie er sich den vielen Leuten gegenüber verhalten soll, die man vor seinem Tribunal des Christentums beschuldigt hätte.[1]) Offenbar versucht der Kaiser in seinem Antwortschreiben einen Mittelweg einzuschlagen, durch den er einerseits die bereits weit verbreiteten Christen nicht zu hart verfolgt, andererseits aber einer weiteren Verbreitung entgegenarbeitet.

Daß ein Kaiser wie Caracalla sehr wenig darnach fragte, welcher Religion die vielen unterjochten Völker angehörten, sondern daß er lediglich darauf bedacht war, sich neue Geldsummen zu verschaffen, um seine Excentricitäten und Ausschweifungen zu befriedigen, zeigt schon die eine Tatsache, daß er das Recht des römischen Bürgertums ohne Unterschied der Person in allen Provinzen des Reiches verschachern ließ, während seine Vorgänger dasselbe immer noch als besondere Auszeichnung zu verleihen pflegten. Wäre es den Kaisern wirklich ernst gewesen mit der Verehrung der alten Götter, so hätte ihnen gerade die Verleihung des Bürgertums resp. die Vorenthaltung desselben ein wichtiges Mittel dazu an die Hand gegeben.

Als einen der unerklärlichsten psychologischen Widersprüche betrachten fast alle Historiker die grausamen Christenverfolgungen unter dem sonst in jeder Weise noblen, tapfern, großherzigen, ja mildgesinnten Marcus Aurelius. Als der Gouverneur Avidius Cassius, von der treulosen Gemahlin des Kaisers zu einer Empörung angestiftet, nach der Eroberung des ganzen Klein-Asiens von seinen eigenen Soldaten umgebracht wurde, bedauerte der aus weiter Ferne herbeigeeilte Kaiser, vom Schicksal des Vergnügens be-

---

[1]) Plinius X, 97.

raubt zu sein, einen Mann, der ihn verraten habe, zu begnadigen. Mit gleicher Milde behandelte er alle aufständischen Provinzen. Ueberall war er geliebt und geachtet wegen seiner Treue und Gerechtigkeit. Und dieser Fürst veranstaltete eine der heftigsten Christenverfolgungen. John Stuart Mill, der die Tugenden Marc Aurels nicht hoch genug preisen kann, sagt von ihm, daß seine einzige Schwäche in seiner allzu großen Milde bestanden habe. Er nennt ihn „a better Christian in all but the dogmatic sense of the word, than almost any of the ostensibly Christian sovereigns who have since reigned.“ Daß ein solcher Kaiser, ein Mann von so vornehmer und edler Gesinnungsart, auf „solche Irrwege“ geraten konnte, die Christen in so grausamer Weise verfolgen zu lassen, bezeichnet John Stuart Mill als „One of the most tragical facts in all history“.

Das wirklich Tragische in der Geschichte ist nicht das Verhalten Marc Aurels, sondern die absichtliche oder unabsichtliche Entstellung der Tatsachen seitens der Geschichtsschreiber. Gerade das energische Einschreiten Marc Aurels gegen das Christentum beweist die absolute Wahrheit obiger Ausführungen. Wie kann man nur einen Augenblick glauben, daß ein Mann wie er Tausende von Menschen religiöser Skrupel wegen auf das grausamste verfolgt habe, er, der selber ein philosophischer Freidenker war, der in Athen Lehrstühle für die vier Hauptsekten der Philosophie errichtete, der Platoniker, der Stoiker, der Peripatetiker und der Epikuräer; er, dessen eigene Schriften voll sind von humaner Denkungsart und philosophischer Weisheit.

Was Marc Aurel zu unterdrücken versuchte, war nicht eine harmlose religiöse Sekte, sondern eine Verschwörung gegen das Reich, eine kommunistische Umwälzung, einen socialen Nihilismus. Wie hätte er, der geniale Feldherr, der von einer Grenze des Reiches zur anderen eilte, um den andringenden Feind abzuwehren, anders handeln können gegen eine Verbrüderung von Leuten, deren Anführer ihnen offen rieten, von der Armee zu desertieren? Wie hätte Napoleon, wie Friedrich der Große in einem analogen Falle gehandelt? Nein, nicht den Anbetern Christi galten seine Verfolgungen, sondern, wie er mit dem Schwerte in der

Hand die Feinde Roms auf dem Schlachtfelde besiegte, so versuchte er durch strenge Maßregeln das Reich von den inneren Feinden zu befreien.

Aber alle, selbst die grausamsten und unmenschlichsten Verfolgungen der Christen blieben erfolglos. Keinerlei Maßregeln, sei es die rohe Gewalt, sei es die feine Verlockung diplomatischer Künste, vermochten die stetig ansteigende Flut des Christentums einzudämmen. Alle gegen dasselbe gerichteten Mittel hatten den gegenteiligen Erfolg. Anstatt die Anhänger des christlichen Glaubens auszurotten, wurden dieselben immer zahlreicher. Das Christentum wuchs zu einer unwiderstehlichen Macht heran, bis endlich der große Augenblick kam, bis das Christentum den endgültigen Sieg davontrug über die alte „heidnische" Götterlehre, um innerhalb kurzer Zeit die allgemein anerkannte Religion aller Kulturvölker zu werden.

Dieser Sieg ist es, auf den die Menschheit so stolz ist; den die Geschichtsschreiber in den glühendsten Farben auszumalen stets bemüht sind. „Die göttliche Wahrheit", so heißt es gewöhnlich, „mußte sich Bahn brechen, gleichviel welcher Art die Hindernisse waren, die ihr in den Weg traten". Um diesen „Sieg" vollends zu würdigen, müssen wir zuvörderst noch einen Blick auf die Stufe der Entwicklung werfen, die das Christentum zu jener wichtigen Epoche erreicht hatte.

Das Hauptprincip des ursprünglichen Christentums war die obengeschilderte Gleichheit und Brüderlichkeit. Keiner durfte von seinem Besitz mehr genießen als der andere. Was er nicht unbedingt zum Lebensunterhalt brauchte, mußte er dem Bischof der Gemeinde zur Verteilung übergeben. Es gab mithin weder Reiche noch Arme. Alle Christen waren untereinander gleich und betrachteten sich als Brüder. Der Gemeindevorstand, der Bischof, wurde vom Volke gewählt, hatte jedoch keinerlei Vorzüge vor irgend einem anderen Bruder. Er hatte nur gewisse Verwaltungspflichten, geradeso wie der von den Mitgliedern irgend einer Vereinigung erwählte Direktor. Einen besonderen Priesterstand gab es nicht. Jeder Bruder hatte das Recht, in den Versammlungen zu reden. Die Versammlungsplätze waren höchst

einfacher Art. Nachdem ein Stück aus der heiligen Schrift vorgelesen war, hielt der Vorstand oder jemand, der sich dazu berufen fühlte, eine kurze Ansprache an die Brüder. Dann gaben sie sich nach einem kurzen, stillen Gebet den Bruderkuß, und der Vorsteher verteilte das Abendmahl unter ihnen. Diese kommunistische Gleichheit und Brüderlichkeit ist es, die der vielgepriesenen christlichen Liebe zugrunde liegt.

Um die kommunistische Gleichheit im Verbrauch der Genußmittel aufrecht zu erhalten, bedurfte es eines ungewöhnlichen Enthusiasmus. Es war sicherlich nicht leicht, eine genügende Anzahl reicher Leute zu finden, die bereit waren, nicht nur ihr Einkommen mit den Brüdern zu teilen, sondern auch für ein dauerndes Einkommen zu sorgen. Nichtsdestoweniger fanden sich genügende Mittel, um die ersten Christengemeinden wenigstens eine Zeitlang nach diesem Princip zu erhalten. Daß aber ein solches, von einem künstlich erzeugten Enthusiasmus abhängiges System sich auf die Dauer nicht halten konnte, ist klar. Schon die Notwendigkeit des Producierens bewirkte, daß die Sorge um die Familie wieder mehr in den Vordergrund trat. Die gemeinsamen Mahlzeiten wurden mit der Zeit auf besondere Festlichkeiten beschränkt, bis sie schließlich wieder wie ehedem auf die öffentliche Speisung der Armen zurückgingen. Während zuerst das gesamte Einkommen an die Gemeinde abgeliefert wurde, um vom Vorstande unter dieselbe verteilt zu werden, wurde es mit der Zeit nur der Ueberfluß, den man abzugeben sich für verpflichtet hielt. Der Unterschied zwischen Arm und Reich trat wieder mehr und mehr in die Erscheinung, während die Gleichheit und Brüderlichkeit nur noch in der Theorie weiterbestand.

Daß unter solchen Verhältnissen die Brüderlichkeit gar oft in Zwistigkeiten, und die christliche Liebe in gegenseitigen Haß verwandelt wurde, liegt in der menschlichen Natur der Sache. Man schuldigte sich gegenseitig an, die fundamentalen Gesetze des Christentums verletzt zu haben. Jeder warf dem anderen vor, den Lehren und Vorschriften Christi zuwiderzuhandeln, und es entstanden schon in den ersten Jahrhunderten die vielen Spaltungen der christlichen Kirche.

Die sich gegenseitig befehdenden Sekten wurden immer zahlreicher. Nach den Aufzeichnungen von Irenaeus und Epiphanias waren allein die Gnostiker in mehr als fünfzig verschiedene Sekten gespalten, deren bekannteste die Basilidianer, die Valentianer, die Marcioniten und Manichäer sind.

Trotz alledem erhielt sich das kommunistische Princip wenigstens theoretisch auf verhältnismäßig lange Zeit. Wieder und immer wieder ließen die Kirchenväter ihre mahnende Stimme ertönen, dem Reichtum und der Ungleichheit ein Ende zu machen und den christlichen Principien gemäß alles der Gemeinde zu übergeben. „Ihr Elenden", ruft der heilige Basilius den Reichen zu, „wie wollt ihr euch vor dem ewigen Richter verantworten? Ihr erwidert mir, wie habe ich unrecht, da ich nur für mich behalte, was mir gehört? Ich aber frage Euch, was nennt Ihr Euer Eigentum? Von wem habt Ihr es erhalten? Ihr handelt wie ein Mann im Theater, der sich beeilt, alle Plätze zu belegen und die anderen nun hindern will einzutreten, indem er zu seinem Gebrauch sich vorbehält, was für alle da ist. Wodurch werden die Reichen reich als durch die Besitznahme von Dingen, die Allen gehören? Wenn jeder für sich nicht mehr nähme, als er zu seiner Erhaltung gebraucht, und den Rest den anderen ließe, dann gäbe es weder Reiche noch Arme".

Derartige Ermahnungen, wie sie die Kirchenväter in großer Zahl veröffentlichten, sind doppelt lehrreich. Sie zeigen erstlich, wie schwierig es war, das kommunistische Princip in den jungen Christengemeinden aufrecht zu erhalten. Zweitens aber geht aus ihnen unzweideutig die große ökonomische Gefahr hervor, die das Christentum für die Erhaltung des Staates bildete. Wir können nur immer wieder fragen: Wie würde man heute solchen kommunistischen Hetzereien gegen die besitzende Klasse begegnen?

Trotz aller Bemühungen und Agitationen seitens der Kirchenväter konnten die Reichen, wie dies ja nicht anders zu erwarten war, auf die Dauer nicht dazu gebracht werden, ihr Besitztum aufzugeben. Man beschränkte sich höchstens darauf, einen Beitrag zur Unterstützung der Armen zu geben. Damit wäre das Christentum in seinem fundamentalen Bau erschüttert worden und hätte ohne weiteres in sich

selber zusammenstürzen müssen, wenn man nicht zur rechten Zeit ein Mittel erfunden hätte, das das Christentum fortan über die schwierigsten Klippen hinweghelfen sollte. Das kommunistische Princip der brüderlichen Gleichheit, auf dem das Ideal der „christlichen Liebe“ basierte, war bisher das wahre Fundament des Christentums, sowohl in religiöser als auch in praktischer Hinsicht. Die bereitwillige Entsagung alles irdischen Besitzes war ein direkter Befehl Jesu Christi.

Wer ihm angehören wollte, mußte seine Habe verkaufen und den Ertrag den Armen geben. Persönlicher Reichtum galt bisher für unvereinbar mit der Lehre Christi. In praktischer Hinsicht verdankte das Christentum seinen äußeren Erfolg, seine Ausbreitung über die ganze civilisierte Welt der damaligen Zeit dem Princip des Kommunismus. Es war, wie sich der Leser erinnern wird, die große Masse des städtischen Lumpenproletariats, der plebs urbana, die den Hauptkontingent der ersten Christengemeinden bildete. Ohne die gleichmäßige Verteilung aller Genußmittel wäre das Christentum nimmermehr zu Ansehen und Bedeutung gelangt. Die Gleichheit und Brüderlichkeit bildete daher, wie gesagt, den fundamentalen Bau des Christentums.

Dieses Fundament war nunmehr zusammengestürzt. Die Reichen weigerten sich positiv, auf die Dauer ihren Besitz aufzugeben. Die Armen waren daher nach wie vor auf die Almosen der Reichen angewiesen. Die vielgepriesene christliche Liebe existierte nur in der Theorie. Um das Christentum vor dem unvermeidlichen Untergang zu retten, wandte man nunmehr jenes wunderbare Mittel an, das in der Zukunft alle Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwinden half. Man ließ ohne weiteres die alten, unbequemen Principien des Christentums fallen und paßte dasselbe den gegenwärtigen Principien an, indem man die betreffenden Worte Christi je nach Bedarf „umdeutete“, „auslegte“ oder ihnen eine „symbolische Bedeutung“ unterschob.

Mit demselben Eifer, mit dem die Kirchenväter den Kommunismus gepredigt hatten, fingen sie nun an, den Besitz als eine notwendige Institution zu verteidigen. Was Christus „meinte“ als er von dem Jüngling forderte, seinen Besitz den Armen zu geben, sei nicht der materielle Besitz,

sondern der Besitz des Herzens gewesen. Der Reiche soll sein Herz von allem Besitz trennen, er soll demütig sein und bescheiden, und nicht stolz und hoffärtig. Er soll mit seinem Besitz Gutes tun und den Armen helfen, so viel er kann. Aber auch die Armen müssen bescheiden sein. Sie dürfen ebenso wenig wie der Reiche nach irdischem Besitz streben, und sie müssen lernen, mit ihrem Lose zufrieden zu sein.

Da man aber immerhin darauf bedacht sein mußte, die vom Christentum betrogene Menge des Proletariats in guter Stimmung zu erhalten, so vertröstete man sie auf die „andere Welt". Anstatt ihnen die früher verliehene Nahrung, Wohnung und Kleidung weiterhin zu verschaffen, gab man ihnen eine Anweisung auf das unmittelbar zu erwartende Reich Gottes, wo sie sicherlich die besten Plätze bekommen würden. Hatte doch der Herr Jesus Christus gesagt: „Die Letzten werden die Ersten sein!" Ja, man bemitleidete ihnen gegenüber die armen Reichen, die niemals selig werden könnten; denn eher könne ja ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen. Je nach Bedürfnis ließ man auch hier und da die „symbolische Auslegung" fallen und fand, daß das Christentum eine äußerst bequeme Handhabe für alle möglichen Eventualitäten des Lebens bildete.

Wie sich die christliche Gleichheit und Brüderlichkeit hinsichtlich des Besitztums nicht aufrecht halten ließ, so ging es auch mit den verschiedenen Klassen. Nach wie vor blieb derselbe Klassenunterschied bestehen, und trotz aller seiner Gleichheitslehren war das Christentum nicht imstande, irgend etwas daran zu ändern. Selbst innerhalb der christlichen Gemeinden blieb die Gleichheits- und Brüderlichkeitsidee immer nur ein Phantasiegebilde. Aber damit nicht genug, bildete das Christentum innerhalb seiner eigenen Grenzen eine neue Kaste, deren Klassenunterschiede und Kastenstolz alles übertreffen sollte, was das Christentum im Beginn seines Auftretens als unchristlich und „heidnisch" auf das energischste bekämpft hatte.

Im Anfange ihres Bestehens hatten die verschiedenen Christengemeinden zwar Beamte zur Erledigung der geschäftlichen Pflichten wie die Verteilung des Besitztums unter den Brüdern, aber von einem eigentlichen Priesterstande

war keine Rede. In religiösen Dingen waren alle Brüder einander gleich. Alle Christen sollten Priester Gottes sein. Wie Christus seine Apostel aus der Hefe des Volkes erwählt hatte, so sollte das Volk selber den Namen des Heilands loben und preisen, nicht aber von einem vermittelnden Priesterstande zwischen Gott und Menschen abhängen. Da wo eine solche Scheidewand vorhanden war, wie bei den Juden oder wie in dem Ritus der alten Götter, wurden sie von den Christen auf das heftigste bekämpft. Die Beamten der ersten Gemeinden wurden vom Volke aus seinem eigenen Kreise erwählt und waren ihm Rechenschaft schuldig. Sie zogen keinerlei Vorteile aus ihrem Amt, das sie als Ehrenstellung neben ihrer sonstigen Beschäftigung bekleideten.

Diese Verhältnisse änderten sich erheblich im Laufe der Zeit. Es entstand ein eigener Priesterstand, der die herrschende Klasse der Christenheit bildete, und dem die Masse des Volkes, das Laientum, untertänig wurde. Die Kirche, die früher die Gaben der Reichen nur in Empfang nahm, um sie gleichmäßig an die Gemeindegenossen zu verteilen, begann nunmehr selber einen Besitz zu gründen. Aus den Ehrenstellen der Verwalter entstand ein bezahlter Priesterstand, der stetig an Macht und Reichtum zunahm. Anstatt wie früher lediglich die geschäftlichen Pflichten zu besorgen, trat der Priesterstand nunmehr in das alleinige Recht religiösen Wissens und ceremonieller Ausübung. Immer mehr wurde das Laientum von der direkten Beschäftigung mit religiösen Dingen zurückgedrängt, bis man ihm völlig untersagte, die „heilige Schrift“ zu lesen, und der Priesterstand der alleinige Vermittler wurde zwischen dem Volke und dem Gegenstande religiöser Verehrung.

Während man früher an unscheinbaren, jedes Prunkes entbehrenden Plätzen zusammenkam, um sich in gemeinschaftlicher Weise zu erbauen, und um das heilige Abendmahl zu empfangen, entstanden nunmehr die gewaltigen Prachtbauten, die Unsummen Geldes kosteten und an Prunk und Luxus hinter den kostbarsten Tempeln des „Heidentums“ nicht zurückstanden.

Jeder Bischof hatte das Vermögen seiner Gemeinde zu verwalten und konnte selber bestimmen, in welcher Weise

die Gelder zu verwenden seien. Dies verlieh ihm selbstverständlich eine ungeheure Macht, die um so größer wurde, je mehr der Reichtum der Kirche mit der Zeit anwuchs. Umgekehrt aber verlieh ihm diese Machtstellung das Recht, die pekuniäre Beisteuer der Reichen beliebig zu erhöhen, da sein Einfluß auch auf sie ein unbegrenzter wurde. Durch die neu begründete Disciplin der Kirche mit all ihren vielfachen Strafen, an deren Spitze die Exkommunikation stand, erhielt der Bischof eine Machtstellung, wie sie der des Zaren in keiner Weise nachstand. Die vielseitige Tätigkeit, welche die Verwaltung des Kirchengutes sowie die Verrichtung des Gottesdienstes erheischte, führte zur Bildung vieler neuer Stellungen und Kirchenämter, sodaß der Priesterstand zu einer regelrechten, von Stufe zu Stufe aufsteigenden Karriere wurde, ein Umstand, der dem Klerus als abgesondertem Stande ein noch höheres Ansehen verlieh.

Viele junge Leute wurden von den Aussichten auf eine glänzende Karriere bestimmt, sich dem christlichen Priesterstande zu widmen. Der Militärstand war längst in Verfall und Mißkredit gekommen, seitdem man denselben gemieteten Barbaren überlassen hatte. Die politische Karriere war mit dem politischen Leben zugrundegegangen. Die Staatsverwaltung befand sich im Zustande der Dekadenz. Kunst und Wissenschaft gaben wenig Gelegenheit zu einem Emporkommen. In der Karriere des christlichen Klerus hingegen war der Befriedigung eines jugendlichen Ehrgeizes Tür und Tor geöffnet. Dort konnte man leichter als irgendwo anders zu Macht und Ansehen emporsteigen.

Gleichzeitig mit diesem Umschwunge der gesamten christlichen Verhältnisse entstand eine immer engere Zusammenschließung der einzelnen Gemeinden, die bisher vollkommen unabhängig von einander dagestanden hatten. Indem die Leiter der christlichen Gemeinden nunmehr die Macht als höchstes Ideal anstrebten, erkannten sie, daß ihre höchste Macht sowohl dem Volke gegenüber als auch gegenüber der Staatsregierung in der innigen Aneinanderkettung aller christlichen Gemeinden erhalten war. So wie die auf dem Lande entstandenen Gemeinden in der Regel dem Bischof der zunächstliegenden größeren Stadt untergeordnet wurden,

so bildeten wiederum die Kirchen der verschiedenen Städte eine große Gemeinde, an deren Spitze der Bischof der Hauptstadt oder Metropole trat und demzufolge den Titel eines Metropoliten oder Erzbischofs erhielt. Wurde dadurch die Machtstellung der einzelnen Gemeinden herabgesetzt, so wurde doch andererseits die Stellung des Bischofs gegenüber seinen Gemeindegenossen um so unabhängiger. Schließlich aber kam es zu einer Zusammenfassung sämtlicher Gemeinden des ganzen Christentums unter einer einzigen Oberleitung, deren erste „Reichssynode“ im Jahre 325 zu Nicäa stattfand. Die Oberleitung bestand zunächst aus den Erzbischöfen der mächtigsten und reichsten Gemeinden, bis endlich die Oberleitung aller christlichen Angelegenheiten in die Hand des Bischofs von Rom gelegt wurde.

Und was wurde aus dem Volk? Was wurde aus den „Brüdern“? Was wurde aus der „christlichen Liebe“? „Damn the public“ sagte William H. Vanderbilt, nachdem er sich zum Könige der Eisenbahnen emporgeschwungen hatte; „Damn the people“ dachten bei sich die Herren Metropoliten und Bischöfe, als sie auf ihrem Throne saßen und in Reichtum und Ueberfluß schwelgten. Wie weit mußte es in dieser Hinsicht gekommen sein, wenn man im fünften Jahrhundert zum Schutze des Volkes folgender Einrichtung begegnet: Das gesamte christliche Einkommen wird in vier gleiche Teile geteilt; davon gehört ein Teil dem Bischof, ein Teil dem übrigen Klerus der Gemeinde, ein Teil wird zu Verwaltungskosten verwendet, und einen Teil erhalten die Armen. Sämtliche „Brüder“ zusammen also so viel wie der eine Bischof, und diese Einrichtung hatte man zum „Schutze des Volkes“ getroffen. Es geht doch nichts über die „christliche Liebe“.

Nach Ablauf der ersten drei Jahrhunderte hatte allerdings das Christentum ein anderes Aussehen bekommen als zu jener Zeit, da sich die „Brüder“ der ersten christlichen Gemeinden zu gemeinsamer Andacht vereinigten und mit dem „Bruderkuß“ auseinanderschieden. Die Gleichheit und Brüderlichkeit war ein längst vergessener Traum. Die große Masse des Lumpenproletariats befand sich genau im status quo ante, d. h. bevor das Christentum das Füllhorn seiner

Brüderlichkeit darüber ergoß. Nach wie vor war es von den Almosen der Reichen abhängig. Rechte besaß es keine. Das Proletariat hatte in erster Linie das Christentum aufbauen helfen. Nun da das Gebäude errichtet war, gab man ihm einen Fußtritt und setzte es vor die Tür. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehn.

Die Gefahr, die das Christentum dereinst für die besitzende Klasse und damit für die Erhaltung der staatlichen Gesellschaft bildete, war vorbei. Kein Mensch dachte mehr an kommunistische Principien. Der christliche Kommunismus war tot und begraben. Was die grausamsten Verfolgungen während dreier Jahrhunderte nicht zustandebrachten, was die diplomatischen Künste der größten Staatsmänner nicht vermochten, das haben die Christen selber vollbracht, das heißt die Herren Pfaffen, die Metropoliten und Bischöfe. Sie haben die drohende Hydra eines revolutionären Kommunismus besiegt; sie haben die Gefahr beseitigt, die seit drei Jahrhunderten die besitzende Klasse und damit die staatliche Gesellschaft bedrohte. Aber — was war der Preis, den der Sieger forderte für den Sieg, der nur ihm allein gelang? Das Christentum war mit diesem Siege nicht aus der Welt geschafft; im Gegenteil war es angeblich blühender und mächtiger als je zuvor. An Stelle des kommunistischen Pöbels war ein aristokratischer Klerus getreten. Anstatt der Gefahr, die dem Throne von unten drohte, von Seiten eines nach Gleichheit und Brüderlichkeit strebenden Proletariats, war eine neue Macht entstanden, die durch ihre ungeheure Gewalt über die große Masse des Volkes sowie durch ihre unerschöpflichen Geldmittel eine neue, offenbar weit größere Gefahr darstellte. Das Christentum bildete nunmehr einen Staat innerhalb des Staates, eine Organisation, die sich über die ganze Welt erstreckte und unbeschränkte Mittel zu ihrer Verfügung hatte. Das Streben nach Macht bildete die Triebfeder der wohlorganisierten Hierarchie vom Bischof in Rom bis herab zum einfachen Dorfkaplan. Kein anderer Stand im ganzen Reiche bot dem Ehrgeiz solche Chancen wie der christliche Klerus.

Selbstverständlich erkannte die Regierung sehr wohl, was für eine große Gefahr ihr in dieser wohlorganisierten

Macht drohte. Was konnte den Bischof von Rom davon abhalten, sich eines schönen Tages zum weltlichen Herrscher des Reiches machen zu wollen? Seine Macht war in steter Zunahme begriffen, während die des Kaisers auf schwachen Füßen stand. Wie konnte er hoffen, diesen inneren Feind zu besiegen, nachdem seine Vorgänger Jahrhunderte lang vergebens gegen ihn unter weit weniger ungünstigen Bedingungen angekämpft hatten? Waren auch vorderhand die Kräfte des Christentums noch nicht stark genug zu einem solchen Unternehmen, so war es jedoch unabsehbar, was in dieser Hinsicht die Zukunft bringen mochte. Da aber, wo es sich um Kämpfe irgend welcher Art handelte, da, wo dem Kaiser der Thron von Nebenbuhlern streitig gemacht wurde, und das Reich in mehrere Parteien geteilt war, da mußte die ungeheure Macht des Christentums bereits heute den Ausschlag geben.

Dies war die Lage der Dinge, als zu Beginn des vierten Jahrhunderts Konstantin, nachdem er in Britannien von seinen Truppen als Kaiser ausgerufen war, versuchte, sich zum Alleinherrscher des Reiches zu machen. Nicht weniger als fünf Augusti gab es außer ihm, die alle dasselbe Ziel im Auge hatten; nämlich Galerius, Maximinus, Maximinianus, Maxentius und Licinius. Jeder von ihnen hielt sich selber für den einzig Berechtigten, und das Land stand am Beginn eines verheerenden Bürgerkrieges. Selbstverständlich mußte ein jeder darauf bedacht sein, sich beim Volke beliebt zu machen und einen so großen Anhang als irgend möglich zu erwerben. Das Christentum bildete, wie oben erwähnt, eine verhältnismäßig bedeutende Macht sowohl an streitbaren Männern als auch an materiellem Besitz. Unter Diocletian und seinen Mitkaisern hatte die sogenannte „zehnte“ Christenverfolgung stattgefunden, die Eusebius als die grausamste aller Verfolgungen bezeichnet. Es war dies der letzte Versuch, diese der Staatsmaschine feindliche Macht mit Gewalt zu unterdrücken. Wie in den verflossenen drei Jahrhunderten, so stellte sich auch jetzt dieser Versuch als vergeblich heraus. Da handelte man, wie man es so oft im Leben beobachten kann. Ein Mann, der auf irgend einem Gebiete nach Erfolg ringt, wird zunächst von jenen, die be-

reits auf der Höhe angelangt sind, mit Fußtritten traktiert, da ihnen seine Konkurrenz unerwünscht ist. Fällt der Betreffende davon nicht zu Boden, sondern steht er wacker seinen Mann, und gelingt es ihm trotzdem zu Macht und Ansehen zu gelangen, so wird der Spieß gar bald umgedreht. Jeder bemüht sich seine Freundschaft zu erlangen und in nähere Beziehungen zu ihm zu treten. Aus den früheren Feinden werden angebliche Freunde, die alle aus seiner Machtstellung zu profitieren hoffen.

Gerade so handelten die Herren Imperatoren gegenüber den Christen. „Dieselben Leute", sagt Eusebius, „die früher die Hauptanstifter der Verfolgungen waren, änderten nunmehr höchst merkwürdiger Weise ihre Gesinnungen. Sie begannen zu widerrufen und versuchten die gegen uns angeschürte Glut der Verfolgung zu löschen durch milde Proklamationen und Gesetze".[1])

Jeder der Machthaber begann mit den hohen Würdenträgern der Christengemeinde zu liebäugeln, denn sie alle erkannten, daß dem der endgültige Sieg blühen würde, der die Christen auf seiner Seite hatte.

Als sich Konstantin im Jahre 312 auf dem Wege nach Rom befand, um den einen seiner Gegner, Maxentius, aus dem Felde zu schlagen, da soll er, der Erzählung des Eusebius gemäß, das Zeichen eines brennenden Kreuzes am Himmel erblickt haben mit der Inschrift: „In hoc vince!" — „Hierdurch wirst du siegen!" In der darauffolgenden Nacht soll ihm Christus erschienen sein und ihm befohlen haben, das Zeichen, das er am Himmel gesehen habe, auf sein Panier heften zu lassen, um es seinen Truppen beim Angriff auf den Feind voranzutragen. Auf diese Weise sei das berühmte Panier des Kreuzes — Labarum — entstanden, dessen sich fortan die christlichen Heerführer bedienten. Das liegende Kreuz ist zugleich der Anfangsbuchstabe des griechischen Wortes für Christus.

Die zeitgenössischen christlichen Geschichtsschreiber haben aus dieser angeblichen Begebenheit so viel als möglich Kapital zu schlagen versucht. Man hat Konstantin mit Paulus

---

[1]) **Eusebius, LVIII. C. 16.**

verglichen, der ebenfalls durch die Erscheinung Christi aus einem fanatischen Verfolger zum begeistertsten Anhänger Christi verwandelt wurde.

Ob Konstantin dieses Märchen selber erfunden hat, oder ob es der Phantasie der Herren Pfaffen entsprungen ist, läßt sich heute nicht mehr entscheiden. Ist auch ganz gleichgültig. Konstantin war kein Paranoiker; er hatte keine Hallucinationen; er war ein Mann mit bedeutenden Naturanlagen, dem aber nichts auf der Welt heilig war, und der kein Mittel, selbst das scheußlichste Verbrechen nicht scheute, um seinen Zweck zu erreichen. Einer solchen Natur erscheinen keine Messiasse. Aber die Geschichte ist fein erdacht und hat, von wem sie auch immer herrühren mag, ihren Zweck vollkommen erfüllt. Maxentius wurde mit seinem Heere vollständig geschlagen, und Konstantin ward der — Held des Christentums.

Eine größere Ironie des Schicksals läßt sich nicht denken. Wäre doch wenigstens ein Mann vom Schlage Marc Aurels zum Helden des Christentums geworden, aber dieses Ungeheuer, ein Mensch, der mit jedem erdenklichen Laster behaftet war. Er führte das Christentum selbstverständlich lediglich aus reinen Utilitätsgründen ein. Das durften aber die Christen nicht zugeben, denn dann wäre dem Christentum sein Hauptnimbus genommen worden. Sie mußten daher ihren Helden idealisieren und aus einem Verbrecher einen Heiligen machen. Die Kirche kann alles, und sie hat auch dieses zustandegebracht. Seine „Bekehrung“ geschah, wie die Paulus, durch das persönliche Erscheinen Christi, und den Rest seines Lebens weihte er der „göttlichen Wahrheit und dem Heile Jesu Christi“.

Die Geschichte zeichnete ihn aus wie nur wenige auserlesene Männer, indem sie ihm den Beinamen des „Großen“ verlieh. Freilich würden wohl Männer wie Alexander der Große, Karl der Große und Friedrich der Große sehr wenig stolz auf ihren Beinamen sein, wenn sie wüßten, mit wem sie diese Auszeichnung zu teilen hätten.

Seinen ersten Sieg als Imperator über die Franken und Alemannen feierte er damit, daß er die Anführer des Feindes zu Trier den wilden Tieren im Circus vorwerfen ließ. Den

zu ihm geflüchteten Maximianus ließ er ermorden. Licinius wurde, obwohl Konstantin sein Ehrenwort gegeben hatte, ihn nicht zu verletzen, als Kriegsgefangener hingerichtet. Seinen eigenen, hochbegabten und allgemein beliebten Sohn Crispus ließ er auf die unerwiesene Anklage seiner Stiefmutter hinrichten, gleichzeitig mit ihm seinen Neffen, den elfjährigen Sohn des Licinius. Nachdem er sich von der Unschuld seines Sohnes Crispus überzeugt hatte, ließ er seine Gattin Fausta, des Letzteren Stiefmutter, umbringen. Das nennt sich „christliche Liebe“. So sieht der Held des Christentums aus, dem die Geschichte den Beinamen des „Großen“ verliehen hat.

Von der Natur war Konstantin mit reichen Gaben ausgestattet. Er wird als Mann von hohem Wuchs und schöner Gestalt geschildert. Seine geistigen Fähigkeiten waren in vieler Hinsicht hervorragend, und seine Treulosigkeit und Grausamkeit sind deshalb um so verachtenswerter.

Nachdem er durch die verschiedenen Siege über seine Nebenbuhler Alleinherrscher des Reiches geworden war, machte er es sich zur Aufgabe, das Reich derart zu reorganisieren, daß die Macht des Kaisers gehoben, und der ins Wanken gekommene Thron neu befestigt würde.

Vor allem war es ihm darum zu tun, die letzte Spur des republikanischen Geistes, die sich noch während der drei Jahrhunderte erhalten hatte, gänzlich zu beseitigen. In Rom mußten die prächtigen Bauten des Forum romanum, wenn auch nur als stumme Zeugen der einstmaligen römischen Freiheit, das Volk unausgesetzt an die alte Blütezeit der Republik erinnern. Er entschloß sich daher, den Herrschersitz von Rom zu entfernen und nach dem bisherigen Byzanz zu verlegen, das er mit dem Aufwand ungeheurer Summen Geldes in eine neue Metropolis verwandelte, und dem er den Namen Roma nova gab. Später nannte man sie ihm zu Ehren Konstantinopolis, ein Name, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Das Hauptprincip des neuen Systems bestand darin, möglichst alle Berufsklassen derart zu reorganisieren, daß sie eine ununterbrochene Stufenleiter bildeten, deren höchste Sprossen sich unmittelbar an den Thron lehnten und somit

von ihm in direkter Abhängigkeit standen. An Stelle der persönlichen Freiheit und Selbständigkeit des Denkens und Handelns, wie es dem freien römischen Bürgertum zu eigen war, trat ein System striktester Subordination einer wohlorganisierten Bureaukratie. Wie der äußere Sitz des Herrschertums von der westlichen Metropole nach der mit orientalischen Bauten prangenden Hauptstadt des Ostens verlegt wurde, so traten auch an Stelle der einfacheren, noch immer republikanischen Geist atmenden Sitten und Gebräuche der ganze Pomp und Schwall einer orientalischen Staatsmaschine.

Vom niedrigsten Sklaven bis hinauf zum kaiserlichen Staatsminister hatte jeder seinen Rang und Titel. Keiner war niedrig genug, um nicht doch einen gewissen Stolz für die ihm verliehene Würde zu empfinden, keiner hoch genug, um nicht noch weiter zu streben und eine höhere, noch zu erreichende Stufe vor sich zu erblicken. Jede Rangstufe war mit der skrupulösesten Sorgfalt begrenzt und fand in einer Fülle ceremonieller Auszeichnungen den Ausdruck ihrer Würde. Das Studium und die Kenntnis all dieser Ceremonieen war eine der Hauptpflichten, ihre Verletzung war ein Verbrechen. Selbst die äußerliche Anrede eines jeden Ranges bestand aus den seltsamsten und absurdesten Formalitäten. Die vielen Orden und Titel in den heutigen europäischen Ländern bilden ein Ueberbleibsel jenes orientalischen Trödels.

Aber alle diese Dinge waren nicht einfach leerer Tand. Sie waren in der Tat dazu angetan, den Thron zu stützen und seine Macht zu befestigen. In einem Lande, wo niemand etwas zu verlieren hat, steht der Thron auf schwachen Füßen. Hat hingegen jeder etwas zu verlieren, so liegt es im Interesse eines jeden, die Revolution zu vermeiden und die Regierung zu schützen. Dies ist es, was Konstantin zu erreichen bestrebt war, und was er in vollem Maße erreichte.

Jene feine Organisation, wie sie Konstantin in den verschiedenen Gliedern der Staatsmaschine errichtete, fand er bereits fertig im Christentum vor. Der Klerus hatte sich in streng disciplinierten Rangstufen organisiert. Diese große Macht mit Gewalt zu beseitigen, hatte man seit Diocletian definitiv aufgegeben. Von nun an mußte es daher das Streben

des Machthabers sein, sich selber an die Spitze dieser Organisation zu stellen und dadurch die ganze Macht derselben in seine eigene Hand zu bringen. Dies war freilich nicht so leicht. Die Herren Bischöfe waren durchaus nicht geneigt, die so mühsam errungene Macht aus Händen zu geben. Andererseits jedoch erkannten sie, daß es auch für sie besser wäre, Hand in Hand mit der Regierung zu gehen, als sich derselben feindlich gegenüberzustellen. So entstand denn jenes Verhältnis zwischen Staat und Kirche, das bald dem einen, bald dem anderen die Oberhand verlieh, und dessen Doppelgestalt sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Und das Volk? — Und die „christliche Liebe“? Reden wir nicht mehr davon! —

Nachdem Konstantin im Jahre 312 das flammende Kreuz am Himmel erblickt hatte, und ihm Christus in eigener Person erschienen war, und nachdem er seinen Hauptgegner Maxentius durch die Hilfe und den Beistand Christi in offener Feldschlacht geschlagen hatte, da hätte man glauben sollen, daß er aus Dankbarkeit und Erkenntnis der göttlichen Wahrheit sofort zum Christentum übergetreten wäre. Ja, allerdings! Das hätte er auch getan, wenn er — ein Paranoiker gewesen wäre, respektive wenn jene Erzählung des flammenden Kreuzes und Christi auf Wahrheit beruht hätte. Da dieses Histörchen aber nur ein strategischer Kniff des schlauen Kaisers war, so wurden seine Entschlüsse durch andere Motive bestimmt. Noch war die Zeit nicht gekommen, das Christentum zur Staatsreligion zu machen; dazu war der Anhang an die alte Götterlehre noch zu groß. Was die Religionen als solche anbetrifft, so fragte Konstantin ebenso wenig nach der einen, als nach der anderen. Ihm war es sehr gleichgültig, ob man die alten Götter anrief und den Standbildern der Kaiser opferte, oder ob man einen geisteskranken Juden anbetete und vom „Heiland“ faselte. Ihm kam es lediglich darauf an, von allen Parteien unterstützt zu werden. Es handelte sich nicht darum, daß er das Christentum anerkenne, sondern umgekehrt, daß das Christentum ihn anerkenne.

Wie sämtliche Kaiser seit Augustus, so war auch Konstantin der Pontifex Maximus der römischen Staatsreligion. Sein Ziel ging darauf hinaus, eine ähnliche Stellung dem Christentum gegenüber einzunehmen. Er trat daher mit den

hohen Bischöfen in Verkehr und zeigte ein lebhaftes Interesse für alle Angelegenheiten der Kirche. Obwohl der Form nach die Bischöfe noch immer gewählt wurden, machte er seinen Einfluß dabei geltend, sodaß die Besetzung wichtiger Stellen in vielen Fällen einer Kaiserlichen Ernennung gleichkam. Er ließ eine große Anzahl christlicher Kirchen erbauen und stattete dieselben mit großem Pomp aus. Nach seinem endgültigen Siege über Licinius wies er ihnen regelmäßige Einkünfte aus dem öffentlichen Schatze an. Eines der wichtigsten Gesetze, das der Kaiser zu Gunsten der Kirche erließ, war die Erlaubnis Erbschaften anzutreten und folglich auch Güter zu besitzen. Von nun an stieg namentlich der Grundbesitz des Klerus mit rapider Geschwindigkeit. Den Geistlichen räumte Konstantin das Recht ein, einer besonderen Gerichtsbarkeit unterworfen zu sein und auch selber im Namen der Kirche Recht zu sprechen in Fällen, die von den Parteien freiwillig vor sie gebracht wurden.

Auch in die inneren dogmatischen Angelegenheiten mischte sich der Kaiser und entfaltete hierbei das scheinbar größte Interesse. Als sich in der Alexandrinischen Kirche ein heftiger Streit erhob zwischen dem Bischof Alexander und dem Presbyter Arius, der bald große Dimensionen annahm und die Kirche zu spalten drohte, da versuchte der Kaiser, durch persönliches Eingreifen der Sache ein Ende zu machen. Als jedoch alle seine Bemühungen vergeblich blieben, indem beide Parteien hartnäckig bei ihrer Ansicht verharrten, da griff er zu dem Mittel, eine Versammlung aller Bischöfe seines Reiches nach Nicäa zu berufen, um den Streit von der versammelten Kirche entscheiden zu lassen. Es war dies das erste sogenannte Concilium der Kirche, dem bekanntlich später eine große Anzahl nachfolgten. Der Kaiser wohnte dem Concil selber bei und nahm den lebhaftesten Anteil an den Verhandlungen, auf die er einen bedeutenden Einfluß auszuüben verstand.

Alles dies tat Konstantin, ohne selber zum Christentum überzutreten. Noch immer war er der Pontifex maximus und hatte daher die oberste Leitung des „heidnischen“ Gottesdienstes selber zu führen. Dies zeigt doch auf das Unzweideutigste, daß Konstantin dies alles aus rein diploma-

tischen Gründen tat, und der religiöse Glaube ihm nur als Vorwand diente. Es beruht daher entweder auf naiver Unwissenheit oder auf absichtlicher Entstellung der Tatsachen, wenn moderne Geschichtsschreiber fortfahren zu sagen, daß Konstantin „in seinem Glauben an die Wahrheit und Göttlichkeit des Christentums immer mehr bestärkt wurde“. Konstantin trat selber überhaupt niemals zum Christentum über, wenn auch von den Geschichtsschreibern behauptet wird, daß er auf dem Sterbebette „die heilige Taufe“ empfangen habe. Welch ein Unsinn! Auf dem Sterbebette! Als wenn das einen Unterschied mache, ob man einen sterbenden Mann mit Wasser bespritzt und ihn nun einen Christen nennt. Wahrscheinlich hat er selber garnichts davon gewußt, sondern war dies eine für sie allerdings hochwichtige Procedur der Herren Pfaffen. Tatsache ist, daß nicht nur Konstantin selber bis an sein Lebensende, sondern auch seine Nachfolger bis auf Gratian Pontifex maximus blieben.

Nicht durch den „Glauben an die göttliche Wahrheit“, sondern durch die Lage der Verhältnisse, wie sie sich nunmehr gestaltet hatten, mußten Konstantin und seine Nachfolger zur Ueberzeugung gelangen, daß, nachdem man einmal so weit gegangen war, es durchaus im Interesse des Thrones lag, das Christentum zur allgemein herrschenden, ja alleinigen Religion zu machen. Unterdrücken ließ sich das Christentum nicht mehr, und man mußte daher notwendigerweise mit demselben gehen. Die Doppelstellung aber zwischen den beiden Religionen aufrecht zu erhalten; einerseits Pontifex maximus der „heidnischen“ Religion zu sein und andererseits als Beschützer und Beförderer des Christentums zu fungieren, das war ein Unding.

Im Jahre 312 begann Konstantin, seinen Truppen in der Schlacht das Labarum, das Zeichen des Kreuzes, vorantragen zu lassen, damit sie im Glauben an Jesus Christus siegten über die „Heiden“, deren religiöse Oberleitung in seinen Händen ruhte. Nachdem er zwölf Jahre darauf verwandt hatte, dem Christentum allgemeine Anerkennung zu verschaffen, machte er es im Jahre 324 zur Staatsreligion, ohne aber persönlich diesem Glauben beizutreten, denn er

mußte der Verfassung gemäß noch immer Pontifex maximus bleiben.

Nur ein Mann wie Konstantin, der sich nicht das geringste Gewissen aus derartigen Dingen machte, konnte sich in einer solchen Doppelrolle zurechtfinden. Es bedurfte aber auch eines ganz besonders servilen und verächtlichen Pfaffentums, um es sich gefallen zu lassen, daß ein Mann, der selber nicht zu ihrem Glauben gehörte, sondern an der Spitze der „heidnischen" Religion stand, in den allerwichtigsten Angelegenheiten ihrer Religion, wie in dem Streite zwischen Alexander und Arius, in dem es sich um die Göttlichkeit Christi handelte, eine maßgebende Stimme haben und den schließlichen Ausschlag abgeben sollte.

Nachdem man einmal damit begonnen hatte, das Christentum als die einzig wahre Religion zu proklamieren, ging die Sache mit rapiden Schritten vorwärts. Gab es doch kaum jemanden, der ein Interesse daran gehabt hätte, diese Anischt zu bekämpfen. Die Verfolgungen des Christentums waren nicht aus religiösen Gründen geschehen und gingen niemals vom Volke aus, sondern immer von der Regierung. Jetzt stellte sich die Regierung auf Seite der Christen; wer sollte also dagegen etwas einzuwenden haben? Die Gebildeten, die sich mit der Philosophie beschäftigten, die entweder Stoiker oder Epikuräer waren, die kümmerten sich nicht darum, ob Jupiter oder Christus auf dem Throne saß. Die Priester hatten eine bessere Karriere in der christlichen Kirche zu erwarten als in den Tempeln der alten Götter. Und das Volk? Nichts war leichter, als das Volk anstatt in die Tempel in die Kirchen zu schicken. Was wußte die große Masse des Volkes von der einen oder der anderen Religion? Das Einzige was dem Volke heilig ist, sind die von Generation auf Generation ererbten Ceremonieen und Gebräuche. Die im elterlichen Hause verlebten Festtage, die einen tiefen Eindruck auf das jugendliche Gemüt ausüben, sind dem Volke ans Herz gewachsen und werden nur ungern von ihm vermißt. Nicht die Gottheit selber ist es, um die sich das Volk kümmert, sondern die Art und Weise, wie man dieselbe verehrt und feiert.

Um diese Schwierigkeit zu überwinden, griff man zu

einem sehr einfachen, aber um so wirkungsvolleren Mittel. Die äußere Hülle, die dem Volke lieb und wert war, ließ man bestehen, nur den inneren Kern änderte man, um den sich das Volk nicht kümmerte, den es nicht einmal kannte. Was lag dem Volke daran, ob es zu Jupiter betete oder zu Christus? Die Kirchen waren den Tempeln nachgebildet; ja vielfach, wie man das heute noch in Rom sehen kann, wurden die „heidnischen“ Tempel in christliche Kirchen verwandelt. Den Priestern zog man dieselben prunkhaften oder vielleicht noch kostbarere Gewänder an. Die Altäre der alten Götter, vor denen die Menge zu knieen gewohnt war, standen dort nach wie vor, und die Menge betete dort, wie sie es von Alters her gewohnt war.

Da stieß man auf eine Schwierigkeit. Auf den Altären waren die verschiedenen Götterbilder aufgestellt. Dies war der Tempel Apollos, jener gehörte der Diana. Auf diesem Altare stand das Bildnis der schönen Venus, dort befand sich ein Bild des Mars. Dies bunte Gepränge des Polytheismus war mit dem Volke eng verwachsen. Von jetzt an mit dem einen Christus vorlieb zu nehmen, mußte dem Volke recht hart ankommen. Die Lehre eines einzigen Gottes kannte man ja von den Juden her, und es erfreute sich dieselbe durchaus keiner Beliebtheit. Namentlich würde das Volk die weiblichen Gottheiten schwer vermissen. Was war da zu machen? Man sah sich um in der Familie Jehovahs. Aber der hatte nur den einzigen Sohn. Wie schade, Töchter hatte er gar keine. Auch keine Mutter und Schwiegermutter. Das war wirklich ein Dilemma. Man sann hin und her, bis man endlich auf die Idee kam, die Mutter Jesu zur Göttin zu machen. Wenn Christus ein Gott ist, so muß doch seine Mutter eine Göttin sein. Die alte jüdische Dame, die ehrbare Witwe des Tischlermeisters Joseph, erhielt den officiellen Titel „Maria, die Mutter Gottes“. Das paßte vorzüglich. Hatte das Volk doch nun Ersatz für die ihnen so lieb gewordene Isis, die sich ebenfalls „Mutter der Götter“ nannte. Madam Isis stammte bekanntlich aus Aegypten und war zur Zeit Sullas nach Italien gekommen. Da sie sich aber in Rom sehr unanständig aufführte, wurde sie mehrere Male ausgewiesen.

Aber das Volk liebte die alte Dame und holte sie immer wieder zurück. Das letzte Mal wurde sie von Augustus aus Rom verbannt; sie kehrte jedoch unter Vespasian wieder zurück und erfreute sich seitdem der besonderen Gunst des Volkes. Nunmehr trat Mutter Maria an ihren Platz, und wie früher die Isis, so verehrte das Volk jetzt die Maria durch Processionen und Geschenke.

Aber trotz aller Achtung für Jesus und seine Mutter, — die beiden allein genügten nicht. Sie konnten unmöglich an Stelle all der vielen Götter treten. Das Volk war an bedeutend mehr gewöhnt und würde sich schwerlich mit einem Junggesellen und seiner alten Mutter zufrieden geben. Man riet hin und her, was da zu machen wäre. Man brauchte Götter; Ersatz für Apollo, Diana, Mars und Minerva; Ersatz für die vielen Hausgötter, an die das Volk doch nun einmal gewöhnt war. Wo konnte man Götter herbekommen, die mit Jehovah, Christus, dem heiligen Geist und der Mutter Maria auf gutem Fuße standen? Das war wirklich nicht leicht und bereitete den gelehrten Herren viel Kopfzerbrechen. Da endlich fand einer von ihnen den Ausweg aus dieser Not. Schon lange hatte man die vielen Märtyrer, die so heldenhaft für den Herrn Jesus Christus gelitten hatten, mit besonderen Ehrenbezeugungen bedacht. Man hatte in ihrem Namen Kirchen erbaut, man hatte sie innerhalb der Kirche bestattet, und vielen hatte man Denkmäler errichtet über ihrem Grabe. Jetzt kam man auf die Idee, ihnen eine Art Göttlichkeit zu verleihen. Hatte doch Christus so häufig gesagt, daß diejenigen, die für ihn den Tod erlitten, besonders belohnt werden würden im Reiche Gottes. Man machte jene Märtyrer nunmehr zu „Heiligen“ und versetzte sie an die Stufen des himmlischen Thrones, wo sie das Vermittleramt übernehmen sollten zwischen Christus und der Menschheit. Damit war man aus aller Not. Jetzt konnte man Bilder errichten so viel man wollte. Hier war der heilige Joseph, dort war die heilige Magdalena. Wie das kaiserliche Reich streng discipliniert und organisiert war, so hatte von nun an auch das himmlische Reich eine höchst komplicierte Organisation. An der Spitze stand selbstredend die göttliche Familie, Jehovah, Christus nebst

Frau Mama, sowie der heilige Geist. Deren Bedienung versah die große Schar der Engel. Hierin hatten sogar die christlichen Gottheiten einen großen Vorzug vor denen des alten Olympus, denn letztere mußten sich mit dem einen Götterboten, Hermes, begnügen. Allenfalls war da noch der junge Ganymedes; aber der beschränkte sich darauf, Jupiter den Becher zu füllen, während die christlichen Engel für alle möglichen Dienste verwendet wurden. Dazu kam nun noch das große Heer der Heiligen, denen das Vermittleramt zwischen den Menschen und der Gottheit übertragen war. Auch diese hatten vieles vor den untergeordneten Gottheiten des alten „Heidentumes" voraus. Vor allen Dingen war es charakteristisch für den edlen Geist, der das Christentum beseelte, daß jedem Menschen ohne Unterschied des Ranges, ja selbst dem niedrigsten Sklaven die Gelegenheit gegeben war, sich den Heiligenschein zu erwerben. Dieser Heiligenschein, ein goldener Reif um das Haupt gewunden, war nämlich das Abzeichen der Heiligen im Reiche Gottes. Zwar konnten auch bei den alten Heiden Sterbliche den Rang eines Halbgottes erlangen, aber diese Ehre wurde nur auf einen außergewöhnlich großen Helden beschränkt, wie z. B. Herkules. Ferner wurden in späterer Zeit die römischen Kaiser unter die Gottheiten eingereiht. Aber nimmermehr wäre es in dem barbarischen „Heidentum" einem elenden Sklaven vergönnt gewesen, jene hohe Ehre zu erlangen. Erst dem Edelmut des Christentums blieb es vorbehalten, allen Menschen, gleichviel ob arm oder reich, hoch oder niedrig, diese Auszeichnung zu ermöglichen. Alles was nötig war, um unter die Schar der Heiligen eingereiht zu werden, war ein fügsames Leiden und Dulden auf dieser Welt und ein qualvoller Tod zur Ehre des Herrn Jesu Christi. Es genügte eventuell, sich in siedenden Kesseln schmoren zu lassen oder die Augen mit glühenden Eisen ausgebohrt zu bekommen, um für die Stellung als Heiliger würdig befunden zu werden.

Eine andere, von alters hergebrachte Gewohnheit des Volkes bildete der weit verbreitete Gebrauch von Amuletten. Alle möglichen Steine seltener Art, Muscheln, Korallen, kleine Holzstücke heiliger Bäume, kleine Götterbilder, kurz alles, was die Phantasie abergläubischer Völker zu er-

denken imstande war, wurde als wundertätig und heilkräftig verehrt. Sehr weit verbreitet war die Sitte, solche Amulette mit sich herumzutragen als Schutz gegen Krankheit oder böse Geister. Andere pflegten kein wichtiges Unternehmen zu beginnen, ohne vorher ihr Amulett gleichsam um Rat zu fragen. Viele glaubten an die Fähigkeit ihrer Amulette, alle möglichen Krankheiten zu heilen. Die kleinen Altäre am Eingange eines jeden Hauses, auf dem sich das Bildnis des Hausgottes befand, waren gewöhnlich bedeckt mit einer Anzahl derartiger Amulette, von denen ein jedes eine besondere Eigenschaft besaß.

Selbstredend durfte das Christentum als Verkünderin der „reinsten, göttlichen Wahrheit" einen so lächerlichen Aberglauben nicht dulden. Es wurden daher von Seiten der Kirche Gesetze erlassen, die allen Christen die Ausübung einer solchen „Ketzerei" auf das strengste verboten. Aber noch war ja das Christentum nicht die einzige Religion; die alten Götter waren noch nicht gänzlich aus der Welt geschafft. Man mußte daher vorsichtig zu Werke gehen, um das Volk nicht etwa von dem neuen Glauben abzuschrecken. Bald fand auch die väterliche Fürsorge der trefflichen Bischöfe einen guten Ersatz für die Amulette. Selbstverständlich mußten die irdischen Ueberreste der vielen Heiligen. deren unsterbliche Seele zu den Füßen des Thrones Christi weilten, eine göttliche Wunderkraft besitzen. Um das Volk von den wundertätigen Eigenschaften dieser „Reliquien" zu überzeugen, legte man eine Anzahl derselben unter die Altäre in den Kirchen. Ja, so allgemein wurde diese Sitte, daß ein aus Konstantinopel stammendes Dekret befahl, alle Altäre niederzureißen, unter denen sich keine Reliquien befanden. Diese schöne Sitte hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Bei der Einweihung jeder katholischen Kirche wird noch heute irgend eine Reliquie, sei es ein Zahn oder ein Nagel oder einige Haare eines Heiligen, in feierlicher Procession von den Priestern nach dem Altare getragen und dort unter großer Feierlichkeit deponiert. Die Zahl der Reliquien wurde mit der Zeit eine ungeheuer große, aber auch der Bedarf derselben entsprach diesem Reichtum. Denn jeder gute Christ, der nur irgendwie imstande war, sich in den Besitz

von Reliquien zu setzen — dieselben wurden selbstverständlich teuer bezahlt — erwarb deren einige. Anstatt der heidnischen Hausgötter und der abergläubischen Amulette stand nunmehr auf dem Altare eines christlichen Hauses das Bild der Maria, der Mutter unseres Heilands, ein Krucifix aus Elfenbein oder Ebenholz, ein Rosenkranz und eine Anzahl von Reliquien, bestehend aus Backzähnen, Haaren, Zipfel eines Rockes, Nägel und dergleichen mehr. So hatte man einerseits jenen unsinnigen „Aberglauben" des Heidentums aus der Welt geschafft und andererseits dem Volke Ersatz gegeben durch heilige und gottgefällige Dinge des die Wahrheit verkündenden Christentums.

Der von den Heiden aufs gröbste vernachlässigte Tartarus gelangte wieder zu neuen Ehren. Allerdings nannte man ihn von nun an Hölle, wodurch die Sache wesentlich geändert wurde. Auch wurden die Strafen beträchtlich verschärft. Während die Heiden so töricht waren, nur ganz besonders schwere Verbrecher im Tartarus peinigen zu lassen, wurde von nun an jeder in die Hölle geschickt, der in irgendwelcher Weise den Lehren und Vorschriften der guten Priester zuwiderhandelte. Dies trug natürlich lebhaft dazu bei, den Ruhm und die Ehre „unseres Herrn Jesu Christi" zu vermehren. Auch hatte man den alten Tartarus, d. h. die jetzige Hölle, mit einem gänzlich neuen Personal versehen. An Stelle des altersschwachen Pluto trat der jugendliche und energische „Teufel". Eine Gattin wie Pluto hatte dieser nicht. Dahingegen war sein Reich mit einer Unmasse von untergeordneten Teufeln, Hexen und bösen Geistern aller Art angefüllt, die sämtlich die Befehle ihres Herrn und Meisters auf das gewissenhafteste ausführten.

Wie man die alten Götter durch christliche Gottheiten ersetzte, so ließ man dem Volke auch die ihm lieb gewordenen Festtage, indem man ihnen lediglich eine andere Bedeutung unterschob, woraus sich das Volk aber sehr wenig machte.

Das populärste Fest der Römer war das der Saturnalien. Es wurde zur Ehre Saturns gefeiert, zum Andenken an die Erschaffung des Lichts. Die Festlichkeiten dauerten

mehrere Tage lang und erfüllten das Volk mit Frohsinn und Heiterkeit. Man beschmückte die Häuser mit grünem Laub, machte sich gegenseitig reiche Geschenke, und jeder war darauf bedacht, dem anderen eine Freude zu bereiten. Alle öffentlichen Geschäfte wurden an diesem Tage suspendiert; die Kinder blieben aus der Schule und die Gerichtshöfe waren geschlossen. Alle Unterschiede des Standes wurden während der Festlichkeiten außer acht gelassen, selbst den Sklaven gönnte man an diesem Tage die Freuden und Vorrechte der Reichen, indem man sie von allen Pflichten entband. Dieses schöne Fest, das man gegen Ende December zu begehen pflegte, durfte man dem Volke natürlich nicht nehmen, ohne seinen Unwillen zu erregen. Daher ließ man es nach wie vor bestehen, nur feierte man anstatt der Saturnalien die Geburt „unseres Heilandes Jesu Christi“, der nunmehr das „wahre Licht der Welt“ geworden war. In ähnlicher Weise verfuhr man mit den übrigen Feiertagen.

Auf diese Weise gelang es ohne besondere Schwierigkeiten, das Christentum zur Staatsreligion zu machen. Bevor der Mann des Volkes wußte, worum es sich eigentlich handelte, wurde er aus einem „wilden Heiden“ in einen „frommen Christen“ verwandelt. Daß er selber so gut wie nichts vom Christentum wußte, tat seiner Frömmigkeit nicht nur keinen Abbruch, sondern lag durchaus im Sinne der Priester. Die Unwissenheit der Laien in religiösen Dingen wurde sogar fortan als Tugend betrachtet. Jene alten kommunistischen Ideen des ehemaligen Christentums waren längst vergessen und begraben. Gleichheit und Brüderlichkeit existierte nur noch nach dem Tode im himmlischen Reiche Gottes. Die „christliche Liebe“ wurde zum Deckmantel aller Unterdrückungen und Ausbeutungen des Volkes. Denn alles, was man tat, geschah fortan aus „christlicher Liebe“ und „im Namen unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi“. Von dem frommen christlichen Volke verlangte man unbedingten Gehorsam gegenüber den Anordnungen der Priester. „Gehorsam ist des Christen Schmuck“. Je mehr der Arme auf dieser Welt zu leiden hatte, je geduldiger er sich in das Los eines edlen Märtyrers zu schicken wußte, um so größer waren seine Aussichten auf eine ewige Seligkeit in jener anderen

Welt. Aber wehe dem Frevler, der es wagte, in Ungehorsam gegen die Vorschriften der Priester zu handeln oder gar als verruchter Ketzer die heiligen Gesetze der Kirche zu verletzen. Ihn erwartete ewige Verdammnis im Fegefeuer der Hölle. Die Großen aber, des Staates sowohl wie der Kirche, wetteiferten miteinander in dem Jagen und Ringen nach Macht und Besitz. Da, wo ihr Vorteil es ihnen ratsam erscheinen ließ, verbanden sie sich miteinander und ließen sich gegenseitige Unterstützung zuteil werden. Zu anderen Zeiten hingegen befehdeten und bekriegten sie sich auf das entsetzlichste, indem jede der beiden Parteien versuchte, der anderen in christlicher Liebe so viel als möglich zu schaden und den Besitz der höchsten Macht an sich zu reißen. Das gehorsame Christenvolk aber mußte sein Blut vergießen für die, unter deren Macht es seufzte, hoffend, daß „unser Herr und Heiland Jesus Christus" es dereinst in jener Welt für alle Leiden und Schmerzen entschädigen würde.

Dies ist die Geschichte des berühmten „Sieges" des Christentums über das „Heidentum", auf den die ganze Welt so stolz ist, und den die Geschichtsschreiber nicht genug rühmen können. Dies ist der „Sieg", den sie als wichtigstes und bedeutsamstes Ereignis in der Geschichte der Völker preisen, das sich jemals in der Welt zugetragen hat.

